


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Fünfzehn Essays

von

Herman Grimm.

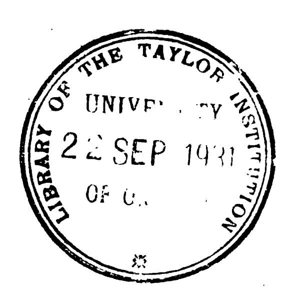
Fünfzehn Essays

von

Herman Grimm.

(Zweite vermehrte Auflage der Neuen Essays ꝛc.)

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1874.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
22 SEP 1931

Vorbemerkung.

Im Jahre 1859 erschien die erste Sammlung meiner Aufsätze unter dem Titel „Essays", 1865 die zweite Sammlung unter dem Titel „Neue Essays über Kunst und Litteratur". Bei einer neuen Auflage wählte ich zuerst die auf bildende Kunst bezüglichen Stücke aus, welche unter dem Titel „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der Modernen Kunst" 1871 erschienen sind. Die vorliegende Sammlung gibt die auf politische und Litteratur-Geschichte bezüglichen Aufsätze. Es bleiben übrig die, welche sich mit dem Drama beschäftigen, die ebenfalls zusammengedruckt erscheinen sollen. Neu hinzugefügt sind im vorliegenden Bande: I, V, VI, VII, VIII, XI, XIII.

H. G.

Inhalt.

Voltaire und Frankreich.

1.

Als Alarich auf seinem Zuge durch Italien Rom belagerte, schickte die durch Pest und Hungersnoth zum Aeußersten gebrachte Bevölkerung Gesandte ins gothische Lager. Statt jedoch, wie sie sollten und mußten, ruhig anzuhören was der Sieger, in dessen Händen ihr Schicksal völlig lag, an Bedingungen vorschrieb, brechen sie in übermüthige Drohungen aus und kehren unverrichteter Sache in die Stadt zurück. Und dann sogar noch, als die Stadt in die Hand der Gothen gefallen war, werden anfänglich milde Vorschläge schroff abgewiesen. Die Historiker nennen es unbegreifliche Verblendung. Denn wer will diese Halsstarrigkeit etwa edlen Stolz nennen, da die ganze Tiefe der Elendigkeit des öffentlichen Zustandes den Römern selbst offenbar war? Sie hatten die tödtliche Angst des Volkes beim Herannahen des Feindes ja mit Augen gesehen: die allgemeine Flucht, die Rathlosigkeit der Bewohner, den Mangel an leitenden Männern. Woher bei aller Abwesenheit eigner Kraft dieses Aufbrausen eines Hochmuthes dem jede Berechtigung fehlte?

Ich will die Deutschen heute weder mit den Gothen Alarich's vergleichen (obgleich nichts Schändendes für uns in dem Vergleiche mit diesem edlen Volke läge) noch die Römer

und Italiener von damals mit den Franzosen und Parisern von heute. Allein das Auftreten der in diesem Kriege sichtbar werdenden französischen Anschauung der Dinge wirft ein mil= deres, jedenfalls ein erklärendes Licht auf jene mitten im Un= tergange gegen das Bewußtsein, verloren zu sein, sich empö= rende Stimmung der Römer, die bisher nur als lächerlicher Trotz bezeichnet werden konnte; und wiederum diese hilft uns das jetzige Auftreten des französischen Volkes begreifen. Beide Symptome erklären einander gegenseitig: Erlebnisse, sehen wir, können über Völker so unerwartet und in so ungeheurem Maaße einbrechen, daß der Betroffene die Fähigkeit verliert, bei offnen Augen die Dinge zu gewahren welche sich ereignen. Der Römer von damals, ohne Hoffnung auf die Zukunft, un= fähig sich zu regieren und zu vertheidigen, ausgehungert und mit dem Untergange vor den Augen, verliert in dem Momente wo er demüthig unterhandeln soll, die Fähigkeit, den Gedanken zu fassen, das übertausendjährige, unbesiegte „goldene" Rom könne jemals Barbaren als Sieger mit seinen Mauern fassen, und statt sich zu unterwerfen, droht er. Die Worte empören sich den Gesandten auf den Lippen. Ihre große Vergangen= heit steht wie eine Fata morgana vor ihnen und bethört sie. Und so heute: besiegt und niedergeworfen sind die Gefangnen so vieler Schlachten nicht weiter zu bringen, als daß sie sich zum Begriffe „Verrath" erheben. Der Franzose ist geistig nicht dahin organisirt, sich als besiegt denken zu können. Matt, hoffnungslos und elend vor seinem Schicksal stehend erkennt er es nicht an, nennt seine Niederlagen Siege, glaubt Elsaß und Lothringen mit krampfhaften Händen noch zu halten und droht mit der Forderung der Rheingränze.*)

---

*) Dieser Aufsatz erschien zuerst in den Preußischen Jahrbüchern, zu einer Zeit, wo der Krieg, der heute schon in der Vergangenheit liegt, noch unent= schieden und Paris von unsrer Armee noch cernirt war.

Freilich, voraussehen ließ sich dieser ungeheure Krampf nicht, in den die französische Nation verfallen ist, denn Niemand ahnte, daß der von Parteileidenschaft fast aufgelöste Organismus noch so dämonische Kraft erzeugen könne, die wir anerkennen auch wenn wir sie zu Boden drücken. Jetzt aber, dem Phänomen gegenüber wie es sich offenbart, enthält es nichts das sich aus der Geschichte des Landes nicht erklären ließe.

Drei Generationen nun haben auf Schritt und Tritt als Glaubenssätze wiederholt gefunden: Unbesiegbarkeit der an der Spitze aller Völker stehenden französischen Nation, und Eroberung der Rheingränze als eines heiligen historischen Vermächtnisses. Gloire und victoire, France und vaillance sind Reime, für welche Gott die französische Sprache besonders zubereitet zu haben schien. Frankreich besiegt von den Deutschen, ist für französische Augen ein dämonischer Spuk. Es sind Gespensterschaaren, welche Paris umlagern. Nur ein wenig Geduld, und in der wiederkehrenden Sonne blinken die alten Waffen Frankreichs, und bald auch spiegeln sie sich siegreich in den Fluthen des Rheines. Gustave Doré, ein nationales Genie wie je eines Frankreichs Gedanken illustrirt hat, hat diesen Zug des Volkes an den Rhein in einer symbolischen Zeichnung verherrlicht, die besser als alles Geschriebene und Gesprochene den Gedanken ausdrückt. Jeder Franzose der das sieht, muß ausrufen: ja so soll es und wird es sein!

Es wird nicht so sein, steht unsere Hoffnung.

Aber nicht blos Uebermuth war dieser Schrei frontières du Rhin. Es war der einzige ideale Gedanke zuletzt, der dem Volke übrig blieb. Das aber, was Viele Verlogenheit der französischen Presse nennen, ist nichts als instinktiv begonnenes verzweiflungsvolles Ringen, nicht anzuerkennen was geschehen sei. Wir wissen ja, wie während der Restauration

die Revolution und napoleonische Epoche aus den Geschichtsbüchern der Jugend verbannt waren. Man hatte schließlich kein anderes Mittel, sich von der verhaßten giftigen Erinnerung loszumachen. Und so wäre heute, wenn spätere Zeiten der Ruhe kommen, ein Entschluß denkbar, daß in Frankreich ein ungeheurer Stein errichtet würde mit der Inschrift: Ci gît l'année 1870, malheur à qui en parle. Verboten doch die Athenienser, von Salamis zu reden. Die Herren in Tours senden ihre Lügen durch das Land, weil sie glauben, Frankreich müsse in Stücke springen wenn es die nackte Wahrheit erführe.

Und gegenüber diesen Umformungen der Wahrheit, die ganz offen betrieben werden, warum stumpft sich die Fähigkeit nicht ab, ihnen, trotz allem, immer wieder Glauben beizumessen? Auch hier giebt die Geschichte des Volkes den Schlüssel. Nicht die Erlebnisse dieses Krieges haben zuerst in Frankreich das Phänomen hervorgerufen. Nur das Colossale der Erscheinung ist so neu, wie die Ereignisse selbst es sind. Angeboren dem französischen Charakter ist es, stets die Kunde des Geschehenen in der Gestalt überhaupt nur zu acceptiren, in der die arrangirende Geschicklichkeit des nationalen Geistes sie nach bestimmten Recepten für diesen Zweck herrichtete. Von ihren Siegen sogar würden sie verlangen, daß sie übertrieben werden. Während andere Völker ein durchdringendes Bedürfniß haben, die kahle Wahrheit zu wissen, und, wo es sich um günstige Nachrichten handelt, sie völlig nüchtern, ja mit Kälte und einem Zusatz trüben Lichtes am liebsten betrachten um recht von ihrer Leibhaftigkeit sich überzeugt zu fühlen, genügte es dem Franzosen nicht das Größte vollbracht zu haben, ohne eine französische Relation, die jedem Fuße Höhe noch einen dreizehnten Zoll heimlich zusetzt. Er verlangt, wenn 50,000 Mann gefangen wurden, 100,000 im Siegesbulletin gedruckt zu sehen. Er will berauscht sein, und wo er

eine Schlacht gewonnen hat, soll der Univers zu seinen Füßen liegen. Wir haben nichts Embellirendes dieser Art in unserer Natur. Wir taxiren uns angeborener Maaßen lieber zu niedrig als zu hoch, und wo wir im mindesten aufgeblasen sind, werden wir lächerlich. Die Franzosen heute haben sich gewiß nirgends zu beklagen gehabt über prahlerisches, eitles Auftreten Deutscher Soldaten. Schon Sidonius Apollinaris, der die letzten Zeiten des römischen Kaiserreiches in Gallien erlebte, erzählt, wie die siegreich einrückenden Burgunder gutmüthig dastanden als wenn es lauter altbekannte Onkel und Vettern wären. Wir nehmen das Leben schwer und kennen als stehendes Element die heitere Angetrunkenheit nicht, in der Bedeutendes und Unbedeutendes betrachtet sich unter dem gleichen rosigen Schimmer darbietet, jenes als ein wenig unter seinem Werthe, dieses als darüberstehend in der Erscheinung. Für einen Franzosen existirt ein historisches Factum erst, wenn die glänzende Wand, auf die der Ruhm Frankreichs gemalt ist, das Licht darauf zurückwirft. La belle France heißt es. Was ihn nicht erfreut, dazu sucht er sich so zu stellen, daß er ihm den Rücken zukehrt.

Was der Franzose bedarf, ist élan. Vorwärts, ohne Gepäck, einerlei wohin. Ganz Frankreich jauchzte dem heutigen Kriege zu, es war eine große „Expedition." Nach Rom war so Brennus gezogen, nach Aegypten Bonaparte, nach Rußland Napoleon. Der Gallier braucht alle 25 Jahre eine ungeheure politische Entdeckungsreise mit den Waffen in der Hand, wobei nach Belieben dieses oder jenes Land für die terra incognita erklärt wird. Das edle Deutsche Volk wollten sie ja nicht bekriegen, aber eine Promenade nach Berlin verlangten sie, Sadowa's wegen. Sie wußten weder wo Berlin lag, noch um was man sich bei Sadowa geschlagen hatte: eine unbestimmte Kampfslust durchfuhr die Nation, es müsse losgehen gegen die Preußen. Und selbst der Kaiser, der gewiß der größte Pessi-

mist in ganz Frankreich war und der sich vor diesem Kriege scheute, mußte dem Drange des Volkes nachgeben, das eine große Expedition verlangte.

Fassen wir die Erscheinung aber von noch höherem Standpunkte aus ins Auge.

Es ist wunderbar zu sehen, wie dieses Bedürfniß nach Ruhm von der Zeit an, wo die Franzosen sich als Nation fühlten, wirksam war. Ihre Siege mit den Waffen und ihre großen geistigen Erfolge in Kunst und Wissenschaft haben dieselbe Herkunft. Sie gehen auf die geistigen Dinge mit derselben Kühnheit los, mit der sie die Nationen angreifen. Sie haben eine überwältigende Geschicklichkeit, Gedanken zu erfassen und auszusprechen. Ihre Theorie ist gleich fertig, aber sie lassen sich todtschlagen dafür. Bekannt ist ja, wie die Franzosen im Einzelnen zu arbeiten wissen und gewußt haben auf wissenschaftlichem Gebiete, am größten aber sind sie wo es sich darum handelt, mit neuen Theorien gleich ganze Massen von Erscheinungen zu organisiren. Sie verlangen einen Totaleffekt, der so völlig überrascht, daß jede Widerrede verstummt. Sie begehren von ihren großen Männern, daß sie wie Kometen mit feurigem Schweife quer durch die gewohnten Gestirne des Himmels hinziehen. Und nun bedenken wir: zwei Jahrhunderte lang ist es den Franzosen gelungen, durch solche Expeditionen, kriegerische wie friedliche, und durch solche Männer: Soldaten, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, sich selbst und Europa in Staunen zu setzen. Mochte geschehen sein was da wollte: eine Spanne Zeit und Frankreich stand wieder an der Spitze der Nationen; Paris das brillante Centrum Europas; dort die Sprache, in der die Dinge sich am besten sagen ließen; dort die Luft, in der große Männer am leichtesten emporkommen und am frischesten gedeihen; dort der Glanz und die Ehre und die Feuerstätte, wo das europäische Urtheil gebraut wurde.

Und diese Stadt (die oftmals in der That das Hirn oder das Herz Europas gewesen ist), noch so fest umlagert von der Deutschen Armee, sollte, französischen Gedanken nach, untergehen können? Dieses Frankreich sich nicht morgen wieder erheben und Rache nehmen? Jeder Moment ja kann der des Umschwunges sein, rechnet man. Wenn der gestrige Sieg, den Gambetta dem Lande verkündete, keiner war, soll darum der heutige nicht einer sein können? Es brauchte ja nur, daß endlich der General sich gefunden hätte, der, wie die Andern alle waren, kein Verräther wäre. Es bedürfte ja nur, daß die zufällig eingeschlummerten Götter wach geworden mit Augen sähen was böse Dämonen über das Land gebracht, damit ein plötzlicher Ruck der Vorsehung alles wieder in die alte Ordnung bringe. Zu natürlich solche Gedanken.

2.

Für uns hat Voltaire gerade jetzt besondere Bedeutung, weil er der erste und mächtigste Organisator der Lehre vom providentiellen Uebergewichte Frankreichs gewesen ist, welche, mit kleinen Anfängen beginnend, allmählich als geistiges Element in den Charakter der Franzosen überging. Frankreich war nicht immer die erste Nation. Als Ludwig XIV. seine Herrschaft zu consolidiren anfing, war in politischen Dingen Habsburg ein Riese Frankreich gegenüber, in Sachen der Cultur Italien ihm sosehr überlegen, daß sich der Vorrang beider Länder von selbst verstand. Kunst und Litteratur wurden offenkundig von da und dorther importirt. Es dauerte Jahrzehnte, bis das freiwillige Herabkommen der österreichischen und englischen Monarchie und die inneren und äußeren Siege des Königs Frankreich nach außen mit so formidablen Gränzen umgaben, nach innen die einander fremden Elemente des Volkes zu national französischer, in Paris sich concentrirender Eigenthümlichkeit umgestalteten, und es bedurfte abermals Jahr-

zehnte, bis aus der Betrachtung der so geschaffenen neuen Zustände die Lehre von der französischen Vortrefflichkeit zum politisch seligmachenden Dogma theoretisch herausgezogen wurde, ehe es zum angeborenen Glaubensartikel der Einzelnen wurde.

Hier hat Voltaire gewiß am meisten geleistet. Er war es, der den ganzen Reichthum seines Volkes zuerst sah, und zuerst ihm selber und den anderen Nationen als organisches Ganzes im größten Glanze zu Gesichte brachte. Für ihn ist das die Welt überstrahlende Frankreich als einheitliches Land und Volk das Erzeugniß der allgemeinen Entwicklung der Menschheit. Die Lehre war natürlich und fand nirgends Widerspruch: Voltaire formulirte nur was man in Europa überall auf der Zunge hatte. Er selber aber mit seinem ganzen Wesen ist die reifste Frucht, welche dies Paradies der modernen Cultur jemals gezeitigt hat. All seine Erlebnisse, auch die fatalen, sind symbolisch für seine Nation. Kein Schriftsteller ist in irgend einem Volke aufgestanden, dem Volk und Land in solchem Grade zur Folie gedient hätten, als das französische Voltaire. Es bedarf des Zusammentreffens vieler glücklicher Umstände, damit unter Tausenden, welche berufen scheinen, endlich der, welcher es wirklich ist, den Platz finde, auf dem er sich zu vollem Wachsthume und Früchte-Ertrag ausbreite. Voltaire war zu einer solchen Rolle in Frankreich ausersehen. Sein Geist repräsentirt den Geist von Millionen, deren jeder Einzelne als ein Atom nur seiner Seele angesehen werden kann. Er war größer, stärker, glücklicher als sie Alle, und das Jahrhundert in dem er wirkte trägt seinen Namen.

Voltaire's langes Leben umschließt die bedeutendste Epoche der französischen Entwicklung. Seine Jugend bildete sich unter dem Gefühle unbestrittenen Obenanstehens, welches die Uebermacht Ludwig's XIV. damals bereits für Frankreich geschaffen

hatte; sein Ausgang fällt in die Tage, wo die zur Thatsache werdende Revolution noch wie der Schimmer eines herrlichen Tagesglanz verheißenden Morgenrothes am Himmel aufstieg. Niemals hat litterarische Thätigkeit so hoch im Preise gestanden als während des Jahrhunderts, in welches Voltaire's Laufbahn fiel; niemals hat Jemand reichere Fähigkeiten für eine solche Laufbahn mitgebracht und ausgebeutet. Wir haben in unserem Jahrhundert der Masse nach größere Erfolge erlebt. Sue's Geheimnisse von Paris, Renan's Vie de Jésus oder Onkel Tom's Hütte haben Autoren und Buchhändlern andere Summen eingebracht als Voltaire's Werke. Jenen Büchern gegenüber aber hat es immer gewisse Schichten innerhalb der Völker gegeben, für die sie dennoch so gut wie nicht existirten. Und selbst von denen, die sie mit Begierde gelesen haben: wer darunter hat sie festgehalten, um sich wieder und wieder hineinzuversenken? Voltaire's Werke aber erschienen classisch von Anfang an. Friedrich der Große erklärt es für ausgemacht, daß jeder Mann von Geschmack die Henriade der Iliade vorziehen werde. Voltaire studirte man. Seine Werke und sein Thun beschäftigten die beste Schicht der Gesellschaft seiner Zeit. Religion, Wissenschaft, Politik: in alles sickerte allmählich der Geist dieses Menschen hinein. Gar nicht, daß er seine Clique gehabt hätte, von der dieser Einfluß planmäßig bewirkt wurde; Voltaire war zu groß dazu. Man liebte ihn weder, noch verehrte man ihn. Er ist mehr gehaßt und gefürchtet worden als Jemand und hat immer nur Diener und Helfershelfer gehabt und keine Freunde. Widerstand aber leistete keine noch so starke eigene Individualität Voltaire's Einflusse, der sich, wie Wüstenstaub im Sturme dreidoppelte Zeltwände durchfliegt, auch bei denen zeigt, die sich am energischsten gegen ihn zu stemmen scheinen. Lessing, wenn wir ihn Alles in Allem unbefangen betrachten, hat mehr Voltairische Elemente in sich als bei so großem persönlichen

Gegensatze denkbar scheinen sollte, und Diderot, mit vielen Anderen, deren eigne Natur schöpferisch und kraftvoll war, beruht auf ihm, wenn dies auch heute vielleicht erst sichtbar wird. Nur ein Mann hat sich freigehalten von ihm: Jean Jacques Rousseau, und dieser vielleicht der einzige, den zu gewinnen Voltaire niemals Anstalten machte, sondern den er durch Ignoriren und andere versteckte Mittel, die wir, wie ich glaube, heute kaum noch zu kennen im Stande wären, sich vom Halse zu halten suchte. Im übrigen hat er stets offen attaquirt und solange die ganze Scala seines Zeughauses, von den großartigsten einfachsten Geschützen, deren einzelner Knall jedesmal durch alle Glieder fuhr, bis zu den kleinsten infamsten Listen, die wie Gift wirkten, in Anwendung gebracht bis er siegte. Voltaire handelte so rein aus Instinkt. Er war Löwe oder Klapperschlange, indem er fast ohne eignen Willen seine jedesmalige Gestalt annahm. Er war die neueste Auflage des uralten homerischen Proteus, und auch darin gleicht er ihm, daß er meistens ruhig und unthätig am Ufer des Meeres in der Sonne zu schlafen scheint und nur nothgedrungen sich der Angriffe erwehrt, mit denen man ihn aufstachelt. In Wahrheit aber lugte er unermüdlich überall hin aus, und es brauchte, sich Jemand nur zu zeigen, der der Mühe werth schien, um ihn zu reizen durch die bloße Existenz. Es war ihm unerträglich, wenn er sich sagen mußte, daß er nicht der Einzige mächtigste Litterat im Lande sei.

Voltaire's Geschichte ist die Geschichte dieser Kämpfe. In sich, ganz in der Tiefe seines Wesens, hat er kaum eine Entwicklung gehabt. All seine Phasen sind nur äußerliche Formen für etwas anfänglich Abgeschlossenes. Er trat auf, fix und fertig; mit Schild und Speer bewaffnet und geübt in ihrem Gebrauche sprang er aus dem Hirne seines Vaterlandes, begann zu rumoren, herauszufordern und sich zu schlagen, und hat nicht eher Friede gemacht als beim letzen Athemzuge. Er

hat nie etwas neues gelernt eigentlich, obgleich er ununterbrochen Massen von Neuigkeiten in sich aufnahm; es lag alles bereits in ihm. Er hat die Spinnenfäden seiner Kenntnisse und persönlichen Verbindungen an immer fernere Punkte angeklebt, sie zu immer weiteren Maschen gesponnen, in denen Freund und Feind, Mücken und Elephanten hängen bleiben: aber das große, Leben aussaugende Thier mit dem ungeheuren Verstande saß in der Mitte von Anfang an, mit denselben Augen in derselben Gestalt auf demselben Flecke und lauerte.

3.

Ein Boden und eine Atmosphäre, in denen die Entfaltung einer solchen Persönlichkeit möglich war, mußten außerordentlicher Natur sein. Das Paris, in welchem Voltaire seine Schule durchmachte, seine Weihe empfing und zuletzt seinen Thron errichtete, war ein einziges Produkt der formenden Geschichte. Wir haben heute eine ganze Reihe großer Städte neben Paris: London, Newyork, Berlin, Wien, Petersburg, lauter ziemlich gleichberechtigte Wirbelpunkte für geistige Strömungen; das Paris des vorigen Jahrhunderts dagegen überragte Rom, London und Wien, die drei einzigen Städte die neben ihm genannt werden konnten, ebensosehr, wie die französische Sprache die englische und italienische, denn die spanische hatte schon aufgehört, neben diesen dreien ihre Rolle als vierte Weltsprache zu spielen.

Die Pariser waren damals die bevorzugten Repräsentanten der gebildetsten Nation. Die Anstrengungen aber, welche diese selbst seit einem Jahrhundert gemacht hatte, einen so hohen Rang zu erringen, sind wahrhaftig nicht gering anzuschlagen. Wir kennen die Gesetze nicht, denen zufolge innerhalb der Völker eine ungemeine Productivität von bedeutenden Männern entsteht: das 17. und 18. Jahundert lassen uns, was dies anlangt, eine Fruchtbarkeit in Frankreich gewahren

welche erstaunlich ist. Ludwig's XIV. Regierung hatte eine solche Fülle nach allen Seiten hin ausgezeichneter Männer erweckt, daß der vereinigte Ruhm ihrer aller Leuchtkraft genug besaß, um, wie man Nachts über großen Städten beobachtet, eine eigne lichtere Atmosphäre über Frankreich zu schaffen, in der selbst das Gewöhnliche außergewöhnlichen Glanz empfing.

Sehen wir zuerst was in litterarischer Beziehung gethan war. Zu der Zeit wo Voltaire auftrat, war die Sprache zu einem Instrumente von solcher Feinheit ausgearbeitet worden, daß das Erscheinen eines Mannes, der sich desselben nun mit voller Kraft bediente, eine Art Forderung an das schöpferische Genie der Nation war. Man kann sagen: ein Mann wie Voltaire mußte schließlich kommen.

Hundert Jahre vor Voltaire war Corneille zuerst aufgetreten. Er ist der Dichter des dem Könige bewaffnet entgegentretenden Adels und Bürgerthumes, der Fronde, Ludwig's XIII., Anna's von Oesterreich, Richelieu's, Mazarin's. Als glücklichsten Spiegel für seine Tage fand Corneille die ähnlich gearteten Zeiten Roms, wo sich über einer Anzahl anfangs gleichberechtigter und gleich mächtiger Familien die des Cäsar und Augustus zur Uebermacht und zum Kaiserthume aufschwang. Frankreich war, als Corneille seine entscheidenden Lebenserfahrungen machte, in den Händen eines fast unabhängigen hohen Adels, mit dessen einzelnen Familien die Könige transigiren mußten. Welche Rolle dabei das zu spielen pflegte, was innerhalb dieser Häuser an Familienereignissen vorfiel, lehren uns die Geschichten jener Tage, auch welchen Einfluß die Schönheit oder die Intriguen der Frauen dabei gehabt; Mazarin bezeichnet ihr außerordentliches Eingreifen in die Staatsgeschäfte als eine Eigenthümlichkeit Frankreichs, Italien und Spanien gegenüber, wo die großen Damen damals doch auch genug zu bewirken und zu verhin-

dern wußten. Wenn Corneille Augustus sagen läßt: Soyons amis, Cinna, so wäre das als Illustration der römischen Geschichte ein ganz falscher Effekt, und man würde einwerfen dürfen, Augustus habe mit solcher Rede doch nur die Absicht haben können, einen ziemlich unbedeutenden Menschen halb zum Besten zu haben. Das Publicum aber, vor dem dies zuerst gespielt wurde, sah in Augustus eine ideale Verkörperung der gemeinsamen Macht Richelieu's und des Königs, in Cinna einen jener Herzöge aber, die, selbst als überwiesene Verräther, mächtig genug waren, um darauf rechnen zu dürfen, man werde sich gern mit ihnen auf freundschaftlichem Wege abfinden.

Corneille's Männer reden eine herbe Sprache, seine Frauen, bei denen Politik und Liebe immer chemisch verbunden erscheinen, treten oft sehr gewaltig auf, und die zärtlichste von allen, welche der Dichter geschaffen hat, Chimene, hält sich stets auf der Höhe ihrer politischen Stellung. Daß die folgende Generation Racine's dergleichen nicht mehr liebte, läßt sich wohl begreifen.

Racine ist der Hofdichter Ludwig's XIV. Während in den jungen Jahren des Königs die „vieille cour“ der Anna von Oesterreich am großen Corneille festhielt wie eine Gemeinde an ihrem alten Gesangbuche, verherrlicht Racine das neue Frankreich, das dann einst eben so leidenschaftlich an ihm festhielt: den von Ludwig gebändigten und erzogenen Adel, neben dem das gemischte große pariser Publikum die ersten Versuche macht, als eigenes Element aufzutreten. Nicht mehr waltete in Paris die alte patriotische Bürgerschaft, die die Thore der Stadt dem Könige verschließen durfte, sondern das große Meer der allgemeinen Masse, in das jeder Schlag ein Schlag ins Wasser war, das nichts trennte, das alles trug was emporkam, das Tropfen auf Tropfen sich vermehrend immer höher und breiter fluthete, bis nach einer Reihe

von Generationen die Revolution daraus emportauchte, und in dem heute die Macht und Ehre Frankreichs unterzugehen scheint.

Racine braucht Despoten, Favoritinnen, verliebte junge Prinzen, die nichts vorbringen als ihre Leidenschaft und sich weder gegen das Vaterland auflehnen noch es retten wollen; Minister, die eine eigne Meinung aber keinen eignen Willen haben, und nur von ihrem Vorgänger oder Nachfolger wissen wo sie von Vergangenheit und Zukunft reden; und als Zuschauer der zwischen solchen Gestalten abspielenden Verwicklungen entweder einen Hof, der die Dinge selbst erlebt, oder eine Nation, die diesem Hofe nahe zu sein und durch die Stäbe des goldenen Gitters bewundernd ihn im Auge zu haben, zu ihrem höchsten Genusse zählt. Diese Nation aber, wie Paris sie in nuce reproducirt, zeigen uns leibhaftig die Komödien Molières. Er ist der Dichter des zum hohen und niederen Adel sich aufrankenden, einstweilen in sich macht- und haltlosen Bürgerthumes. Molière ist der größte unter den drei Poeten. Er hat sich seine Welt geschaffen und beherrscht sie. Corneille schon durfte nicht alles sagen und war zudem eingeschränkt durch die ihn unerträglich bevormundende pedantische Gelehrsamkeit der akademischen Clique, von der er einmal abhing; bei Racine fühlt man deutlich, daß er den Hof anders kannte als er ihn schildert: seine einzige wirklich den Dingen aus der Seele geschriebene Tragödie, Berenice, schloß mit einem Seufzer: sie hätte ganz anders schließen können und er dichtete derart nichts weiter. Molière aber genirt sich nicht. Sein Misanthrop bricht mit einer Dissonanz ab, wie das Leben sie bietet, das er durch und durch kannte. Seine Sprache ist frei und die edelste Form des ächt französischen Geistes.

Corneille, Racine und Molière hatten der Sprache ihren Stempel aufgedrückt und die Gedanken am reinsten auszu-

münzen verstanden: um sie her nun, und gleichen Schritt haltend mit ihrem Aufsteigen, eine Fülle von Männern deren Werkzeug die Sprache ist, und die alle ihrer Eigenthümlichkeit nach in bewunderswürdiger Weise eigne Wege finden. Sprache und litterarische Form empfangen so eine Durcharbeitung, welche die Erlangung des Rechtes, sich ihrer öffentlich als berufener Schriftsteller bedienen zu dürfen, zu einer schwierigen Aufgabe macht. Jeder Dichter unterliegt einer ununterbrochenen Reihe der penibelsten Examina, wo ganz Paris votirt. Ein Kritiker wie Boileau läßt daran verzweifeln, ob es möglich sei, sich correct französisch auszudrücken. Die pariser Schriftstellerwelt, in Verbindung mit den Kreisen der Gesellschaft, auf deren bestimmtes Urtheil sie zählen durfte (oder mußte), war eine geheimnißvolle Macht geworden, an der seinen Antheil zu haben eine Errungenschaft war. Ein Mann, der in Paris als Schriftsteller auftreten durfte mit dem Anspruch, daß man Notiz von ihm nehme, hatte etwas von einem Auserwählten an sich. Schreiben und Drucken waren damals nicht was sie heute sind. Man schrieb bei weitem mehr und las im Stillen vor oder ließ sich vorlesen: das, was gedruckt in die Läden kam, war der geringste Theil der producirten Arbeit. Um 1700 etwa, kann man sagen, schrieb Allewelt in Paris. Hohe Herren und Kammerdiener verfaßten galante oder satyrische Gedichte, Episteln, Memoiren, Komödien, Tragödien, Liebesbriefe. Ganz Paris schrieb und colportirte Geschriebenes, lobte und tadelte daran und verlangte unausgesetzt nach mehr. Diese Bewegung hat angedauert bis zur Revolution, wo ihr Charakter sich änderte. Von Corneille an bis auf den heutigen Tag, 250 Jahre lang, hat die französische Litteratur den europäischen Geschmack beherrscht oder wenigstens vorzugsweise beeinflußt. Die Veränderungen, welche ihr Gang erlitt, fallen zusammen mit dem der allgemeinen politischen Zustände. Wie während dieser

250 Jahre die oberste Leitung des öffentlichen Wesens Schritt vor Schritt aus den Händen des Adels in die der allgemeinen menschlichen Gesellschaft überging, innerhalb deren heute nur Reichthum oder Talent Rang und Stellung gewähren, so hat auch die Litteratur in langsamem Uebergange immer dem Geschmacke derer zu dienen gesucht, welche so die Gewalt ausübten.

Länger jedoch nicht als bis heute. Heute scheint die Mission der Litteratur im Sinne dieser Jahrhunderte erfüllt zu sein. Wir beginnen heute von neuem. Schreiben und Druckenlassen ist nichts als Mittheilung: nur der gegebene Stoff kommt in Betracht. Es fehlt der eigentliche Genuß am Körperlichen in der Sprache. Man vergleiche Göthe mit Schiller: was Göthe Manchem ferner rückt, während Schiller der Welt näher zu stehen scheint, ist sein Genuß an der Sprache selbst, der ihn in vergangenere Zeiten versetzt, während Schiller mehr Mittel zum Zwecke in ihr sieht. Platen war in unserem Jahrhundert darum veraltet in seiner ganzen Anlage schon. Wer heute die Sprache künstlerisch angreift, wird immer noch sein Publikum und seinen Ruhm finden; allein wenn von der Litteratur als Dienerin der heute herrschenden Gewalten die Rede sein soll, so thut der rohste telegraphische Depeschenstyl dieselben Dienste der Masse gegenüber, wie die aus feinausgebildeter Kenntniß herrührende Handhabung schöngefügter Satzformen. Wir gewahren das am schroffsten in Frankreich, England und Amerika. Nicht Bücher scheinen die Nationen heute zu wollen, mit denen man sich langsam befreundet, sondern Aeußerungen von Charakteren, deren Meinung man, alles in allem, sofort empfängt. Lesen ist heute nur ein Surrogat für persönlichen Verkehr, nicht für die Conversation aber, sondern für das handelnde Leben. Niemand wird sich heute verwundern, auf die Frage, ob man dies oder jenes Werk gelesen, die Antwort zu empfangen: Nein, aber ich kenne den Autor, er ist einer meiner Freunde.

Der Weltverkehr, an welchem wir alle heute Theil nehmen, macht Lesen und Schreiben zu einer Arbeit, und nur denen bleibt überlassen Genuß daran zu finden, deren Thätigkeit sonst nicht in Anspruch genommen wird. Zu den Zeiten, wo Voltaire eintrat, herrschte eine aussichtslose Stagnation des politischen Lebens in Europa. Man hatte keine politischen Ideale. Robinson und Insel Felsenburg waren das höchste, was an nationalökonomischen Utopien die Phantasie des Publikums anregte. Man sah sich auf den Genuß der Gegenwart angewiesen und hielt die tiefen Fahrgeleise, innerhalb deren man sich fortschob, für ein nothwendiges Requisit eines guten Weges überhaupt. Zu denken, die Bewegung der Massen eines gesammten Volkes könne hier Aenderungen hervorbringen, war eine Idee, die wohl selbst Montesquieu, als er am Schlusse seines Esprit des lois seinen Musterstaat construirte, nicht in den Sinn kam. Der allgemeinen europäischen Gesellschaft war damals nur darum zu thun, so gut als möglich sich Musik zu schaffen, nach der man tanzen könne. Daraufhin erzog man die Jugend, daran fand das Alter Gefallen. Das Leben erschien den Leuten lang und bot wenig Gefährlichkeiten. Leute von sechzig geberdeten sich als Greise, während heute Siebziger noch Jünglingsdienste thun müssen und thun. Die Langeweile zu bekämpfen, war Jedermanns erste Sorge. Ludwig XIV. in seinem Alter, der Regent und Ludwig XV. waren Heroen auf diesem Schlachtfelde. Himmel und Hölle ward in Bewegung gesetzt um dieses Zweckes halber: in welch ungeheurem Course mußte damals der Werth eines Mannes stehen, dem gegenüber, wo er eingriff mit seinem Geiste, die Langeweile verschwand wie durch Hexerei, der (wie die Riesentochter im Märchen alles was ihre Hände ergriffen als Spielzeug in die Schürze strich) alles was sein Geist berührte zum amüsantesten Spielzeug für die Menschheit gestaltete, Jahr auf Jahr, und so weiter Generationen hin-

durch! Die geringsten Nichtigkeiten wußte Voltaire hier zu verwenden, so gut wie die gewaltigsten Fragen der Wissenschaft, eins, wie uns scheint, so leicht als das andere. Alles dient ihm. Alles wiegt gleich schwer in seinen Händen. Corneille wollte dem noch starren Volksgeiste schmeicheln, der seiner eigenen Kraft unbewußt die später ihm zufallende Suprematie in Europa nur erst zu ahnen schien; Racine die Leidenschaften des auf Lorbeern, ächten wie geträumten, dahinwandelnden Hofes verherrlichen, zu dem eine Nation aufsah wie Griechen und Römer zu ihren ewig schmausenden Olympiern; Voltaire aber wollte nur das unbestimmte große pariser Publikum in Staunen setzen, rühren oder belehren, alles aber nur, um ihm die Langeweile zu nehmen. Tous les genres sont bons hors l'ennuyeux war sein Wahlspruch. Er brachte zum Lachen oder zum Weinen, einerlei welches, wenn die Leute nur wußten, daß er es war, dessen Kunst es zuwege gebracht. Voltaire ist der ungeheuerste litterarische Schauspieler gewesen, den jemals die Erde beherbergt hat. Hierin vielleicht der einzige seiner Art. Schauspieler, nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern im höchsten, wie Garrick es war; denn Voltaire verschmilzt so gänzlich mit der Rolle die er jedesmal spielt, daß er sich ganz in den zu verwandeln scheint, als der er auftritt, und daß er erst dann den Zuschauer seiner Täuschung entreißt, wenn er plötzlich als ein völlig anderer dasteht. Zu Trauer oder Gelächter, zu ernstem, das Leben schwernehmendem Nachdenken, oder zu frivol die Achseln zuckendem Leichtsinne, zur Freude an der Welt oder zu ihrer Verachtung, zur Versenkung in die Tiefen der Forschung oder zu skeptischem Abweisen aller gelehrten Betrachtung fordert er uns auf mit beidemale gleich überzeugenden Wahrheiten; immer aber nur auf so und so lange. Nie auf immer. Seine Correspondenz zeigt es am besten: keine seiner beredten Passagen, nach welcher früher oder später nicht der Moment käme,

wo wir uns sagen „es war doch nur hingeschrieben, um einen bestimmten Effekt hervorzubringen, vor Andern, oder, besten Falles, vor ihm selbst!“ Vergessen dürfen wir dabei freilich nicht, mit welchem Aufwande geistiger Mittel dies Spiel in Scene gesetzt ward; daß Voltaire es war, der zur Befriedigung dieses Triebes Unschuldige vom Tode errettet hat, gegen die ganz Frankreich schrie. Er war muthig und zähe. Er besaß eine ungeheure Macht, seine Gedanken zu denen der Menge zu machen, und wenn er diese Macht oft genug angewandt hat, um sich zu rächen an seinen Gegnern, so fehlte sie ihm ebensowenig wenn er für die Unterdrückten eintrat. Und doch, nachdem er für eine entfernte Enkelin Corneille's glänzend gesorgt hatte, sich in der Folge dann aber ein ungehobelter Bursche einfand der seine Verwandtschaft mit dem großen Dichter als eine viel nähere und seine Ansprüche als noch viel dringendere darzustellen wußte, suchte er diesen mit einem freundlichen Viaticum still weiterzuspediren. Und vielleicht, wenn Corneille selber in den alten zerrissenen Schuhen erschienen wäre, würde ihm Voltaire ein paar neue geschenkt, ihn übrigens aber ersucht haben, sich in seinem Wege nicht aufhalten zu lassen. Er that was er konnte, aber doch nur wo er wollte: man durfte nicht unbequem werden, und wenn er gerührt werden sollte, mußten die Blicke der Leute auf ihn gerichtet sein. Voltaire liebte Situationen nicht, in denen die Verhältnisse nicht vortheilhaft arrangirt waren: er ließ sich nicht gern auf Dinge ein, bei denen nichts für die neugierige Mitwelt zu seinen Gunsten abfiel.

4.

Voltaire ist für uns heute wichtig als Dichter, als Historiker und, für Deutschland besonders, als Freund Friedrich des Großen. Nach diesen drei Richtungen hin ist es von Werth für Jedermann, eine Anschauung seiner Thätigkeit und

seines Charakters zu gewinnen. Was Voltaire, der die gesammte Gelehrsamkeit seiner Zeit zu durchdringen suchte, als Religionsphilosoph, in den Naturwissenschaften und in anderen Disciplinen geleistet hat, kommt heute doch nur für die betreffenden Fachgelehrten in Frage. Sein ächtester Ruhm klebt allein an seinen historischen Schriften. Diese sind es, die unübertroffen was die Form anlangt, heute noch in voller Frische dastehen, und deren Einfluß auf die Denkungsart und das Schicksal Frankreichs mit dem letzten großen Unheil des Landes in so enger Verbindung erscheint.

Voltaire kam auf die Welt 1694; seine Jugend fiel in die letzten dumpfen Jahre Ludwig's XIV., wo das Volk unter dem Drucke einer despotischen fest eingenisteten Jesuitenpolizei ausharrend, den Tod des überlebten großen Königs erwartete, ohne freilich irgendwie weitergehende Hoffnungen an das Ereigniß zu knüpfen, wenn er austräte. St. Simon schildert in seiner kühlen, versteckte Bosheit ausathmenden Ausführlichkeit diese Zustände vortrefflich. Damals bereits, wie später, wurde das öffentliche Bewußtsein aufrecht erhalten durch das Gefühl großer Eitelkeit auf die Erfolge der äußeren Stellung Frankreichs. Man war der erste Staat, konnte politisch in Sammt und Seide stolziren und hatte, weil man es nicht besser wußte, genug daran. Bekannt ist, wie der endliche Tod des Königs und das Eintreten des Regenten dieser düsteren Gleichmäßigkeit ein Ende machte und welche tolle Wirthschaft eintrat. Adel und Bürgerthum, getrennt bis dahin in Versailles und Paris residirend, stürzten wie zwei chemische Elemente, deren Verbindung, sobald sie sich berühren, vollbracht ist, ineinander und bildeten von nun an das, was als „pariser Publikum" die Welt beherrschte. Aus Corneille's Zeiten lesen wir mehr als einmal noch in den Memoiren der Frau von Motteville: „Dieses Jahr war der Hof wie ausgestorben, da alle Welt im Kriege war." Das ereignete sich

freilich nicht mehr unter Racine und Moliere: Versailles wurde auch in Kriegszeiten da nicht leer; immer jedoch gehörte besonderes Blut in den Adern dazu, um dort acceptirt zu werden. Voltaire's Geist aber brauchte sich an keine Schranken mehr zu stoßen, er lernte seine Flügel zuerst brauchen damals, als Nachts im Palais Royal zu Paris Schauspielerinnen und Herzoginnen sammt dem dazu gehörigen männlichen Personal unter dem Vorsitze des Regenten gleichen Rang besaßen und ganz Paris an den schlecht geschlossenen Fensterläden draußen stand und lauschte, um weiter zu tragen was drinnen gelärmt und gelästert wurde. Die Tage waren gekommen, wo Lakaienthum und höchster Adel als die beiden extremen Symptome einer in sich gleichartigen, fest ineinander verfilzten Geselligkeit erschienen, deren einziger Zweck war, rasch Geld zu gewinnen, um es rasch wieder auszugeben, und sich freie Zeit zu schaffen, um sie zu vergeuden.

Trotzdem aber war die äußere aus dem vergangenen Jahrhundert stammende Textur der bürgerlichen Ordnung immer noch so fest und haltbar, daß bei all dieser Wirthschaft und Verwirrung der Staat fast hundert Jahre weiter aushielt, war die geistige Cultur im 17. Jahrhundert ebenfalls auf so dauerhafter Grundlage aufgebaut, daß aus der Mitte dieses oberflächlichen Leichtsinnes immer von neuem tiefe Denker, geniale Männer jeder Art sich erhoben, deren Autorität das allgemeine Niveau der öffentlichen Bildung niemals zu der Tiefe herabsinken ließ, zu der es sich, bei nationalökonomisch doch so viel günstigeren Bedingungen, heute gesenkt hat. Die soliden Anfänge wirkten fort. Dies ist die Zeit des Roccoco, von dem heute die Poeten dichten und die Maler so freundliche Bilder componiren, wo aus rosenübersponnenen alten Dorfschenken gepuderte Mädchenköpfe sehn, die ein Spaziergang aus reizenden Landhäusern dahin führte, die in schwerrauschenden bunten Seidenfalten leicht sich be-

wegend kaum den Schmutz der Erde mit den Absätzen ihrer Pantöffelchen zu berühren schienen. Wo alle Welt nur blanke Louisd'ors ausgab. Wo zwischen Marquis und Marquisen in lustigen Schlössern ewiges Intriguengeflüster waltete. Wo man mit niedlichen Postillonen im Sattel in offner Kalesche über den glatten Boden des herrlichen alten Königreiches dahin sauste, des guten alten Frankreichs, von dessen Bevölkerung etwa 50 Procent damals nichtsthuerisch dahinlebend (vom Bettler und Mönch bis zum Duc und Erzbischof), sich von den andern 50 Procent, die viehmäßig im Schmutze wühlten und ackerten, ernähren ließen, ohne daß freilich von diesem Maulwurfsleben viel ans Tageslicht kam. Es verstand sich von selber ja, daß es so zuginge in Frankreich.

Mit sieben Jahren schon hatte Voltaire entzückend „gedichtet"! Mit zwölf war er der alten Ninon de l'Enclos präsentirt worden, die ihm 2000 Livres hinterließ, „um Bücher dafür zu kaufen". Voltaire sollte Jurist werden, ein Verwandter jedoch, ein Abbé, der seinen Geist bewunderte, sorgte dafür daß der junge Anfänger früh genug in die feinste litterarische Gesellschaft von Paris kam, um dort besser zu lernen wofür er bestimmt sei. Es handelte sich da natürlich nicht um arme Schriftsteller, die sich im Wirthshause trafen, sondern um eine Geselligkeit, wo reiche Financiers, Abbés, Chevaliers und so weiter, die alle ihre Verbindungen nach oben besaßen, in den besten Häusern dinirten und soupirten. Mit achtzehn Jahren saß Voltaire bereits zum zweitenmale in der Bastille, weil er satyrische Verse auf den Regenten und dessen Tochter gedichtet hatte, die er in unterwürfigen Briefen übrigens heilig ableugnete. Als Gefangener schrieb er den Oedipus, seine erste Tragödie, kam los, brachte sein Werk zur Darstellung, erlebte 45 Vorstellungen desselben, empfing vom Regenten eine goldene Medaille und Pension, ward Gegenstand einer erbitterten öffentlichen Polemik über die Vorzüge

und Mängel dieses Stückes, und wußte sich, als dasselbe im Druck erschien, eine Vorrede des damals geschätztesten Kritikers Mr. de la Motte dafür zu verschaffen, in welcher gesagt wird, daß, wenn schon bei der Darstellung der Tragödie dem Publikum sich das Gefühl aufgedrängt habe, es sei in Frankreich ein würdiger Nachfolger Corneille's und Racine's erstanden, die Lectüre des Werkes dieses Gefühl nur noch befestigen müsse. Alles das war geschehen, ehe Voltaire viel mehr als fünfundzwanzig Jahre zählte. Mit der Erfahrung, welche einem älteren Manne Ehre gemacht hätte, war von Voltaire ein höchst dankbarer Stoff in bester Weise zu einer Tragödie geformt, ein Vorbild heimlich dabei benutzt, dessen sich Niemand mehr erinnerte, und die Dichtung in brillanten irreprochablen Alexandrinern dem Publikum dargeboten worden. Ein litterarisches Kunststück vom ersten bis zum letzten Buchstaben; kein Funken von Gefühl, Poesie, Geheimniß: alles nur auf Präcision des Ausdruckes, Zuschnitt der Scenen, Befriedigung des Schauspielers abzielend.

5.

Wo ich Voltaire's Oedipus besprochen finde, wird er Sophokles' König Oedipus entgegengestellt, aus dem heraus er gearbeitet sein soll.

Was uns in der griechischen Tragödie ergreift, ist die Darstellung des Unterganges, welcher über eine, ihren eignen Gedanken nach schuldlose Familie hereinbricht. Von Anfang an scheint dieses Haus sich unter Felsen angesiedelt zu haben, deren leise, unaufhaltsame Bewegung am ersten Tage bereits begann und die, nachdem unabänderliche Gesetze den furchtbaren Moment immer näher kommen hießen, plötzlich alles Leben mit ihrem Sturze zermalmen. Oedipus ist, ahnungslos daß es seine Heimath sei, in ein fremdes Land gekommen. Er hat, die Sphinx vernichtend, Theben von unerträglichen

Menschenopfern befreit, er hat, die ihm dargebotene Hand Jokastens und die Krone annehmend, dem der Leitung beraubten Staate in sich einen kraftvollen Herrscher gegeben, hat eine blühende Familie gegründet, und all dies Glück sproßt auf aus Feldern, welche unnatürliches, ungeheures Verbrechen düngte. Warum, fragen wir, so spät die Sühne dafür, daß es der eigene Vater war, den er unwissend, zufällig und herausgefordert, erschlug, daß es seine Mutter war, mit der er Kinder zeugte, Kinder, die, selbst aus solchem Verbrechen hervorwachsend, das Bild der Reinheit und Schuldlosigkeit sind, denn welche Gestalt der griechischen Heldensage überragt die der Antigone?

Ich glaube nicht, daß Sophocles, indem er in seinem Werke das allmähliche Auftauchen des Bewußtseins dieser Gräuel in den Seelen der Betroffenen darstellte, seine Zuhörer mit dem leeren Gefühle neugierigen Mitleides peinigen oder ergötzen wollte. Sein Oedipus auf Kolonos, diese Tragödie der Verklärung menschlichen Duldens, zeigt, daß der Dichter eine letzte Versöhnung dieser Leiden vor sich sah. Aber es hätte eine Möglichkeit für Oedipus gegeben, das ihm und den Seinigen aus der Enthüllung ihrer Herkunft drohende Unheil abzuwehren: rückhaltslose Hingabe an den durch das Orakel und Tiresias kundgegebenen Willen der Götter. Wie Abraham ohne zu fragen Isaak das Messer an die Kehle setzte, hätte Oedipus sich darbieten sollen. Nicht allein zur Buße seiner Thaten, sondern als Zweifler an den Worten des von der Gottheit ausgehenden Befehles forderte er sein Schicksal vom Himmel herab. Sagen sollten sich die, welche dieser Darstellung gegenüber von Schauder ergriffen dasaßen, daß es für ihr eigenes Geschick vielleicht nur eines Funkens bedürfe aus dem Lichte mit dem die Götter in alles Geschehene hineinleuchten, um mit plötzlicher Klarheit über sie selber Aehnliches zu verhängen. Gezeigt wurde an einem

furchtbaren Umschwunge, daß das Unmögliche eher für möglich zu halten sei, ehe an göttlichen Offenbarungen gezweifelt werden dürfe. Und um so durchdringender wirkt die unerbittliche Durchführung dieses Gedankens in dem Aufbau dieser Tragödie, als in den Reden ein gewisses lyrisches Element vorherrscht. Charakteristisch wie die des Aeschylos sind Sophokles' Gestalten nicht. Geistreiche scenische Combinationen wie Euripides erfindet er ebensowenig. Zu bewegen brauchen sich seine Figuren kaum: jede ruhig an ihrer Stelle stehend, wie die Sänger eines Oratoriums, sagt das Ihrige. Desto schärfer tritt so aber der dialektische Inhalt in den Vordergrund. Stets wird der Zuschauer im vollsten Bewußtsein gehalten, wieweit die Entwickelung vorgeschritten sei. Sophokles scheint die Oedipussage dazu erwählt zu haben, über eine Reihe der höchsten Gewissens- und Herzensfragen beruhigend abschließende Entscheidungen zu geben. Seine Dramen haben nicht das rauh historische Kolorit, das ihnen Aeschylos, als der größte Meister aller Zeiten auf diesem Gebiete, zu verleihen wußte, dessen Gestalten förmlich den Erdgeschmack des Bodens haben auf dem sie gewachsen sind, noch empfingen sie den üppig theatralischen Glanz, mit dem Euripides seine Figuren umkleidet, die ächte Kinder der Scene sind, dort geboren, um dort allein zu leben und zu sterben unter den Augen des Publikums. Sophokles' Gestalten sind Träger moralischer Gedanken, zu deren Verherrlichung sie handeln, dulden oder untergehen: weder die herbe persönliche Lebenserfahrung des Aeschylos, noch die zusammengetragene vortheilhafte Lebensklugheit des Euripides athmet Sophokles' Sprache aus, sondern die Weisheit eines frommen Mannes, der auch das Furchtbarste auf die ruhig ordnende Weisheit der Götter zurückführt.

Es ist unrichtig, anzunehmen, Voltaire habe aus Sophokles' Tragödie die seinige zugeschnitten. Zwar hat er sie

ohne Zweifel gekannt und in Einigem stark benutzt, herübergezogen aber von der griechischen auf die französische Bühne wurde Oedipus zuerst von Corneille. Fünfzig Jahre vor dem Erscheinen des Voltairischen hatte Corneille einen Oedipus gebracht, und in diesem heute wohl ganz unbekannten Stücke sehen wir nicht nur die deutliche Quelle des Voltairischen, sondern bewundern zugleich die Kraft, mit welcher Corneille die antike Dichtung in völliger Unabhängigkeit zu dem gestaltete, was ihm für sein Volk und seine Zeiten brauchbar erschien. 1661 hat Corneille, schon ein älterer Mann, im Auftrage Fouquet's das Werk in zwei Monaten zusammengeschrieben, und was so entstanden ist, bildet zu der Arbeit des griechischen Dichters einen merkwürdigen Gegensatz.

In allen seinen Werken sucht Corneille nach besten Kräften die Probleme zu behandeln, welche die Welt bewegen in der er lebt. Dies ist ein Theil seiner Größe: daß er die Wirkung der Scene auf das Volk kennt und sie zu dessen Nutzen und Belehrung auszubeuten sucht. Die Art, wie er dies beim Oedipus anwendet, läßt das Stück fast als eine Parodie des Sophokleischen erscheinen. Corneille's Absicht war, die Einwirkung der Prädestination: wieweit freier Wille, wieweit unabänderliche Fügung das Schicksal der Menschen bestimme, durchzuarbeiten. Die Fabel wird in die eigene Zeit versetzt. Da Costüm und Coulissen damals Illusionen weder bezweckten noch hervorbrachten, so daß alle Stoffe der äußeren Erscheinung nach im gleichen Lande und Zeitalter zu liegen schienen, konnte Niemand einfallen, sich darüber zu wundern, daß die Verhältnisse des Oedipus und seiner Familie so beschaffen waren, als habe sich die Tragödie vor nicht zu langer Zeit in einem der an Frankreich gränzenden Königreiche etwa zugetragen.

Hauptperson des Stückes ist eine von Corneille erfundene Prinzessin Dirce, Stieftochter des Oedipus und legitime

Erbin des Reiches. Denn zwar hat Oedipus, da die Hand der Jokaste öffentlich dem als Preis zugesagt war, welcher das Räthsel der Sphinx erriethe, dadurch daß ihm dies gelang, die Hand der Königin Jokaste auf legitime Weise errungen, allein Dirce ist als Lajus' und Jokastens Tochter ältestes Kind in der Familie und hat somit von Rechtswegen bessere Ansprüche als ihre beiden Schwestern Ismene und Antigone. Beim Beginne des Stückes finden wir diese drei Prinzessinnen heirathsfähig. König Theseus von Athen tritt auf und hält um die Hand der ältesten an.

Oedipus verweigert seine Zustimmung. Für ihn ist eine abgemachte Sache, daß Dirce keinen regierenden Herrn heirathen dürfe, welcher die Macht besitze, die Ansprüche seiner Gemahlin auf das Reich zur Geltung zu bringen. Er hört Theseus jedoch gütig an, zeigt sich im allgemeinen erfreut über die Absicht des Königs, sein Schwiegersohn zu werden, weniger einverstanden dagegen mit dessen spezieller Wahl. Schließlich stellt er Theseus frei, zwischen Antigone und Ismene zu wählen, welche beide in jeder Hinsicht gleich gute Partieen seien. Dies das eine Moment der Verwicklung; als zweites tritt hinzu, daß der Schatten des Lajus in Theben erschienen ist und ausgesprochen hat, die die Stadt verheerende Pest werde nicht eher weichen, als bis derjenige, der die Ursache seines Todes sei, den Opfertod erlitten habe. Niemand hatte bisher gewußt, wer das sein könne, als Dirce, außer sich über ihre vereitelte Heirath, plötzlich jetzt erklärt, sie selbst sei die Ursache und verlange geopfert zu werden. Ihretwegen habe ihr Vater die Reise, auf welcher er umkam, unternommen: er hatte in Delphi den Gott über ihre Zukunft befragen wollen. Sie, wenn auch unschuldig an seinem Morde, müsse sich als indirecte Urheberin seines Todes betrachten. Sie dringt darauf, der harrenden Priesterschaft und dem ungeduldigen Volke ausgeliefert zu werden.

Oedipus, Jokaste und der getreue Liebhaber Theseus versuchen die Prinzeß von diesem Entschlusse abzubringen. Die darüber geführten Verhandlungen geben Gelegenheit, die Materie, welche durch das Stück illustrirt werden sollte, auf das ausgiebigste zu erörtern, und in diesen Disputationen, die sich breit durch das ganze Stück hinziehen, lag dessen Interesse. Gerade damals waren in Frankreich diese Fragen an der Tagesordnung und das Publikum nahm vollen Antheil an einer Tragödie, welche ihrer Lösung geweiht war.

Der Verlauf ist der, daß Dirce so lange auf ihrem Willen besteht, bis die allmählich ans Licht kommende wahre Herkunft des Königs den Ereignissen eine neue furchtbare Wendung giebt. Dirce's und Oedipus' Charactere sind vortrefflich durchgeführt. Oedipus, der sich so ganz berechtigt glaubte, seine egoistische Politik im Interesse der eigenen Töchter rücksichtslos durchzuführen, zieht selber dadurch die Wahrheit der Dinge mehr und mehr an den Tag und wird Ursache seiner Vernichtung.

Es begreift sich durchaus, daß ein von den Fragen, auf die Corneille's Tragödie überall zugeschnitten ist, bewegtes Publikum von dieser Arbeit angezogen werden konnte und daß Ludwig XIV., welcher mit dem Hofe der ersten Vorstellung beiwohnte, seinen Beifall in jeder Weise zu erkennen gab. Dieses Stück war es, das dem Dichter eine Pension eintrug. Für uns heute hat es wenig Reize mehr, die gewöhnlichen Ausgaben Corneille's enthalten es nicht, und kaum wird der Eine oder Andere überhaupt noch wissen, daß es geschrieben worden sei.

Voltaire taxirt in seiner großen Ausgabe der Werke Corneille's den Oedipus sehr niedrig. Es hat für mich etwas Beleidigendes, mit welcher souveränen Unfehlbarkeit er die Arbeiten seines Vorgängers da lobt oder herabsetzt. Den Oedipus zählt er denjenigen Dramen zu, die er für zu schlecht

erachtet, als daß es sich der Mühe lohnte, ihre Fehler im Einzelnen nachzuweisen. Und doch enthält die Arbeit vortreffliche Partieen. Nur einen Zug will ich anführen. Wie bei Sophokles hängt alles endlich davon ab, ob jener letzte übriggebliebene Begleiter des Lajus, der bei dessen Tode zugegen war, den Mörder wiedererkennen werde. Corneille hat Oedipus mit so gewaltsamen Charakter hingestellt, daß sich erwarten ließ, dieser werde den Zeugen, falls er ihm unbequem werden sollte, schon zum Schweigen zu bringen wissen. Ganz anders aber ereignet sich die Begegnung. Oedipus, bevor ihm noch gesagt worden ist, wer der Mann sei, fährt wie der Donner auf ihn los und bezeichnet ihn als einen von jenen Räubern, die ihn im thebanischen Gebirge vor Zeiten angefallen hätten. Diese Wiedererkennung, nach der nun keine Rettung mehr möglich ist, hat etwas großartig Erschütterndes und wirkt doppelt dramatisch, weil sie bis zum Schlusse den Charakter des Königs in seiner rücksichtslosen Heftigkeit als Ursache seines Sturzes hinstellt. Oedipus' Gewaltsamkeit ist der Angelpunkt der ganzen Handlung. Mit dem Tacte, der einem großen Dichter eigen war, empfand Corneille, daß es für sein Publikum wirksamerer Motive bedürfe, als das bloße tel est nôtre plaisir des Schicksals, das für nichtgriechische Zuschauer doch allein als bewegende Ursache der jammervollen Ereignisse übrig blieb, und in jener letzten entscheidenden Scene bringt er es uns noch einmal voll zum Bewußtsein. Voltaire hat in den Anmerkungen keine Sylbe des Lobes für diese vortreffliche Scene, wie er denn auch nirgends merken läßt, wieweit er selbst dem Werke Corneille's für das seinige verpflichtet sei.

Was nun hat Voltaire diesem Stoffe entnommen?

Die Zeiten, in denen Voltaire seinen Oedipus componirte, verlangten vom tragischen Dichter nicht, er solle an das anknüpfen, was als höchstes Problem die Geister am tiefsten

bewegte. Solche Gedanken gab es beinahe nicht mehr. Die Dinge standen bereits so in Paris, daß nur Eins die dortige Gesellschaft wirklich erregte: Aussicht auf Geldgewinn. Damals war eben Law's colossale Wirthschaft durchgemacht worden. Man durfte im Theater nichts hören und sehen, was mit der herrschenden Kirche, Philosophie und Politik irgend wie ernsthaft in Verbindung zu bringen war. Dergleichen verbot sich von selbst. Die Aeußerlichkeiten der Arbeit dagegen wurden mit ungemeiner Kritik in Betracht gezogen. Mit bitterlicher Schärfe ward das Urtheil abgegeben. Das, worin Corneille sich noch gehen lassen durfte: lange Monologe und Dialoge, waren durch Racine's elegante Praxis längst unmöglich geworden. Eine gute Tragödie hatte zu Voltaire's Zeit so vielen Ansprüchen zu genügen, daß sich hieraus erklärt, warum wir ihn mit seinem Werke vier Jahre umhergehen, alle Welt consultiren, daran ändern, fortnehmen und zusetzen sehn, bis endlich etwas herauskam, wobei jeder Tadel vorweggenommen war. Und was der ethische Inhalt des Stückes? — die Beweisführung, wie ein vollkommen tugendhafter Sohn dazu kommen könne, seine eben so tugendhafte Mutter zu heirathen, ohne daß ihm oder ihr der geringste Vorwurf daraus erwachse und ohne daß die Heirath zu vermeiden gewesen wäre. Wie ehrenwerth und groß steht Corneille's Auffassung sowohl als sein Publikum diesen Liebschaften gegenüber! Den Parisern Voltaire's imponirte auf dem Gebiete der Fiction bereits nichts mehr, was nicht etwas Monströses an sich hatte. Seit einem Jahrhundert beinahe, seit den Kriegen der Fronde, war nichts in Frankreich geschehen, was das gesammte Volk mit wahrhaftiger menschlicher Erregung bis in seine Tiefen erschüttert hätte. Schon begann überall jene krankhafte geistige Stockung, die nur dadurch noch aufgehalten wurde, ihre zersetzende Kraft in größerem Umfange zu zeigen, daß die Provinzen durch zuviel

Schranken unter sich isolirt waren, so daß man sich des allmählichen Herabkommens nicht bewußt ward. Niemand hatte dem französischen Volke seit Menschengedenken das Bild seiner eignen idealen Gestalt vor Augen gestellt. Wie hätte es Voltaire auch im Traume nur beikommen können (angenommen daß er dazu im Stande gewesen wäre), der Crême einer solchen Nation eine Tragödie zu schreiben, aus deren Versen die das Volk bewegenden höchsten Gedanken ertönten wie aus denen des Sophokles, oder denen des Corneille? Corneille setzt bei seinen Zuhörern das Gefühl dessen voraus, auf dem das Staatsleben seiner Zeit zum Theil beruhte. Er ist durch und durch politisch. Wie Schiller möchte er seinem Publikum die Weltgeschichte vorführen und es zum Richter über ihre Verwickelungen machen. Voltaire dagegen erniedrigt den prachtvollen Stoff zu einem Theaterstücke, das durch seine Inhaltslosigkeit heute beinahe lächerlich wirkt. Er führt diejenige Persönlichkeit in die Intrigue der Tragödie ein, welche von seinen Zeiten ab eine so bedeutende Rolle in der französischen Poesie gespielt hat: den zum Freunde gewordenen ehemaligen Geliebten der Frau, der sich, nachdem die Geliebte einem Glücklicheren zufiel, von Rechtswegen hätte in's Wasser stürzen müssen, statt dessen leben bleibt und nun in den verschiedensten Nüancen als selbstlos edelmüthig wirkendes Element bei den späteren Schicksalen der Dame eingreift, welcher gegenüber das alte, niemals alternde Gefühl in unveränderter Gluth und Hingebung fortdauert. Die bloße Existenz einer solchen Rolle in einer Tragödie läßt den unnatürlichen gesellschaftlichen Zustand ahnen, den, auf Nichtsthun und Geschwätz beruhend, das Leben der höheren Classen im Beginn des vorigen Jahrhunderts darbot.

Die Jokaste Voltaire's hat, ehe sie Lajus zu heirathen gezwungen war, den Prinzen Philoktet geliebt. Philoktet begiebt sich, nachdem er die Geliebte verloren, auf lange heroische

Reisen und kommt zufällig in Theben an, wo sich Jokaste zum zweiten Male mit dem Retter des Vaterlandes, Oedipus, verheirathet hat. Dadurch daß diese zweite Heirath eine ganz frische Thatsache ist, wird auch Jokasten, als junger Wittwe, der für ihr Verhältniß zu Philoktet unentbehrliche Jugendreiz künstlich wiederhergestellt und die beim Zuschauer entstehende heimliche Abrechnung — da Oedipus ja doch Jokastens Sohn ist — gleichsam escamotirt. Ist Philoktet der bekannte französische Hausfreund, so ist Jokaste die hergebrachte französische Wittwe. Von Kindern, von Ismene und Antigone, Eteokles und Polynikes natürlich keine Rede.

Philoktet betritt die Stadt und erkundigt sich bei einem aufgegriffenen Thebaner nach den öffentlichen Verhältnissen. Er erfährt den Tod des Lajus — den Göttern Dank, nun vielleicht wird Jokaste die Meinige werden können! will er eben ausrufen, als der Mann zu seinem Leidwesen weiter berichtet, daß ihm auch zum zweitenmale bereits Jemand zuvorgekommen sei. Der weitere Verlauf ist, wie bei Corneille, der, daß nicht Kreon nach Delphi gesandt worden ist, sondern in Theben selbst Lajus' Schatten Sühne seines Mordes verlangt hat. Die Entdeckung, wer der Mörder sei, erfolgt in manchem so, daß eine nähere Anlehnung an Sophokles ersichtlich wird. Neu ist hier ein von Philoktet ausgeführtes Strategem, neu jedoch nur Sophokles gegenüber, denn in seinem theatralischen Haupteffekte ist es so ganz dem des Theseus bei Corneille nachgebildet, daß die Herkunft zweifellos erscheint. Bei Corneille hat Theseus eine Zeit lang die Absicht, sich selbst, um Dirce zu retten, als Mörder des Lajus darzustellen: zu demselben Mittel sehen wir bei Voltaire Philoktet greifen, um seinem entsagenden Edelmuthe, Jokasten gegenüber, schließlich die Märtyrerkrone zu erringen. Das Ende der Tragödie ist der Selbstmord der Jokaste. Nicht einer einzigen ruhigen Scene begegnen wir. Alles drängt

vom ersten Worte zur Entwicklung, ganz die heutige Technik, wo der Dichter sich des Zuschauers bemächtigt und ihn bei wachsender Unbehaglichkeit fünf Acte lang festhält, eine Jagd, nach welcher das todtgehetzte Wild zuletzt dann der Meute vorgeworfen wird.

Dies Voltaire's Jugenddrama. Keine Charaktere, also auch keine Entwicklung von Charakteren darin. Was am meisten jedoch auffällt, ist die hier bereits sichtbare Unfähigkeit, bei noch so großer Knappheit des Ausdrucks einen die Dinge scharf umgränzenden Contour zu schaffen.

Wie prachtvoll beschreibt Corneille die auf dem Gebirge über Theben drohend gelagerte Sphinx:

On t'a parlé du sphynx, dont l'énigme funeste
Ouvrit plus de tombeaux que n'en ouvre la peste.
Ce monstre à voix humaine, aigle, femme, et lion
Se compaît fièrement sur le mont Cithéron,
D'où chaque jour ici devait fondre sa rage,
A moins qu'on n'éclaircit un si sombre nuage.
Ne porter qu'un faux jour dans son obscurité,
C'était de ce prodigue enfler la cruauté;
Et les membres épars des mauvais interprètes
Ne laissaient dans ces murs que des bouches muettes.

Was macht Voltaire daraus? —

Un monstre furieux vint ravager ces bords.
Le ciel, industrieux dans sa triste vengeance,
Avait à le former épuisé sa puissance.
Né parmi des rochers, au pied du Cithéron,
Ce monstre à voix humaine, aigle, femme et lion,
De la nature entière exécrable assemblage,
Unissait contre nous l'artifice à la rage.

Selbst die von Corneille entlehnten Verse haben bei Voltaire ihre Kraft eingebüßt. Was kümmert uns und was will sagen, daß das Ungeheuer am Fuße des Berges zwischen Felsen geboren sei? Corneille läßt es unangreifbar oben auf dem Gipfel liegen, und sein Vergleich des trüben Gewölkes von dem es umgeben ist, erhöht das malerisch Schreckliche

des Bildes. Voltaire's Monstrum hat etwas von einem entsprungenen Menagerieraubthiere, das zu bändigen, wiedereinzufangen, Oedipus gelang, während Corneille, indem er Oedipus wie einen Helden hinstellt, auf dessen Wort die ungeheure Macht des Ungeheuers plötzlich in die Tiefe stürzt, dessen eignen endlichen Sturz dann um so gewaltiger wirken läßt.

6.

Es könnte als eine Ungerechtigkeit erscheinen, die Eigenthümlichkeit der theatralischen Werke Voltaire's an seinem ersten, unreifsten und heute unberühmtesten zu erörtern. Mahomet, Zaire, Tancred sind die Tragödien, von denen die Rede hätte sein sollen. In sie legte er als fertiger Mann die Summe seiner Erfahrungen und seiner Kraft nieder. Diese Stücke werden heute noch genannt, gelesen, vielleicht bewundert, und wenn für uns Deutsche etwas ihren Werth bezeichnen sollte, so ist es der Umstand, daß Goethe Mahomet und Tancred der Ehre einer Uebersetzung würdigte.

Wie auch hätte Voltaire, der ein so scharfsichtiger Kritiker war, nicht an sich selbst beobachten müssen, daß zu einer Tragödie die Darstellung von Charakteren und die Grundlage eines großen Gedankens gehöre; und weiter, wie hätte ein mit dem Inhalt aller Litteraturen und aller litterarischen Mittel vertrauter Geist nicht einen Reichthum von Auskünften vor sich sehen sollen, seinen Werken diese beiden Requisite zu verleihen. Voltaire ist denn auch mit solcher Geschicklichkeit zu Werke gegangen, daß er selbst Goethe imponirt hat. Was sich auf kaltem Wege aus einem Kunstwerke machen läßt, hat er aus seinen Tragödien gemacht. Allein vergleichen wir bei einer Passage des Mahomet Goethe's Uebersetzung mit dem Originale:

Tremblant, saisi d'effroi, j'ai plongé dans son flanc
Ce glaive consacré qui dut verser son sang.

J'ai voulu redoubler; ce vieillard vénérable
A jeté dans mes bras un cri si lamentable!
La nature a tracé dans ses regards mourants
Un si grand caractère, et des traits si touchants!....
De tendresse et d'effroi mon âme s'est remplie,
Et, plus mourant que lui, je déteste ma vie.
(Le Fanatisme, A. IV., Sc. IV.)

Wie giebt Goethe diese jeder Anschaulichkeit entbehrenden allgemeinen Züge wieder?

Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel.
Ich traf, ich zuckte schon zum zweiten Streich;
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelste
Gestalt mir Ehrfurcht, seine Züge schienen
Verklärt, es schien ein Heil'ger zu verscheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düster floß das Blut aus seiner Wunde.

Umrißlose Allgemeinheiten hat Goethe zu festen Anschauungen zusammengeballt, und im Gefühle, daß was er daran und dazu gethan, immer noch nicht genügte, die beiden letzten Verse frei erfunden, durch welche endlich Licht und Schatten in das Gemälde gebracht wird. Das war es was Voltaire fehlte. Seine dramatischen Figuren haben nie das schattenhaft Körperlose überwunden, das die seiner frühsten Tragödie am stärksten beeinträchtigt, und wenn er später seine Dramen als Träger großer Gedanken hinstellen will, so sind diese dem Bau des Stückes an sich so fremd, daß sie ebensogut fehlen könnten: es sind hineingetragene Beziehungen, deren Zusammenhangslosigkeit mit dem Werke nur deshalb nicht an's Licht trat, weil, wie wir zu allen Zeiten beobachten, das Publikum die Gedanken, von denen es gerade bewegt wird, überall gern wiederfindet und anerkennt, ohne ein Auge dafür zu haben, ob das sie hegende Kunstwerk in tieferer Verbindung mit ihnen stehe. Was die theatralische Behandlung aber anlangt, so bieten sich gleichfalls die von Goethe be-

arbeiteten Stücke am bequemsten dar, um beobachten zu lassen, wie äußerliche Zufälle der gewöhnlichsten Art die gewaltsamen Katastrophen herbeiführen müssen. Nicht eine originelle Wendung wird aufzufinden sein, die das Gefühl gäbe: das hat ein Dichter geschrieben, hat nur Voltaire zu machen verstanden. Corneille und Moliere strömen über von solchen Zügen, Racine ist nach anderer Seite so reich, daß seine geringe Begabung für das Scenische weniger auffällt, Voltaire jedoch besitzt als Dramatiker gar nichts eigenthümliches und er überrascht uns nirgends. Zuweilen nur gelingt es ihm, uns zu beängstigen.

Voltaire's Unfähigkeit, Charaktere zu formen und sichtbare Dinge ihrer Erscheinung nach hinzustellen, ist eine so offenbare, daß wir sie aus seiner gesammten Naturanlage herleiten müssen. Es ist mir nicht geglückt, irgendwo bei ihm ein paar Sätze, Verse oder Prosa, zu entdecken, welche ein Bild lieferten. Selbst da gelingt es ihm nicht, eins zu schaffen, wo es die leichteste Sache wäre: bei der Beschreibung seiner Aussicht von Ferney auf Genf z. B., die er brieflich einem Maler darzustellen beabsichtigt. Er giebt sich Mühe, etwas wie eine Landschaft anschaulich mit Worten aufzubauen: unmöglich! Niemand wird aus der völligen Unordnung, in welcher er die das Auge treffenden Einzelheiten durcheinander vorbringt, eine Idee gewinnen, was oben und unten, was in der Mitte und rechts und links zu suchen sei. Am wunderlichsten jedoch tritt dieser Mangel, malerisch auf die Phantasie zu wirken, in seinem großen Heldengedichte, der Henriade, zu Tage.

7.

Unter den kleineren Gedichten Voltaire's ist eins, worin er sich seine Stellung unter den epischen Dichtern selber anweist. Da finden wir:

Voll von Schönheiten und von Fehlern — hat der alte Homer meine Hochachtung — er ist, wie seine Helden sämmtlich — geschwätzig, übertrieben, jedoch erhaben.

Nach durchdachtem Plane arbeitet Virgil — er besitzt mehr Kunst und ebensoviel Wohlklang — doch er erschöpft sich bei Dido — und hat keine Kraft mehr bei Lavinia.

Falsche Steine und zuviel Zauberspuk — setzen Tasso eine Stufe niedriger — aber was ertragen wir nicht — um Armidens willen und um Herminens!

Milton, erhabner als sie alle — steht uns dennoch ferner in seinen Schönheiten — es scheint, als ob er für Verrückte — für Engel und für Teufel dichtete.

Nach Milton, nach Tasso — von mir zu reden, wäre zuviel — ich muß warten bis ich todt bin — um zu erfahren wo mein Platz sei.

In einem letzten Verse giebt Voltaire dann zu erkennen, daß er sich einstweilen an einem festen Platze im Herzen der Marquise von Chatelet genügen lassen wolle. Darüber aber, wie das Urtheil der Nachwelt ausfallen werde, war er gewiß nicht zweifelhaft. Friedrich der Große versichert, Homer sei nichts gegen Voltaire (was ich zweimal citiren darf, da der König selber mehr als einmal darauf zurückkommt). Wenn Voltaire in seinem Alter La Harpe, einer heute vergessenen Tragödie wegen, Sophokles nennt, welcher das Alter des Aeschylos — ihn selber nämlich — mit Blumen kränze, so meinte er es ernstlich mit diesem Vergleiche. „Ich habe stets daran geglaubt, ich glaube, und ich werde stets daran glauben," schreibt er (den 15. Juli 1768) an Horace Walpole, „daß Athen, was Tragödien und Komödien anlangt, von Paris in jeder Beziehung übertroffen wird. Ich behaupte kühn, daß alle griechischen Tragödien wie schülermäßige Arbeiten aussehen, verglichen mit den herrlichen Scenen des Corneille und den vollendeten Tragödien Racine's." Voltaire hielt es für

so ausgemacht, daß seine Zeit die Blüthe der Jahrtausende, und er der Dichter aller Dichter sei, daß er davon wie von einer selbstverständlichen Sache redet, bei der Bescheidenheit oder Unbescheidenheit gar nicht ins Spiel kam.

Begegnet bin ich unter sehr Vielen, bei denen ich anfragte, nur einem Einzigen, welcher die Henriade gelesen zu haben erklärte. Vorzustellen pflegt man sich unter ihr ein den Thaten Heinrich des Vierten geweihtes langathmiges Gedicht in vielen Gesängen, das nicht zu kennen keinenfalls ein Nachtheil sei. Die Henriade jedoch hat mit ihrem Helden wenig zu thun. Sie ist, neben manchem andern das sie gleichfalls ist, einer der schärfsten und geschicktest geführten Angriffe gegen die römische Kirche, welcher jemals gemacht worden ist. Man kann sagen, daß wenn Pascal in den Lettres à un provincial als der Ausdruck der feindlichen Gesinnung dasteht, mit welcher die aufgeklärte Gesellschaft des 17. Jahrhunderts die Jesuitenherrschaft in Frankreich ansah, Voltaire's Henriade die malitiöse Opposition enthält, mit welcher sich unter Louis XV. der philosophisch denkende Theil des pariser Publikums zur nun vollendeten Uebermacht der römischen Kirche verhielt. Von Voltaire's Stellung zu dieser muß deshalb die Redesein, wenn ein Urtheil über die Henriade gewonnen werden soll.

Es besteht die alte Tradition, Voltaire sei Atheist, Verläugner alles Heiligen und Feind der Religion gewesen. Er hat sich gehütet, jemals der katholischen Religion entgegen zu treten. Voltaire erhob sich viel zu hoch über die Menschheit um sich her, daß er nicht durch seine Einsamkeit schon zum Gedanken eines persönlichen Gottes gelangt wäre, und er kannte viel zu gut die Unselbständigkeit der Massen, um für deren Verhältniß zu Gott nicht bestimmte Glaubensformeln als nöthig anzusehen. Selbst gestaltet hat er diese freilich nicht, und mit dem was die Kirche bot, war er meistens nicht im Einverständniß; bei seinem Tode hat er sich der Autorität

dieser Kirche förmlich unterworfen, vorher freilich einmal, als er noch gar nicht zu sterben dachte, eine Farce aufgeführt, wobei er als verstellter Todkranker sich alle Tröstungen der Kirche ertheilen ließ und aufspringend dann den Priester verhöhnte. Allen Ernstes hat er sich sogar einmal unter die Kapuziner aufnehmen lassen und in der Kutte die Kanzel bestiegen um eine rührende Bußpredigt zu halten. Er hat über die Päbste die niederträchtigsten Dinge gesagt und einem Pabste selber dann seine Tragödie Mohamet zugeeignet, worin unter dem Scheine des Muhamedanismus der Fanatismus der römischen Kirche angegriffen werden sollte. Und dasselbe Spiel in der Henriade. Er hat es gewagt, Dinge darin gegen Rom vorzubringen, die, mit geringerer Schlauheit abgefaßt, ihm theuer zu stehn gekommen wären. Und dabei erbietet er sich gegen einen alten, „wie einen Vater geliebten" Jesuiten demuthvoll, jedes Wort aus dem Gedichte ausmerzen zu wollen, das gegen die katholische Religion, zu deren Ehre es ja geschrieben sei, in Wahrheit verstoße. Und schließlich hat ein Cardinal, Quirini, die Henriade ins Italiänische übersetzt.

Frankreich war, wie die europäischen Länder katholischen Glaubens damals sämmtlich, erfüllt von einer Geistlichkeit, die, durch ein ausgedehntes Personal jeder Bildungsstufe und jeder Familienstellung repräsentirt, über ein kolossales Vermögen an Grundbesitz und Einkommen disponirte. Moreau de Jonnès berechnet für 1700, als Durchschnittsjahr, das Einkommen des gesammten Adels in Frankreich auf 520 Millionen, das der Geistlichkeit auf beinahe 512, während die Einkünfte des Königs alles in allem 954 Millionen betrugen. Und dies Viertheil der ganzen Summe in den Händen von nur 310,000 Individuen.

Indessen diese Macht wäre weniger gefährlich gewesen, hätte sie, wie in den Zeiten vor denen Voltaire's, einem ihr feindlichen weltlichen Bewußtsein gegenüber, kämpfend erst ihre

Stellung erringen müssen. Doch wie wir zu Anfang des 18. Jahrhunderts Adel und höhere und niedere Bürgerschaft in Paris ineinander fließen sahen, gewahren wir nun auch die Geistlichkeit als in diese allgemeine Vereinigung aufgenommen. Scharfe, aus den Zeiten Ludwig's herstammende Gegensätze, in denen es sich um Leben und Tod zu handeln schien bei kirchlichen Fragen, sanken plötzlich wie in Nichts zusammen, weil Paris die Fähigkeit verloren hatte, sich, für was es auch sei, länger als drei Tage zu interessiren. Dies die Worte, mit denen Voltaire selbst den Indifferentismus seiner Zeit brandmarkt. Immer frivoler ward die Stimmung des großen Haufens, immer gewaltiger die Macht der Geistlichkeit, und so kam es, daß in denselben Tagen, in denen die Verläugnung aller Religion von Seiten einer ganzen Schicht der Gesellschaft ungescheut als selbstverständlich proclamirt werden durfte, die Geistlichkeit, sobald es in ihrem Interesse lag, um der geringsten formellen Ursache willen zupacken durfte wo sie wollte, und daß sie in solchen Fällen meistens ihrer Opfer gewiß war. Das Publikum sah theilnahmlos zu und ließ sie gewähren. Dieser Macht, welche durch den Rückhalt an Rom und an die übrigen katholischen Mächte ins Unbegrenzte sich ausdehnte, versuchte Voltaire etwas anzuhaben! Erstes Erforderniß, um hier vorwärts zu kommen, war, überhaupt eine Bewegung zu schaffen. Die religiösen Ideen, die nirgends mehr tiefere Aufregung hervorbrachten, mußten die Leidenschaften der Gebildeten erst einmal wieder reizen. Ich glaube, daß der spätere systematische Kampf, welchen Voltaire gegen die Geistlichkeit unterhielt, in seinen Anfängen nicht in voller Klarheit den Ueberzeugungen entsprang, für welche er im höheren Alter eintrat. Als er die Henriade schrieb, war er ein junger Mann. Es lebte und arbeitete revolutionäre, massenbewegende Kraft in seiner Seele, der die allgemeine Erschlaffung der Nation die Gelegenheit versagte, sich zu be-

thätigen. Drei Mächte gab es in Frankreich, auf denen der Zustand der Dinge beruhte: Königthum, Adel und Kirche. Gegen die beiden ersten anzukämpfen war undenkbar, deshalb los gegen die Kirche. In der Henriade haben wir gleichsam den anfänglichen gereizten Notenwechsel vor uns, der einem Kriege vorausgeht, dessen Ziele sich zum Theil aus dem Verlaufe der Ereignisse erst ergeben. Deshalb in dem Gedichte der Aufwand von Anstrengung, das schärfste zu sagen, ohne doch den Anschein zu tragen, als habe man es gesagt, und das Bestreben, denen gegenüber, die man zum Tode beleidigen wollte, die Miene schmeichlerischer Nachgiebigkeit anzunehmen. Voltaire summt unschuldig auf die Dinge los als wäre ihm nur um genußreiche Untersuchung der Blumen und Früchte zu thun, er tänzelt hin und her und scheint nur spielen zu wollen, plötzlich aber wirft er sich auf das los was er verwunden will und hat nur deshalb so lange gezögert, weil er die verwundbarste Stelle gesucht hatte, um da seinen giftigen Stachel einzubohren. Darin ist er ein Teufel, und der Schrecken, den sein Angriff einflößte, hat ihm vielleicht in eben so hohem Maße Sicherheit gewährleistet, als die Gewandtheit mit der er sich hinterher zu vertheidigen wußte.

Voltaire's feindliches Verhältniß zur katholischen Geistlichkeit ist später erst ein so complicirtes, all seine Kraft beanspruchendes geworden. Von der Natur für den geistigen Kampf mit wunderbaren Gaben ausgerüstet, hat er hier ununterbrochen sich in den Waffen geübt. Er war niemals ohne solche Händel sein Lebelang. Keine Leidenschaft hat Voltaire's geistige Kraft so voll entfaltet als der Haß. Hier ist er unübertrefflich, den einzigen Aretin etwa ausgenommen, der ihm den Rang streitig macht. Voltaire war unermüdlich wo er haßte. Er hat Leute zu Tode gehetzt. Er lügt, er verläumbet, es gelingen ihm die genialsten Erfindungen, seine Gegner in Mißcredit zu bringen. Vielleicht nur, um sich in seinen Ver-

läumdungen die letzte Weihe zu geben, hat er auf dem Todtenbette die Lüge ausgesprochen, daß er ohne Haß gegen seine Feinde aus dem Leben gehe. Wäre Voltaire Maupertuis, der ihn mit Friedrich II. entzweite, in Charons Nachen begegnet, er hätte ihn dort an der Gurgel gepackt und in den Styx zu stoßen versucht. Feindschaften und Durst nach Rache gehörten zu den Lebensbedürfnissen seiner Seele; er besaß ein Talent, sich Beleidigungen zuzuziehn, als habe er das Verlangen, Beleidiger zu haben nur um sie zu verfolgen. Aber auch hier hatte er nur in erhöhtem Maße den Anderen voraus was die gesammte Nation besitzt. Aus der Seele welches Volkes, das besiegt einem andern zu Füßen lag, sind so schändliche Rachegedanken emporgestiegen, als, in den letzten Tagen, aus der des französischen? Und wenn man das als allgemein menschlich entschuldigen möchte: welche Drohungen und Lügen, mit denen die Pariser Commune die Regierung von Versailles nicht zu treffen suchte. Die Schandthaten, welche ohne einen Schatten von Beweis den Deutschen früher Schuld gegeben wurden, werden nun den französischen Truppen selber angedichtet: Grausames Ermorden der Gefangenen, Schießen auf die Ambulanzen, Verrath und so weiter. Es genügte, daß die Regierung von Versailles die ersten Kugeln innerhalb des Bereiches von Paris werfen ließ, um dort die Mythe sofort zu schaffen und zur Gewißheit werden zu lassen: es sei eine dieser Kugeln in eine Kirche eingeschlagen und habe explodirend eine Schule junger Mädchen erschlagen, welche dahin geflüchtet worden war. Dieses Ereigniß hatte sich ohne factischen Anhalt gleichsam von selbst gebildet, die Phantasie der Feindschaft es in so überzeugender Gestalt producirt, daß jeder Zweifel vorweggenommen ward.

Voltaire's Lebensgang, nach dieser Seite hin genauer verfolgt, muß ein Gefühl der Verachtung erwecken, das sich auch dann nicht verliert, wenn sein über jedes Lob erhabenes

Eintreten für die von aller Welt sonst verlassene Unschuld dagegen in die Wage gelegt wird. Voltaire hat im Kampfe gegen die Vorurtheile der Kirche und Justiz Siege erfochten zu Gunsten armer Opfer, welche ohne ihn verloren gewesen wären, die seinem Namen unvergänglichen Glanz verleihen. Trotzdem, wer seine Schrift über Friedrich den Großen liest, worin er, aus Rache für die widerfahrenen Beleidigungen, dessen Privatleben verdächtigt, muß dieser Angriff ein unauslöschlich widerwärtiges Gefühl zurücklassen. Hier retten wir Voltaire nur, indem wir alle Consequenzen seiner Nationalität in Rechnung bringen. Deshalb allein auch lassen wir uns gefallen, seinen lebenslänglichen Krieg für die Freiheit des Gedankens gegen Rom aus zufälligen, äußerlich erscheinenden Anfängen herauswachsen zu sehen.

8.

Voltaire's Eigenthum an der Henriade ist nur die polemische Tendenz und was auf deren Durchführung Bezug hat in dem Gedichte. Sogar die Idee, es müsse ein Heldenepos auf die Thaten Heinrich des Vierten geschrieben werden, gehört ihm nicht, wir finden sie in den ehemals mit Recht berühmten Réflexions critiques sur la Poésie et sur la Peinture des Abbé Du Bos ausgesprochen. Voltaire kannte und verehrte Du Bos, dessen Buch 1714 erschienen war und Aufsehn gemacht hatte. Ueber die beste Art ein Epos zu verfassen aber, sowie darüber, wie man Homers und Virgils Fehler zu vermeiden habe, gab es in Paris damals so gut eine auf eingehendem Interesse beruhende öffentliche Meinung wie in Betreff des Dramas. Fest stand z. B., daß nur ein abgegränztes Ereigniß, je unbedeutender desto besser, die Mitte eines epischen Gedichtes bilden dürfe, um das sich die Gesänge gruppirten. Als vorzüglicher Mittelpunkt bot sich, was Heinrich IV. anlangte, die Belagerung von Paris,

zu der Ariost's berühmte Beschreibung der Belagerung von Paris durch die Saracenen (im Orlando furioso) den Anstoß gab.

Eben so leicht war Voltaire im Stande, da sich, wie bei Homer und Virgil und Ariost, die Handlung des Gedichtes in das theilen mußte, was die Menschen auf der Erde und was die Schicksalsmächte über den Wolken vollbringen, diese obere Gesellschaft zu beschaffen. Bereits im 17. Jahrhundert war Ariost's gesammter moderner Olymp nach Frankreich übernommen und dort weiter ausgebildet worden. Haß und Streit auf Erden pflegte da nicht mehr eine erzürnte höhere Gottheit, sondern die für dieses Amt bestimmte „Zwietracht" zu erregen. Ariost hatte sie in Italien eingeführt, Boileau sie französisch umgearbeitet und Voltaire fand sie fertig vor. Ihr gegenüber steht die „Religion", welche versöhnend zu wirken sucht, und ebenfalls als Voltaire ihrer bedurfte, bereits seit fast 100 Jahren in Frankreich thätig gewesen war. Nur hat Voltaire ihren Wohnsitz verlegt. Bei Boileau (im Lutrin) wohnt sie in stillen Alpenthälern, von wo sie nach Paris geholt wird, um Ruhe zu stiften:

> Da alles so in heil'gem Krieg entbrennt,
> Vernimmt's die „Gottesfurcht", die abgetrennt
> Vom stürmischen Verkehr der bösen Welt,
> In Alpenthälern sich verborgen hält.
> Aus ihrer Einsamkeit lockt sie der Schrei
> Der Ihrigen fern aus Paris herbei:
> Sie macht sich auf, und in getrostem Schritt
> Der „Glaube" und die „Hoffnung" eilen mit.

Voltaire translocirt sie, wie es scheint, in eine flachere Gegend:

> Weit fort von jenem Rom, das, weltlich ganz,
> Den Erdkreis täuscht mit eitler Tempel Glanz,
> Erhöht zum Dienste ird'scher Eitelkeiten —
> Fern, fern von da, wo Wüsten still sich breiten,
> Wo Gottes Friede wehrt der Welt Gebraus,
> Da steht der „Gottesfurcht" vereinsamt Haus,

Ach, und ihr Name, während sie versteckt
In heilger Ruh sich vor der Welt verdeckt,
Muß überall, wo Mord und Zwietracht wüthen,
Den frommen Vorwand blut'ger Kämpfe bieten.
Sie duldet still, sie kann sich nicht vertheid'gen,
Nur segnen wo sie Alle tief beleid'gen:
Für die, die undankbar die größte Schmach
Ihr anthun, läßt sie im Gebet nicht nach.
Schmucklos, in der bescheidnen Schönheit Licht
Sanft leuchtend! Freilich jene sehn es nicht:
Die heuchlerische Menge welche dicht
Vor den Altären falscher Götzen liegt.

Dies der Ton in dem die göttlichen Mächte Voltaire's eingeführt werden: Sie haben etwas bürgerlich Tugendhaftes. Die „Gottesfurcht" erweckt die Vorstellung einer jungen reizenden Wittwe, welche bei geringen Einkünften in ihrer Dürftigkeit reiche Verwandte nicht beneidet, die sie ihr eignes geraubtes Erbtheil verprassen sieht. Es war der französischen Dichtung damals ebenso unmöglich, Frauen zu schildern ohne ihnen einen Anstrich von Coquetterie zu geben, als es der bildenden Kunst der Franzosen gelungen wäre, eine allegorische Gestalt höchsten Ranges zu schaffen, bei der nicht ein Kammerjungferlächeln, das zu gefallen sucht, sei es auch nur in leisem Anflug, sich bemerklich machte.

Schwieriger als die Herstellung der überirdischen Figuren war die der irdischen. Es durften im Epos nur wenig Mitspieler sein. Was der König thut, muß, vom Eingreifen der niederen Ereignisse und Interessen unabhängig, entweder dem eignen einsamen Charakter entfließen, oder auf die Willensäußerung der göttlichen Mächte zurückgeführt werden. Dadurch jedoch, daß diese von Voltaire in vielfältiger Gestalt vorgeführt werden, giebt sich der höchste Lenker des Weltalls selbst nun mehr in der Rolle eines Jupiter, dessen Attribute kaum ins Christliche übersetzt worden sind. Soll die christliche Dichtung einmal den von allerlei Machthabern bewohnten

Himmel darstellen, so könnten neben Gottvater doch nur Christus, Maria, die Apostel, Evangelisten, Heilige u. s. w. erscheinen. Bei Voltaire dagegen — ein Beispiel wohin die italiänische Unnatur des 17. Jahrhunderts schließlich führte — sehen wir Gottvater von Neptun (der die Seestürme besorgt) und anderen heidnischen Gottheiten umgeben, um die sich als weiterer Kreis die zweifelhaften allegorischen Frauengestalten: Tugend, Laster, Zwietracht, Friede, Religion u. s. w. schaaren. Rechnen wir hinzu, daß, um diese Persönlichkeiten mit dem richtigen Hintergrunde zu versehn, oft mythologische Landschaften nöthig sind, die von Voltaire in allgemeinen Zügen verschwimmend genug aufgestellt werden, und daß dann doch wieder die Scene vor Paris spielt, so meint man der Gipfel der Unnatur sei erstiegen und das Ganze müsse lächerlich und unerträglich sein. Allein Voltaire hätte sich ja nur auf die allegorischen Darstellungen aus dem Leben Heinrich's zu berufen brauchen, welche Rubens im Palais des Luxembourg auf die Wände gemalt. Dort findet sich alles das in natura. Da sieht man unter steif gekleideten, auf hohen Hacken stolzierenden Hofleuten und Damen die nackten allegorischen Personen sich so elegant und bequem durchdrängen, als sei dieses Gemisch in der besten Ordnung und Niemand stoße sich daran. Und damit man nicht denke, Rubens habe das erfunden, so erinnern wir uns, wie im sechzehnten Jahrhundert Städte, in welche hohe Herrschaften ihren Einzug hielten, eine Ehre darin setzten, ihnen Aufzüge mythologischen Inhaltes entgegen zu senden, bei denen die schönsten Mädchen der besten Geschlechter sich um die Ehre stritten, nackt, wie Gott sie geschaffen, als Statistinnen mitzuwirken. Dürer erzählte davon, wie er auf diese Weise beim Einzuge Karl des Fünften in Antwerpen die schönsten Mädchen der Stadt gesehn, und aus Frankreich ließe sich ähnliches anführen. Und doch waltet zwischen dem was Rubens malt und was Vol-

taire dichtet, der Unterschied, daß Rubens das seinen Tagen ganz Natürliche darstellt, während Voltaire nicht im gleichen Falle war. Rubens hatte diese Zeit der Vermischung des Nackten und prachtvoll Gewandeten noch erlebt. Voltaire benutzte derartige Anschauungen nur als Phrasen. Als er dichtete, zog die Blüthe menschlicher Schönheit nicht mehr so von Gottes freiem Sonnenlichte bestrahlt durch die Straßen. Und deshalb haben seine mythologischen Figuren das Fleisch- und Blutlose, das uns heute ermüdet.

9.

Voltaire sah ein, daß seine Aufgabe nicht sei, in einem dem Ruhme Frankreichs geweihten Gedichte die historische Darstellung von Momenten zu geben, wie sie etwa sich ereignet haben könnten, sondern daß er die agirenden Massen auf eine beschränkte Zahl einzelner Vorkämpfer reduciren und diese in erdichteten Stellungen gegeneinander operiren lassen müsse. Biographisches im geschichtlichen Sinne enthält das Gedicht nichts. Heinrich's Feinde: die Verbindung des katholischen Adels, halten Paris, welches vergebens belagert wird. Heinrich muß es gelingen, die Stadt zu erobern und seine Gegner zu unterwerfen, weil der Wille des Himmels ihn zum Gründer des bourbonischen Königshauses prädestinirt hat: nicht aber als ungläubigem Calvinisten darf ihm so großes zu Theil werden. Soll er siegen und herrschen, so muß seine Bekehrung vorhergehen. Dies die Lage der Dinge, von der wir im Anfange des ersten Gesanges ausdrücklich unterrichtet werden.

Es ist fast lächerlich, zu beobachten, wie Voltaire die bekannten Theile epischer älterer Dichtung als wohlgelernter Regisseur für seine Zwecke zu Coulissen einrichtet. Gleich im Beginn bringt er den unvermeidlichen Seesturm. Sind es aber bei Aeneas' Flotte schon nicht mehr dieselben gewaltigen

Fluthen, welche einst Odysseus' Schiff zerschmettert und ihn an das Ufer der Phäakeninsel schleuderten, so ist das empörte Meer, welches Voltaire's Helden zwischen England und Frankreich in Gefahr bringt, von gehorsamer Gutmüthigkeit: trockne Theaterwellen, in denen Niemand ertrinken könnte. Paris wird belagert: so beginnt der erste Gesang. Heinrich macht sich auf, um Elisabeth von Englands Hülfe anzuflehen. Voltaire bedurfte in seinem Gedichte, in dem gegen Rom soviel Böses gesagt werden soll, einer Gelegenheit, um den Vorwurf etwaniger protestantischer Neigungen gleich so gründlich abzuthun, daß ihm die Jesuiten von dieser Seite ein für allemal nicht beizukommen im Stande sind. Deshalb läßt er diesen Sturm entstehen, aus dem des Himmels unmittelbares Einschreiten Heinrich erretten muß:

Und sieh! der ew'ge Gott, der auf den Stürmen
Einherfährt, der die Wogen heißt sich thürmen,
Der, unaussprechlich weise, diese Welt
Regierend, Kronen formt und sie zerschellt,
Von seinem Thron, der durch den Himmel flammt,
Senkt er auf Frankreichs Helden seine Blicke,
Und über's Meer wie auf gewölbter Brücke
Führt er ihn hin zu Jersey's sicherm Strand.

Dort, verborgen in einer Felsenhöhle, trifft Heinrich einen Einsiedler an, der als eifriger Katholik von den Calvinisten Frankreichs mißhandelt, hier eine Zufluchtsstätte gefunden hat und der ihm eine glänzende Zukunft sowie seine schließliche Bekehrung prophezeit. Voltaire bedurfte dieser Erörterungen nicht nur, um dem Leser auf's deutlichste zu sagen, daß der Inhalt seines Gedichtes dazu bestimmt sei, einen Triumph der katholischen Kirche zu verherrlichen, sondern auch, weil er bald darauf eine Verherrlichung englischer Zustände giebt, bei der nicht weniger der Verdacht vorwegzunehmen war, als könne damit eine Vertheidigung des protestantischen Glaubens gemeint sein.

Heinrich, nachdem er diese Lehren empfangen, geht zu Schiffe weiter nach England und trägt der Königin seine Bitte vor. Die eben erwähnte glühende Belobigung der englischen Zustände, die für sich betrachtet auch heute noch als eine brillante Leistung erscheinen muß, bildet die Ouvertüre der Begegnung. Elisabeth fordert ihn auf, wie Dido einst Aeneas, die Geschichte all der Kämpfe vorzutragen, in deren Verlauf er soweit gebracht worden ist ihre Hülfe anzuflehen, und jetzt wird die erste Batterie gegen Rom zur Action gebracht. Mit einer Einleitung, die dem Infandum regina jubes renovare dolorem nachgebildet ist, hebt Heinrich an. Nur die Religion, ruft er, ist die Ursache unseres Unheils! Die Bluthochzeit wird nun von ihm geschildert, Karl des Neunten elender Tod, Heinrich des Dritten Regierung, und sein eignes Verhältniß zu diesem Könige dargelegt, worauf Elisabeth Hülfe zusagt.

Es würde zwecklos sein die Ereignisse mitzutheilen, welche die übrigen Gesänge bringen. Uns interessirt nur die Wendung, mit der Voltaire den dem Katholicismus so günstigen Beginn in einen andern Ton umspringen läßt. Die Göttin der Zwietracht war es gewesen, welche Heinrich's Feinde stets von frischem ermuntert hatte. Immer schwächer aber war sie geworden und mußte auf fremde Hülfe denken. Diese „Discorde“ ist der personificirte Jesuitismus, und die Art wie sie sich nach Rom aufmacht, um dort Verbündete gegen ihre Feinde zu gewinnen, enthüllt was Voltaire gemeint hat. Jetzt schildert er Rom, die Päpste und ihre Politik. Als Bundesgenossen des Jesuitismus und Feinde Frankreichs werden sie einer vernichtenden Darstellung zur Beute. Immer läßt Voltaire dabei das wahre Christenthum als Gegensatz fungiren. Die giftigsten Dinge sind so gewandt, daß sie nur zur Verherrlichung des wahren Katholicismus gesagt scheinen. Infernalisch brillant ist die Scene durchgeführt, wie Sixtus

der Fünfte die Göttin der Zwietracht, die bei aller Allegorie denn doch immer als nackte Dame vor uns steht, im Vatican empfängt, wie sie aufeinander zueilen und sich zärtlich in die Arme schließen. Die nun erfolgenden Zärtlichkeiten hätte Aretin nicht besser erzählen können. Die Göttin verführt den Papst zu allem was ihr lieb ist. Sie beginnt unter päpstlicher Autorisation eine politische Missionsreise durch Frankreich. Bald als heiliger Augustin, bald als Franciscus auftretend, reizt sie das Volk zum Bürgerkriege an und, als Krone ihrer Bemühungen, bringt sie Jaques Clément dazu, Heinrich den Dritten zu ermorden.

Klar ist, daß diese „Discorde" die Elemente dessen bereits enthält, was später von Voltaire „l'Infame" genannt wurde. Aus den Tiefen der Hölle läßt sie den „Geist des Fanatismus" aufsteigen, um die Hand des Mörders zu leiten. Die That ist vollbracht. Der Held des Gedichtes tritt als vierter König seines Namens an des Dritten Stelle und wird von der Armee anerkannt. Er greift Paris an. Vor den Mauern wird gekämpft. Die Beschreibung dieser Dinge gewinnt heute wieder ein trauriges Interesse, ganze Reihen dieser Verse ließen sich als Anspielungen dessen fassen was unsre Zeit sah, zumal was die letzten Tage gebracht haben, wo Franzosen dort Franzosen gegenüberstehen. Am Ende des sechsten Gesanges finden wir den Sturm beschrieben, in welchem der König unwiderstehlich bis zu den Thoren vordringt. Die Vorstädte sind genommen, geplündert und stehen in Flammen, Paris selber droht jeden Moment das gleiche Schicksal: da, mitten im Gewühl des Kampfes, schwebt der heilige Ludwig, der Gründer der Dynastie, dem vorwärtsstürmenden Könige als ehrfurchtgebietender Anblick entgegen und, indem er eine Rede an ihn richtet, welche mit dem Manifeste Victor Hugo's zu Gunsten der Stadt eine gewisse Aehnlichkeit hat, bestimmt er ihn vom Angriffe abzustehen,

um nicht den Fluch auf sich zu laden, den die Beschädigung der heiligen Wiege der Herrscher Frankreichs auf sein Haupt herabziehen würde. Heinrich hört die Rede, sieht seinen Ahnherrn in himmlischem Glanze dastehen und nähert sich ihm:

> D'une divine horreur son ame est pénétrée:
> Trois fois il tend les bras à cette ombre sacrée,
> Trois fois son père échappe à ses embrassemens,
> Tel qu'un léger nuage écarté par les vents.

Darauf, mit traurigem Blicke die Stadt betrachtend, ruft er aus:

> Citoyen malheureux, peuple faible et sans foi,
> Jusqu'à quand voulez-vous combattre votre Roi?

und befiehlt den Rückzug. Die Verse zeigen, wie gut Voltaire seine Pariser kannte und wie wenig er sich genirte es ihnen mitzutheilen.

Während der Stammvater des Geschlechtes Heinrich anscheinend so einen Schritt wieder vom ersehnten Ziele zurückführt, läßt er ihm im folgenden Gesange zum Ersatz eine historische Vision zu Theil werden, welche als glänzende Zukunft die Geschichte Frankreichs unter den Bourbonen bis auf Voltaire's eigne Tage enthüllt. Hier fand er sich auf seinem eigentlichen Gebiete. Das Vergangne als zukünftig darzustellen, war eine der entsprechendsten Aufgaben für seine Darstellungskraft. Die weltgeschichtliche Stellung der Bourbons empfangen wir in scharfen, die Ereignisse condensirenden Versen, in denen jedes Wort erwogen ist. Hier zumal vermochte Voltaire seine unübertreffliche Kunst anzuwenden, zu schmeicheln und dennoch zugleich die Wahrheit zu sagen. Hier schaffte er sich den eigentlichen unfehlbaren Schutz gegen alles was seinem Werke von überall sonst her zum Vorwurfe gemacht werden konnte. Die Bourbons erhebt er zu der vom Himmel vorherbestimmten herrschenden Familie, sie sind eins mit Frankreich, sie regieren unter der directen Eingebung des

Höchsten, so daß es der Kirche als vermittelnder Instanz zwischen Himmel und Erde gar nicht bedarf. Voltaire hat ein Gebäude politischer Theologie, dessen Fundamente die Bourbons bilden, in der Henriade aufgeführt, wo jeder Stein so künstlich auf dem andern ruht und zugleich den dritten wieder trägt, daß er unentbehrlich scheint. Dies müssen wir im Auge behalten, um zu begreifen, wie weit Voltaire gegen Rom zu gehen sich erlauben durfte, indem er Roms, d. h. des Roms der Päpste, Politik als solidarisch verbunden mit der Spaniens darstellte und, indem er Spanien als den natürlichen Gegner der Bourbons annehmend, Rom als die Feindin Frankreichs proclamirte. So bildete sich Voltaire eine unantastbare Stellung. Während er den Katholicismus und den Clerus schonungslos angreift, giebt er sich den Anschein, ja nur die Streiche der dem französischen Königshause verderblichen römischen Politik abzuwehren.

Darauf hin hatte er es im ersten Gesange wagen dürfen, Elisabeth's Antwort, in welcher sie Heinrich die Politik vorschreibt, welche ihrer Ansicht nach heilsam sei für Frankreich, in einer Aufforderung bestehen zu lassen, Rom und Spanien niederzuwerfen. Was Voltaire gegen Spanien vorbringt, mußte jedem Franzosen aus der Seele geschrieben sein, und was er gegen Rom zu gleicher Zeit sagt, ist so consequent damit verbunden, daß wer das eine billigte auch das andere acceptiren mußte. Den Schluß der Visionen Heinrich's bildet ein allegorisches Tableau, in welchem die von den Bourbons niedergeworfne Macht der Habsburger durch eine Truppe spanischer Soldaten repräsentirt wird, welche den Adler des Deutschen Kaiserthums zerbrechen, während die Standarte Frankreichs siegreich darüber in den Lüften flattert:

Du puissant Charles-Quint la race est retranchée!

Welches regierende Haus würde die feinen Schmeicheleien zurückgewiesen haben, mit denen Voltaire hier sich dem Throne

der Familie nahte, der er mit seinem Gedichte beinahe göttliche Abkunft nachwies, wie Virgil einst dem Hause des Augustus durch seine Aeneide? Es war etwas, von Voltaire in den Himmel erhoben zu werden. Er besaß das Talent zu schmeicheln in dämonischem Maße. Sogar den Tadel weiß er als Lob zu sagen; ohne ihn zu verschweigen oder zu beschönigen, nimmt er ihm so völlig den Stachel, daß das Bitterste zur Süßigkeit wird. Voltaire log organisch gleichsam: er gestaltete um, durch die Art der Beleuchtung die er den Dingen verlieh, er hätte dem Teufel bewiesen, daß seine Fledermauskrallenflügel nichts als die natürlich charakterisirte Ausbildung ursprünglicher Engelschwanenflügelansätze seien. An den Wänden des Schicksalspalastes, in welchem der heilige Ludwig Heinrich verzückt hat, sieht dieser die Gestalten der zukünftigen Herrscher Frankreichs. Da erscheint zum Schlusse auch der Regent, unter dessen Regierung Voltaire die Henriade geschrieben hatte und den er als Vormund des minorennen Ludwig XV. einführt:

Zur Seite dieses jungen Königs schreitet
Ein Held, an dem der Blick bewundernd hängt,
Doch auf den Fersen, dicht ihm folgend, drängt
Sich die Verläumdung nach, die ihn begleitet.
Nur gut ist er, nicht schwach. Zwar, ihn umfängt
Zusehr oft was zum Schwelgen ihn verleitet,
Doch aus dem üpp'gen Traum, der ihn gebannt:
Das Weltall zittert, wenn er sich ermannt!
Bewundert ihn, wie er mit Sicherheit
Sich windend auf der Staatskunst dunklen Wegen,
Die Völker, eins dem andern stellt entgegen
Und still sie hält durch klug geschürten Streit.
Die Künste weiß er mit Geschmack zu pflegen;
Wo's einen Mann braucht, seht ihr ihn bereit:
Chef und Gemeiner, Bürger und Regent,
Der kronenlos der Krone Pflichten kennt.

Philipp von Orléans ist bekannt. An die Spitze einer Weltmacht gestellt, verbringt er die Hälfte seiner Zeit in

dunklen Schwelgereien, und, wenn es gilt zu regieren, imponirt er durch die Schauspielerei, Jedem gegenüber zu treten als interessire er sich für nichts so sehr als für ihn, sei in nichts so ganz zu Hause, als in dem wovon gerade die Rede ist, während er nach außen den Frieden dadurch garantirt, daß er die fremden Mächte gegen einander hetzt. Voltaire verschweigt nichts davon. Aber diesem Fürsten, den er l'homme le plus aimable nennt, welchen je die Erde getragen, soll die Erinnerung seiner Schwächen bei der Nachwelt nicht zum Schaden gereichen. War, was der Regent in seiner Person repräsentirte, nicht der Geist des Volkes? Besaß er nicht alles was die Franzosen entzückt, und waren seine Fehler nicht Mängel, welche sie kaum als Fehler gelten lassen? Dieses Ideal von Liederlichkeit sollte nicht leiden unter dem unverdienten Vorwurfe von Untugenden, welche die ganze Nation so gern mit ihm theilte. Die Tage des Regenten waren die der sorglosen Unordnung, wo all den Göttern und Göttinnen die Frankreich regieren halfen, noch keine Stimme von der Sündfluth predigte die nach ihnen kommen würde. Orléans durfte des Glanzes nicht entbehren, auf den er in Voltaire's Augen ein Anrecht hatte, und so sehen wir ihn als providentiellen Lehrer Ludwig's XV., den er unterwies wie man eine Krone würdig zu tragen habe, im Ruhmestempel Frankreichs vor Heinrich's Augen als Held vorüberziehn. Ludwig XV. hat sich diese Schule dann gut zu Nutze gemacht.

Abermals kehren wir im achten Gesange zu den Kämpfen vor Paris zurück. Im neunten spielt die Zwietracht ihre letzte Karte aus: kein Mittel mehr sieht sie übrig, den König herunter zu bringen als die Liebe, in deren Tempel, einem Gebäude von mythologischer Architektur, sie den Gott der hier das Scepter führt, um Beistand anfleht. Die Gesellschaft, in deren Kreis Voltaire uns nun einführt, ist im höchsten Grade geschmacklos. Da finden sich tausende von Liebenden beiderlei

Geschlechts, welche die „Hoffnung mit ewig heitrer Stirn" zum Altare der Liebe führt. Da tanzen neben dem Tempel die „halbentblößten Grazien." Da liegt die „weiche Wollust" auf dem Rasen und ruht sich aus, während neben ihr „das Geheimniß," „das Lächeln," „die Gefälligkeit," „die Sehnsucht" etcetera Platz genommen haben. Man erträgt das heute nicht mehr. In diesen Tempel wird Heinrich verlockt und in ihm festgehalten, bis sein treuer Minister Mornay, der den Mentor zu spielen hat, ihn auch diesen Banden entreißt und in den Kampf der Belagerung zurückführt. Nun tritt Hungersnoth in der Stadt ein, und endlich, da es einmal unmöglich war, daß ein unkatholischer König über Frankreich regiere, erscheint der heilige Ludwig selbst vor Gottes Thron und fleht um die Bekehrung seines Nachkommen. In diesem geht jetzt etwas vor:

Le Roi, qui dans le ciel avait mis son appui,
Sentit que le Très-Haut s'intéressait à lui.

Er sieht die „Wahrheit" vom Himmel steigen und in sein Zelt eintreten:

Die Wahrheit, die man längst verschwunden wähnte,
So theuer uns, ach, und so oft verkannt!
Zum Königszelte senkt sich die ersehnte,
Wo sie ein dichter Schleier erst umwand;
Doch mehr und mehr, der um sie her sich dehnte,
Der Nebel weicht der Klarheit lichtem Brand:
Nun steht sie da, rein wie sie Gott gesendet,
Im Strahlenkranz, der doch kein Auge blendet.

Heinrich leistet keinen Widerstand mehr. Er ist plötzlich in einen Katholiken verwandelt. Der heilige Ludwig schwebt, einen Olivenzweig in den Händen, nun auch herab und führt Heinrich als Sieger in Paris ein. Was mir bei den mitgetheilten Versen auffällt, ist die Aehnlichkeit der Situation, zum Theil sogar der Worte, in Goethe's berühmtem Gedichte „Zueignung." Man sollte fast glauben, es sei, wo auch er die

Göttin der Wahrheit herabschweben läßt, Voltaire's Vision unbewußt in seiner Erinnerung lebendig geworden.

Die Henriade enthält eine Fülle dem Gedächtnisse unwiderstehlich sich einprägender Verse. Mochte in ihnen Rom und die Geistlichkeit erniedrigt sein, ebensoviele waren nachzuweisen, in denen die katholische Religion mit den höchsten Ausdrücken der Hingebung gefeiert wurde. Mit verbissener Wuth stand der Klerus dem Gedichte gegenüber und durfte nicht zuschlagen. Voltaire hatte ein Werk geschaffen das die Quintessenz seines Jahrhunderts enthielt. In immer höherem Grade fand jeder Leser darin was er suchte, mochte er von einer Seite daran treten von welcher er wollte. Für uns, die wir vom Geiste des vorigen Jahrhunderts fast nichts mehr in uns fühlen, ist die Henriade ein gleichgültiges Conglomerat von Gedanken, die nicht mehr reizen und, was den eigentlich epischen Theil anlangt, von Darstellungen, die weder Farbe noch Umriß haben. Dazu ist die Stellung, welche die Sprache Frankreichs in Europa einnimmt, eine andre geworden. Zu Voltaire's Zeiten bewundertes Organ einer allmächtigen, überall verbreiteten Litteratur, ist sie heute im Verhältniß zu ihrer damaligen Verbreitung wenig gekannt. Denn es genügt nicht das oberflächliche Verständniß, das allerdings Viele noch besitzen, um die Feinheiten zu verstehn, für welche das europäische Publikum des vorigen Jahrhunderts ein scharfes Ohr besaß.

10.

Für Voltaire hatte die Henriade wohl den meisten Antheil daran gehabt, daß er 1746 zum Historiographen von Frankreich ernannt wurde. Dieser Titel drückt am besten aus, worin seine Stärke lag. Voltaire war geborener Geschichtsschreiber. Es zwang ihn, wie Machiavelli, ein Naturtrieb, die Begebenheiten von denen er Kunde erhielt, mit mechanischer Parteilosigkeit niederzuschreiben. Die Prosa, in der er

sich ausspricht, ist einfach und ohne Affectation behandelt. Die Meisterstücke, welche er als Historiker geschaffen hat, werden immer als Meisterstücke betrachtet werden müssen. Die vorzüglichste unter diesen Schriften ist das Siècle de Louis XIV. Wenn wir die Henriade, die Tragödien, Episteln, Gedichte, Romane und was sonst von Voltaire's Hand so viele Seiten füllt, auf ihren Werth als active Bestandtheile des allgemeinen litterarischen Vermögens ansehn, so erscheinen diese Papiere sämmtlich als außer Cours gesetzt: die Geschichte des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten dagegen wird steigenden Werth haben, und wer es gelesen hat, die Meinung gewinnen, daß dieses Buch zu denen gehöre, welche man gelesen haben müsse.

Drei Mittel giebt es, die Menschheit wissen zu lassen was geschieht und was geschehen ist: bildende Kunst, Dichtung und Geschichtsschreibung. Die bildende Kunst vermittelt am reinsten. Eine griechische Statue verräth nichts als wieweit eine Epoche im Stande war, die höchste Ansicht menschlicher Schönheit fest zu halten. Aus den ältesten ägyptischen Zeiten fehlt alle Nachricht von Thatsachen und Persönlichkeiten: nur Namen und Kunstwerke besitzen wir, diese aber so beredt, so überzeugend dafür eintretend, es hätten Menschen damals gelebt, welche dachten und fühlten wie wir heute, daß es keiner Berichte bedarf, um uns, da wir den lebendigen Strom so deutlich gewahren, erst dadurch den Beweis zu liefern, es sei wirklich ein Strom vorhanden gewesen, daß sie dessen Ufer und Windungen und die Felsen zeigen, die seine Fluthen zu Zeiten aufhielten, zu Zeiten beschleunigten. Dichtung ist ein Uebergang von der bildenden Kunst zur Historie. Auch sie zeigt nur das Allgemeine, Bestehende, im Wechsel des Bedingenden Unveränderliche. Die Aufgabe der Geschichtsschreibung aber ist, diese Bedingungen darzulegen. Sie hat die vergänglichen äußeren Verhältnisse und deren Einfluß auf die Bildung der

Charaktere und auf das Ansehen der Thatsachen vor uns auszubreiten.

Hätten die Begebenheiten vor Troja, welche Homer's Ilias darstellt, sich jemals zugetragen, wie ganz anders hätte ein Historiker sie schildern müssen. Da wäre die Verschiedenheit der Machtverhältnisse Agamemnon's und Achill's zu erörtern gewesen. Die Parteien der Fürsten, ihre geheimen egoistischen Beweggründe, die Entzweiung der beiden Fürsten entweder fördern oder aufheben zu wollen, hätten dargelegt, die stœtistischen Verhältnisse der Trojaner und der Griechen behandelt werden müssen. Wie stellte sich damals der griechische Handel an der kleinasiatischen Küste? Wieweit war Aegypten bei diesem Kriege interessirt? Und was die Schilderung anlangt, die Berichte troischer Gefangner würden Schlaglichter auf die Stimmung in der Stadt geworfen haben, durch die Mittheilungen schwatzhafter Sclaven würden die Gespräche der griechischen Heerführer, die Abmachungen zwischen Menelaos und seinem Bruder offenbart worden sein. Der Widerstreit geheimer Berathungen mit öffentlichen Reden, der Einfluß verborgener Nebeninteressen auf die Gestaltung großer Gesammteffekte mußte besprochen werden. Dergleichen gut ineinander verschränkt und richtig abwechselnd vorgebracht: welches Interesse, welche Fülle von sogenanntem „Stoffe."

Und angenommen, Homer wäre all das geboten gewesen, was würde es ihm genutzt haben? Ungerührt hätte er diese exakten interessanten Details müssen bei Seite legen, um bewußt das an ihrer Statt zu erfinden was die Ilias enthält. Nur symbolische Thaten konnte er brauchen, nur aus sich die Situationen schöpfen, in denen auch das enthalten war, was die bloße Wirklichkeit nicht zur Erscheinung brachte. Die Ilias ist das Product erstaunlich dichterischer Berechnung. Was Voltaire den Thaten Heinrich des Vierten gegenüber vergeblich in seiner Henriade zu erreichen bestrebt war, das gelang

Homer. Die dichterische Kraft dieses Menschen ist so ungeheuer, daß sie beinahe unglaublich wird. Ein Greis mit dem Feuer eines Jünglinges, ein Jüngling mit der Erfahrung eines Greises. Wie die Situationen, in denen Achill's Charakter sich entfaltet, immer von anderer Seite her ihn neu und größer zeigen, bis zuletzt aus titanischer Wildheit sich als höchste Blüthe kindlich fromme Sanftmuth entwickelt! Achill's Benehmen dem flehenden Priamus gegenüber ist das rührendste, was in menschlicher Sprache gedichtet worden ist. Stufenweise hebt sich seine Gestalt aus dem allgemeinen Gedränge der übrigen um ihn her zu immer einsamerer Höhe, bis er zuletzt als alleiniger Träger des Gedichtes übrig bleibt. Manchmal, in den anfänglichen Gesängen, läßt Homer ihn scheinbar ganz verschwinden, immer aber nur, um sein Wiedereintreten desto gewaltiger vorzubereiten. Welcher moderne Dichter überträfe Homer in der Kunst, durch den Wechsel der Scenerie sogar das Auge immer neu zu reizen? Nächtliche Scenen wechseln mit täglichen, Götterverkehr mit menschlichem, Wellengeräusch des Meeres mit Gebirg und Waldung. Immer mehr zurück weicht die mitspielende große Masse, immer schärfer treten die Umrisse der bedeutendsten Helden nur hervor, plötzlich auch die verschwunden, und Achill allein sichtbar, unsere Seele beherrschend. Sehr natürlich ist die Sage, Homer müsse ein blinder, einsam umherirrender Bettler gewesen sein, denn nur ein langes ganz auf sich selbst gekehrtes Menschenleben konnte die Kunst verliehen haben, das zu componiren. Nur geprüfte Erfahrung vermochte diese Abwägung der Gegensätze sich anzueignen, diese Sicherheit im Abbrechen und Aufnehmen der Fäden, diese Kritik, keinen überflüssigen Gedanken in so manchem Tausend Versen stehn zu lassen und immer vorwärts zu schreiten.

Ein doppeltes Griechenthum nehmen wir ja jetzt an: ein ionisches auf dem asiatischen Festlande, mit altasiatischen Ele-

menten versetzt und verfeinert, und ein zweites, auf der fast inselartig abgeschlossenen europäischen Halbinsel sich eigner, wilder, unabhängiger entwickelnd. Jenes das ältere, dies das jüngere. Für die Deutsche Nation haben wir ähnliche Verhältnisse. Jahrhundertelang blühte außerhalb Deutschlands, während dessen eingesessene Völker noch in eigner, fremden Einfluß abstoßender Rauhheit verharrten, ein in römisch-byzantinische Cultur getauchtes Gothenthum. Ihm verdanken wir Ulfilas' Bibelübersetzung, deren Worte, Jahrhunderte nach ihrer Entstehung, in die rauhen Anfänge des sich formenden fränkischen Lebens am Rheine sanft hineinklangen und dort die erste Ahnung vielleicht vom Wohllaute der Sprache erweckten, die man sich neben der lateinischen dort fast zu gebrauchen schämte. Ulfilas' Bibel, die sich weithin verbreitete, war vielleicht die erste geistige That die auf die Einheit des Vaterlandes hinarbeitete, wie wir unsere Einheit ja zum größten Theile der unablässigen Arbeit stiller Denker verdanken. Wenn nun Homer, der sich, um einen Vergleich zu ziehen, als Goethe fühlte, in bewußterem Sinne sein Gedicht gesungen hätte, um den ungebändigten Hellenen der Halbinsel, in denen er die staatsbildenden Franken und späteren Träger der griechischen Macht vorausahnte, im Bilde vorzuhalten was ihnen fehlte? Immer ja haben die griechischen Dichter so zwischen den Stämmen ihres Volkes gestanden und auf sie eingewirkt. Wenn nun Homer die Wildheit der Hellenen, ihre Spaltung, ihre auseinanderfahrende Leidenschaftlichkeit der sanfteren Cultur seiner ionischen Heimath hätte entgegenstellen wollen? — um den Seinen zu zeigen, deren Blüthe er in Hector personificirte, wie sie dennoch der gewaltigeren Macht Achill's unterliegen müßten; — um den Hellenen zu zeigen, wie alle ihre Macht sich aufreibe durch innere Spaltung? Ob Homer das gewollt, wissen wir nicht — aber angenommen er habe es gewollt, so müßten wir gestehen, daß

es ihm gelungen sei. Gelungen ihm, wie es Dante gelang ein Gedicht zu schaffen, das dem Volke Italiens in Gleichnissen den eignen Charakter vor die Seele führte und dessen Sprache das erste ideale Band der italiänischen Landschaften unter einander geworden ist.

Könnte es einem Geschichtsschreiber gegeben sein, das zu vermögen? Weder Herodot noch Thucydides, weder Livius, Tacitus oder Machiavelli haben die Seele ihres Volkes je so zu erfüllen gewußt mit dem Gefühle seines weltgeschichtlichen Werthes, als Homer und Dante thaten. Aber nicht jede Zeit zeitigt Jedes. Virgil, obgleich er zwei Jahrtausende lang bereits bewundert wird, hat immer doch nicht mehr vermocht als seine Leser zu unterhalten, und bei Voltaire's Henriade ist das Jahrhundert, das sie verschlang, über das Gefühl eines gewissen piquanten Wohlbehagens nicht hinausgekommen. Es giebt Epochen, denen die Geschichtsschreibung allein übrig bleibt, denen versagt ist, Gesänge vorzubringen. Voltaire suchte sich vergebens den Anschein zu geben, als sei er ein Stück Prometheus, der Menschen formte nach seinem Bilde. Der Thon nahm Gestalt an unter seinen Fingern, aber alles Athemeinblasen wollte ihm kein Leben verleihen. Als Geschichtsschreiber dagegen hat er geleistet was kein anderer besser gethan hätte neben ihm. Er zeigt in seiner Darstellung der Ereignisse, daß wenn das Amt des Historikers kein so hohes ist als das des Dichters, dennoch auch hier mit dem was sich dazu von Andern lernen läßt, wenig gethan sei. Es genügt nicht, die Quellen aufzufinden, das Aechte vom Unächten zu scheiden, das Wichtige hervorzuheben und die Masse des Materials zu ordnen. Wahrhaft wissenschaftliche Forschung geht aus von Ideen, deren Herkunft wir nicht kennen. Ein geheimer Zusammenhang des Mannes und der Dinge, auf die er sich richtet, scheint von Anfang an auch hier nothwendig. Der ächte Geschichtsschreiber hat etwas von einem glücklichen

Spieler, dem ein Dämon immer die Augen und die Hand auf die Zahlen zu leiten scheint, welche Treffer sind.

Voltaire war ein schöpferischer Genius als Historiker. Er beurtheilte mit durchbohrendem Blicke die Thätigkeit derer, welche, längst dem Tode anheimgefallen, die Geschicke seines Vaterlandes ruhmvoll leiteten, und besaß die Kraft, die Schattenbilder vergangener Tage als in lebendiger, individueller Bewegung begriffen uns vorzutäuschen. Die Fähigkeit war ihm gegeben, die vergänglichen Constellationen des Verkehrs derjenigen, welche die Herrschaft einst in Händen hatten, zu erfassen, das Gewirr des allgemeinen Volksverkehrs als Hintergrund dazu zu componiren, und, als Sonne über dies Gemälde gleichsam, die großen Ideen der Zeit, unter deren treibenden Strahlen die Bewegung sich vollzogen und ihre Triebe sich entwickelt hatten, leuchten zu lassen. Voltaire's Absicht war, eine Geschichte zu schreiben, welche sein Volk als letzte und größte der epochemachenden Nationen der Weltgeschichte darstellte. Uns heute freilich zeigt sich die natürliche Kleinheit dieses französischen Aufschwunges im 17. Jahrhundert in immer kühlerem Lichte. Ja, es wird kaum als Lücke empfunden, nach dieser Richtung hin wenig studirt zu haben. Wir wissen meistens nur im Allgemeinen noch davon und haben vor Richelieu, Mazarin und den französischen Herzögen und Marschällen längst den übermäßigen Respect verloren. Aber ich möchte den sehen, der nach der Lectüre von Voltaire's Siècle de Louis XIV. diese Gleichgültigkeit bewahrte. Es ist Voltaire gelungen, den Gesammteindruck dieser Zeit zu einem unvergänglichen zu erheben. Sein Finger ging den Schritten der Menschen und Begebenheiten nach, und nur diese Linie vielleicht, die er gezogen hat, wird nachkommende Jahrhunderte einst bewegen, sich näher um das zu kümmern, was zwischen 1650 und 1700 in Frankreich vorfiel.

11.

Der Gedanke: Siècle de Louis XIV. war keine Erfindung Voltaire's, vielmehr von den Hofpoeten, Hofgelehrten u. s. w. des Königs bei dessen Lebzeiten bereits ausgebeutet worden. Voltaire verfällt in seinem Buche nicht ein einzigesmal in diesen Ton. Nirgends ein Versuch, aus der Rolle des Referenten in die des Panegyrikers überzugehen. Der König tritt uns weder in besonderem Glanze, ja nicht einmal anziehend entgegen. Er ist eben die Achse des ungeheuren Mühlrades, mit dessen Hülfe 50 Jahre lang die europäischen Ereignisse zu französischer Gloire eingemahlen werden. Alles wird da aufgeschüttet und zermalmt, und zuletzt, wo das fremde Korn zu mangeln begann, reiben die Mühlsteine sich langsam selber auf. In unnachsichtiger Wirklichkeit stellt Voltaire uns das vor Augen. „Voltaire," sagte Friedrich II., „war kein Gelehrter, sondern eine ganze Akademie;" man könnte fortfahren: kein Schauspieler, sondern ein ganzes Theater, kein einzelner Franzose, sondern das ganze Volk. Voltaire war epischer, lyrischer, dramatischer Dichter, Philosoph, Mathematiker, Naturforscher, nach jeder Richtung hin so reich und ausgebildet, als sei sie seine einzige: als Historiker zog er die Summe dieser ungeheuren Vielseitigkeit. Er wußte genau was er wollte. „Ich möchte etwas behaupten," schreibt er (1740, als er das Buch begonnen hatte) an Argenson, „das Ihnen wunderlich erscheinen wird: nur diejenigen, welche Tragödien schreiben können, werden unsrer trocknen und barbarischen Geschichte Interesse verleihen. Es bedarf, wie auf dem Theater, Exposition, Verwicklung und Auflösung." Und weiter: „Warum immer nur die Geschichte der Könige? Die der Nation muß geschrieben werden! Man sollte denken, es habe nun seit 1400 Jahren nichts als Könige, Minister und Generale in Gallien gegeben, das der Mühe werth sei: sind

unsre Sitten, unsre Gesetze, unser Geist denn für nichts zu achten?" Hier haben wir Voltaire's Programm. Er schreibt die Geschichte der Blüthezeit Frankreichs. Ueberall war er zu Hause. Menschen und Dinge: nichts, in dessen Herzpunkt er nicht einzudringen suchte. Und was die Form anlangt, kam ihm die ungeheure mit den Jahren erlangte Selbstkritik zu Statten. Imponirte ihm fremde Arbeit selten, so die eigne doch am wenigsten. Erbarmungslos secirt er seine Werke und rastet nicht, daran herumzubessern. Dazu dann seine politische Erfahrung. In Frankreich, England, Deutschland und Italien war er mit den bedeutendsten Männern in Verkehr getreten, von jedem seiner Worte konnte er wissen und fühlen, wie es wirken werde und wirken müsse. Voltaire's Henriade war das Werk eines jungen Menschen gewesen, der tastend die Richtung herausgefunden hat, in der er vorwärts will. Voltaire's Siècle de Louis XIV. ist dieselbe Arbeit, nun aber von einem erfahrenen Manne wiederholt, der die Bedeutung jedes seiner Schritte kennt und über den Weg den er einzuschlagen habe, sich klar geworden ist.

Bei Voltaire's Schlichtheit im Vortrag, so daß er meistens nur mezza voce zu reden scheint, müssen wir in Anschlag bringen, daß er sein Publikum, französisches und sonstiges, nicht erst dazu zu überreden hatte, die Franzosen seien das erste Volk der Welt und Louis XIV. der größte König. Hiervon geht Voltaire aus, ist seiner Sache so sicher jedoch, daß es ihm bei der Erzählung selbst eher darum zu thun zu sein scheint, dies Gefühl auf das richtige Maß zu reduciren. Seiner inneren Meinung nach bleibt immer noch mehr Gloire übrig als man brauchen könne. Seine Absicht war, die Gebrechen seines Vaterlandes ans Licht zu ziehen, und er durfte dies wagen unter sothanen Umständen. Wenn Cicero, Sallust und Tacitus die Verworfenheit ihrer Mitbürger aufdecken und von den Schäden sprechen, aus denen der Verfall Roms endlich

resultiren werde, so haben sie doch keinen andern Gedanken dabei, als Rom allein müsse Rom zum Rechten zurückleiten. Und so Voltaire wenn er von den Schäden Frankreichs redet. Man hätte ihm kommen sollen mit der Idee, Deutschland werde einmal die Leitung der Dinge, politisch und geistig, in die Hand nehmen müssen, um Ordnung zu schaffen in der Welt. Voltaire hofft auf eine neue Blüthe Frankreichs aus dessen eignem Schooße. Sein Siècle de Louis XIV. sollte ein Spiegel sein, den die Nation sich vorhielte. In materieller Beziehung sah Voltaire die Zustände seiner eignen Epoche für viel zufriedenstellender an als die der heroischen Zeiten des vergangnen Jahrhunderts. Voici l'âge d'or qui succède à l'âge de fer. Cela donne trop envie de vivre! schreibt er (1770) an Mr. Dupont. Nur in Sachen der Religion stand es, seiner Meinung nach, übel und bedurfte es der Besserung. Nicht mehr aber geht Voltaire, wie in der Henriade, noch darauf aus, den kirchlichen Stand direkt anzugreifen, sondern von höherer Anschauung der Dinge getragen, sucht er das Publikum über die historische Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse objektiv und ohne einen Accent der Leidenschaft aufzuklären.

In der Henriade weist Voltaire den Calvinismus roh von sich. Er läßt ihn von Heinrich wie einen bis zum Momente der Bekehrung hartnäckig haftenden körperlichen Fehler plötzlich abfallen. In Frankreich, überhaupt in den katholischen Ländern, war der Protestantismus nach dem Tridentiner Concil systematisch als etwas behandelt worden, was man wie eine Krankheit schlimmer Art zuweilen ertragen mußte, niemals aber zeigen durfte, so daß sich das Gefühl der Existenz des Protestantismus als Religion fast verloren hatte. Protestantismus war Nichtsein. Wenn Heinrich sich bekehrt, so ist das nicht wie bei einem Götzendiener, Muhamedaner oder Juden ein Uebergang vom Einen zum Andern,

sondern ein Schritt vom Nichts zum Etwas. Die „Wahrheit,“ indem sie Heinrich herumbringt, läßt sich deshalb nicht auf Disputationen mit ihm ein, sondern sie wirkt durch ihr bloßes Erscheinen, etwa wie in einem Romane ein strahlend tugendhaftes schönes Mädchen aus gutem Hause durch seine bloße Erscheinung einen jungen Mann obscurem liederlichen Leben entrückt und zu sich emporhebt.

Wie anders sieht Voltaire die Dinge später an. Im zweiten Capitel des Siècle de Louis XIV. bespricht er die Zustände Deutschlands. Alle freien Reichsstädte hätten da die evangelische Religion angenommen — secte, qui a semblé plus convenable que la religion catholique à des peuples jaloux de leur liberté. Ueber die Entstehung des Protestantismus und dessen Nothwendigkeit spricht er in seinem „Essay sur les moeurs et l'esprit des nations“ (unter dessen Bände das Siècle de Louis XIV. sich einreihte) so ruhig wie ein Protestant selber reden könnte.

Voltaire's große Idee war die Toleranz. Friedrich II. in seiner Lobrede nach Voltaire's Tode hebt seine Verdienste nach dieser Richtung als die bleibenden hervor. Der Gedanke hatte sich erst allmählich bei ihm in allen Consequenzen entwickelt, bis er die große Firma wurde, unter welcher seine sämmtlichen Bestrebungen einheitliche Tendenz erhielten. Auf ihn hin bildete er Schule und Partei. Toleranz, obgleich ein passiver Begriff, ward von Voltaire so activ als möglich aufgefaßt. Er verlangte Bekämpfung der Intoleranz. Hier liegt das was Voltaire mit Recht als den Punkt bezeichnet, von dem die Revolution ausging. „In den vierziger Jahren, sagt er, kamen die neuen Ideen nach Frankreich und begannen dort vom Publikum aufgenommen zu werden.“ Ueber diese Anfänge aber hat es Voltaire selbst nie gebracht. Er hat niemals einen völligen Umsturz des Bestehenden vor Augen gehabt und Pläne gemacht für ein neues Haus, welches dann

etwa nöthig würde. Dies mag der Grund gewesen sein seines Hasses gegen Rousseau und seiner Abneigung gegen Montesquieu. Montesquieu ging als Staatsmann zu Werke. Mit den fränkischen Zeiten beginnend, stellt er das französische Verfassungsleben von der staatsrechtlichen Seite dar, findet den einzuschlagenden Weg und construirt den Staat der ehrlichen Leute. Rousseau schafft lieber eine neue Erde, ein neues Volk, neue Gedanken, alles nie dagewesen. Voltaire hat gar nicht Lust sich um die Zukunft zu bekümmern. Er erkannte die Grenzen seines Talentes. Er ließ auf sich beruhen, wofür er sich nicht berufen sah. Ihm kam darauf an, vorn zu stehen, seinen Büchern Achtung und Einfluß zu schaffen, Träger einer großen Idee zu sein und sich übrigens unbehelligt seinem Triebe hingeben zu dürfen, zu sagen was er Lust hatte. Seine eigentliche Wonne aber war, die Dinge ganz so craß auszusprechen als er sie sah. Schmeichelei kam bei ihm nur persönlicher Zwecke wegen zur Anwendung: bedurfte er ihrer nicht, so schwelgt er förmlich in der Hingabe an die Lust die Wahrheit zu sagen. Sein Siècle de Louis XIV. ist so unparteiisch geschrieben, daß man es zuweilen als eine Verhöhnung seines Helden auffassen könnte. Nachdem er Ludwig's Aufschwung und Höhe als das Produkt einer Reihe glücklicher Zufälle geschildert, bei denen des Königs Person oft wenig genug betheiligt war, stellt er das allmähliche Herunterkommen des Monarchen, der Monarchie und des französischen Geistes so wahrhaftig und überzeugend dar, daß man die angegebene Richtung nur nach bestimmten Proportionen zu verlängern braucht, um zu dem Punkte zu gelangen, wo das après nous le déluge seinen Anfang nimmt. Dafür aber im Voraus eine Arche Noah zu construiren, kam Voltaire nicht bei. Wo alle schwimmen mußten, ließ er es darauf ankommen gleichfalls zu ertrinken. In diesem Sinne war er ein ächter Revolutionär, und Goethe

hat Recht, wenn er (November 1792) einfach urtheilt, daß Voltaire die guten alten Bande der Menschheit aufgelöst habe.

Ihn mit verantwortlich zu machen jedoch für die Revolution, wäre ungerecht. Goethe damals konnte es noch so erscheinen. Uns heute ist klar, daß das Alte auch ohne Voltaire gesunken wäre und das Neue ohne ihn sich erheben mußte. Das Neue der französischen Revolution ist das überwältigende Emporkommen des dritten Standes. Wir würden heute eher eine Eroberung Europas durch heuschreckenartig auftauchende Gorillaheere zu denken vermögen, als Voltaire oder selbst Rousseau, der doch in der That alles umbrechen wollte, das Erscheinen der Gewalt, von welcher die Revolution in der That gemacht worden ist und deren schließliches Obsiegen in Frankreich die neuesten Ereignisse besiegeln.

Dieses Element zu erkennen, hätte Niemand vermocht in Voltaire's Zeitalter. Die französische Revolution der letzten hundert Jahre ist das Emporwachsen des keltischen Mutterbodens unter der bis dahin die Ackerkrume bildenden romanischen Schicht hervor, welche den Geist, die Kraft und das Vermögen des Landes repräsentirte. Frankreich, das fast 2000 Jahre lang von germanischem und romanischem Blute überdüngte Keltenland zwischen Maas und Pyrenäen, ist heute wieder zum alten Gallien geworden.

Ausgenützt, abgethan, erschöpft im edelsten Sinne macht die französische Race wieder Platz dem alten keltischen Gesindel, das aufsteigend als die freigewordene Hefe der Bevölkerung die Reste romanischen Wesens mit seinem Schaum überdeckt und zu sich hinabzieht. Wir verfolgen, wie stoßweise diese Angriffe sich wiederholen, wie der angreifende Theil immer stärker, der sich vertheidigende immer schwächer wird. Der Moment muß kommen, wo der letzte Athemzug dieses Widerstandes erfolgt und das uralte, von Druiden befehligte gallische Wesen den entscheidenden Sieg feiert. Wie diese

Menschen aber beschaffen sind, darüber kann Cäsar oder die neueste Geschichte Frankreichs zu Rathe gezogen werden.

Gallien, zur römischen Provinz gemacht, war im Verlaufe von 5 bis 600 Jahren von einer festen römischen, römisch redenden, römisch organisirten, römisch denkenden Volksschicht überzogen worden. Laubhölzer begannen üppig da zu wachsen, wo früher das Land mit Kiefern bestanden war. Diese Existenz aber sog ihre belebende Kraft aus Rom und ermattete mit der Erschöpfung des dortigen Kaiserthums. Zu mächtig aber war der romanische Ueberwuchs, als daß die Kelten damals schon die Rolle wieder hätten aufnehmen können, die sie vor nun 500 Jahren verloren hatten. Von Deutschland kamen die Franken herüber. Sich verbindend mit den Romanen, im Verlaufe dreier Jahrhunderte und in Eins zusammengewachsen mit ihnen, bildeten sie eine neue gemeinsame Masse, aus der der städtische und ländliche Adel der folgenden Jahrhunderte hervorging. Abermals bedurfte es eines halben Jahrtausends, um auch diese Formation aufzuzehren. In unsern Tagen erleben wir dies Faktum. Heute, wo keine Franken mehr sich finden, um dauernd niederzudrücken, was fremder Gebieter bedarf, suchen die herrenlosen Kelten endlich allein wieder ein Volk zu sein. Die Phantasie der Menge trägt dem oder Jenem die oberste Macht an, um sie nach Wochen oder Monaten einem Andern zu geben, dem der Genuß, auf Tage nur zu herrschen, höher steht als die Rücksicht auf die Gefahr des Landes, deren sich Niemand bewußt scheint.

Voltaire würde das für furchtbare Träume gehalten haben. Voltaire trat der römischen Kirche mit einer Heftigkeit gegenüber, welche zuletzt diesen Kampf als das einzige Interesse seines Lebens erscheinen läßt. Ein Romane aber und ein Franzose im romanischen Sinne bleibt er darum stets. Der Protestantismus, so leidenschaftslos und billig

denkend er ihn für Deutschland anerkennt, wäre in seinen Augen allein hinreichender Grund gewesen, die germanischen Völker für immer von der Weltstellung auszuschließen, welche Frankreich, die Nachfolgerin Spaniens, nach legitimem weltgeschichtlichem Rechte inne hatte. In diesen Gegensätzen liegt die Lösung der oft räthselhaft scheinenden Doppelstellung Voltaire's zur römischen Kirche.

Er, der Rom und seine Priester verspottet und angegriffen hat, war mit seiner eigentlichen Weltanschauung so fest basirt auf das Gefühl von der Unentbehrlichkeit dieser Macht für den großen politischen Weltbetrieb, wie einst Machiavelli es gewesen. Sie gingen beide aus vom Bestehenden. Machiavelli, der in dem römischen Priesterregiment die Quelle alles Unheils erblickte, war dennoch, wohin er sich wandte, durch Bande der Freundschaft und des Interesses mit Repräsentanten dieses römischen Wesens verknüpft, Voltaire ging es ebenso. Er stand zu Rom, wie ein guter Monarchist zu einem Hofe, den er verabscheut, ohne darum Republikaner zu werden. Romanische Kirche und französische Monarchie, schlecht oder gut, waren das einmal Gegebene. Ohne die Bildung des romanischen Franzosenthums, für das er schrieb und dachte, wäre Voltaire's Existenz gar nicht denkbar. Zwar brechen auch bei ihm bereits keltische Züge durch, aber doch nur als sekundäre Eigenheiten. Voltaire würde gebebt haben bei der Vision der ungeheuren Sturmfluth der 90er Jahre, welche das alte gallische Erdreich in so ungeheuren Strecken zuerst wieder mit dem Sonnenlichte in Berührung brachte.

Wir in Deutschland können dieser Entwicklung mit Gleichmuth folgen, da der Einfluß dessen, was jenseits Belgiens und der Vogesen geschieht, auf die Anschauungen unseres Volkes täglich geringer wird.

12.

Voltaire's Siècle de Louis XIV. leitet uns auf Friedrich den Großen. Nicht weil der König dieses Werk besser als irgend Jemand in Europa zu würdigen verstand — denn Könige sind in vielen Punkten doch allein befähigt, Könige zu beurtheilen — sondern weil Voltaire während seines zweiten Aufenthaltes in Berlin und Potsdam zumeist daran beschäftigt war. Als 1740 jener Brief geschrieben wurde, worin er d'Argenson seine Ideen auseinandersetzt, hatte er Friedrich vor zwei Jahren bereits das Buch im Manuscripte mitgetheilt, vollendet wurde es erst nach den Berliner Zeiten. Hervorgegangen ist es in seinem Grundgedanken, wie alles, was Voltaire historisch-politisches verfaßt hat, aus der Einwirkung Englands auf ihn, die immer stehen blieb. Heute pflegt ein an Milord Hervey, Großsiegelbewahrer von England, im Jahre 1740 gerichteter Brief, worin über Ludwig XIV. als Gegenstand der Geschichtsschreibung gesprochen wird, als Vorrede vor das Buch gesetzt zu werden. Den letzten Stempel empfing es jedoch durch den Einfluß Friedrich des Großen. Voltaire mußte an sich selbst lernen, was es heiße, einen außerordentlichen Herrscher dicht über sich zu haben, in demselben Hause mit ihm zu wohnen, an seinem Tische zu essen und an seinen besten, aber auch an seinen bösesten Stunden betheiligt zu sein. —

Voltaire bedurfte einer festen Stellung außerhalb seines Vaterlandes. Nach England flüchtete er als junger Mann, und gewann dort Freunde und für seine Schriften ein treues Publikum. Wer in England einmal acceptirt worden ist, der bleibt es. In den Niederlanden wurden seine Bücher gedruckt. Die Niederlande waren der große neutrale Büchermarkt der auf die Revolution zusteuernden Epoche, wie es Venedig im 16. Jahrhundert für die Reformation gewesen war. Was Voltaire dachte, schrieb und drucken ließ, durfte

nur als Contrebande nach Frankreich hinein so gut wie Montesquieu's und anderer Autoren Schriften. Aber auch in den Niederlanden pflegten Bücher nicht so glatt herauszukommen, wie heute geschieht. Selten wurde jenerzeit ein Buch beredet, geschrieben, gedruckt und ins Publikum gebracht, alles in vorher ausgemachten Fristen. Aus verschiedenen Ursachen kamen Bücher von Bedeutung damals oft ohne Vorwissen des Autors und mit Abänderungen heraus. Gewöhnlich zuerst im Manuscript verbreitet, waren sie Verstümmlungen des Textes und indiscreter Mittheilung an Buchhändler ausgesetzt. Auch mußten sie oft anonym gedruckt werden und deshalb wieder wurde manches Autoren zugeschrieben, welche unschuldig daran waren. Voltaire's Correspondenz ist voll von Angelegenheiten dieser Art. Wir hören da von Entführungen der Manuscripte aus den Händen der Buchhändler, in deren Besitz sie unrechtmäßigerweise gelangten, wo es nicht weniger romantisch zugeht als bei der Befreiung von Prinzessinnen aus Räubergewalt. Wie von einem Siege berichtet Voltaire einmal an Friedrich, daß es ihm gelungen war, ein Manuscript des Königs dem Buchhändler unter dem Vorwande zu entlocken, daß er Dinge darin corrigiren wolle. Der Mann holt es endlich herbei, läßt Voltaire aber nicht aus den Augen, der mit Dinte und Radirmesser zu arbeiten beginnt und das Geschriebene, statt es zu verbessern, in Unsinn zu verwandeln sucht.

Der Hauptgrund weshalb Voltaire des Auslandes bedurfte, war die Nothwendigkeit, den Parisern ein unantastbares, auf dem Urtheile des übrigen Europas beruhendes Renommé als Gorgonenhaupt entgegenzuhalten: weder ihnen noch dem Hofe von Versailles durfte je der Gedanke aufsteigen, Voltaire liege daran, ob man ihn mit freundlichen oder scheelen Blicken ansehe, oder gar ihm den Rücken zudrehe. Seine Schwäche aber war, daß er das Geschwätz der Pariser

nicht entbehren konnte. Er bedurfte wie Lebensluft des Gefühls, Frankreich sterbe vor Neugier über das Wort, das aus seinem Munde die nächste Ueberraschung sein werde. Unablässig sehen wir ihn bemüht, diese Stimmung hervorzubringen. Er allein wollte Tragödie und Komödie zu gleicher Zeit spielen und die Welt sollte unaufhörlich zusehn und Beifall klatschen. All seine Kraft war darauf gerichtet, sich das zu erhalten. Niemand aber auch war in solchem Grade mit der Fähigkeit ausgerüstet, sein Publikum zu behandeln. Nur von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann Voltaire's Verhältniß zu Friedrich II. richtig beurtheilt werden.

Friedrich und Voltaire waren die beiden großen Acteurs auf der Bühne des öffentlichen Lebens ihrer Epoche. Sie bedurften einander. Voltaire aber brauchte Friedrich anfangs in höherem Grade, bis sich später erst die Partie gleich stand. Bei Friedrich gab es eine Region, innerhalb deren er sich auf sich basirte und der übrigen Menschheit Valet sagte. Er war da nur König und Feldherr. Voltaire fehlte diese Macht, sich einsam zu fühlen. Hier war Friedrich im Uebergewichte. Allein Voltaire war unermüdlich, unerschöpflich, klüger als alle, fähiger als alle sich auszusprechen; und Friedrich, wenn er aus den Höhen herabstieg, weil es unmöglich war immer sich dorthin zurückgezogen zu halten, fand doch wieder nur Voltaire. Hier lag Voltaire's Uebergewicht über Friedrich. Die Geschichte ihrer Freundschaft ist der abwechselnde Kampf, in welchem jeder seine Superiorität durchzuführen trachtet.

Voltaire's und Friedrich's Verkehr ist durch die drei Bände ihrer gedruckten Correspondenz*) der Nachwelt als selbständiges Faktum gleichsam überliefert worden. Der erste geht von der anfänglichen Bekanntschaft bis zur Thronbesteigung Friedrich's, 1736—1740. Der zweite von 1740 bis

*) Oeuvres de Frédéric le Grand T. XXI—XXIII.

zum Bruche im Jahre 1753. Der dritte enthält den 1754 wieder aufgenommenen brieflichen Verkehr bis zum Tode Voltaire's 1778. Jugend, männliche Zeit und Alter des Königs entsprechen diesen drei Abschnitten. In keinem Briefwechsel spricht Friedrich so offen sich aus, in keinem Voltaire sich so sehr mit Zuhülfenahme all seines Talentes, auf Andere Einfluß zu üben. Ihr Verhältniß gestaltet sich zu einem Drama. Ein Beginn mit der Hoffnung auf späteres persönliches Begegnen und Zusammenleben. Eine Mitte als Verwirklichung dieses Planes. Ein Umschwung, sich entwickelnd aus der natürlichen Unmöglichkeit für zwei eines solchen Umkreises freier Atmosphäre bedürftige Charaktere sich so nahe zu stehn. Und ein letzter versöhnender Abschluß in der Unmöglichkeit sich zu entbehren. Ihre Correspondenz enthält, was innerhalb der Jahre 36—78 die Welt des vorigen Jahrhunderts bewegte. Diese drei Bände gehören zu den Büchern, die man sich immer freut in einem freien Augenblicke ergriffen zu haben.

Friedrich ist es, welcher 1736 von Berlin aus den ersten Brief an Voltaire sendet. Ein vierundzwanzigjähriger junger Mann, der sehnsuchtsvoll nach dem geistigen Leben Frankreichs auslugend, sich wie in einem Käfig gehalten fühlt, an einen zweiundvierzigjährigen, der wie ein ruhmbedeckter Herrscher auf dem Gebiete des Geistes in der Fülle dessen verkehrt, was Friedrich fehlte. Man muß nicht denken, als hätten Voltaire's damals neueste Erlebnisse dem Glanze, der ihn umgab, irgend Abbruch gethan. Er hielt sich in ländlicher Zurückgezogenheit bei seiner Freundin, der Marquise du Chatelet auf. Seine „Briefe über England" waren in Paris vom Henker zerrissen und verbrannt worden, er selbst nur durch Flucht einer Verhaftung entgangen. Seine Feinde hatten seine Abwesenheit von Paris benutzt, um Schandschriften und Gerüchte gegen ihn zu verbreiten; seine Auf-

nahme in die Akademie, zu welcher er vorgeschlagen war, erschien zweifelhaft. All das brauchte ihn wenig zu kümmern, erwünscht aber kam in einem solchen Momente die freiwillige Huldigung eines Königssohnes. Friedrich's unbedingte Ergebenheit ausathmende Briefe ließen Voltaire erkennen, welchen Werth der Prinz darauf legte, mit dem größten Dichter seiner Zeit in Verbindung zu stehn. Voltaire's verführerische Schmeicheleien lassen nicht weniger die Absicht merken, den Glücksfall auszubeuten. Dieses Durchschimmern eines festen Willens von beiden Seiten fesselt von Anfang an. Friedrich und Voltaire, jeder in seiner Weise, hatten die Menschen gründlich kennen gelernt. Keiner verhehlt dem andern, wie vortheilhaft die neue Verbindung ihm scheine. Jeder von beiden aber auch zeigt bald, wie weit er zu gehen beabsichtige.

Noch ehe Friedrich mehr als im Allgemeinen den Wunsch geäußert hat, Voltaire persönlich bei sich zu sehn, findet sich (Ende 1736) plötzlich in vielen Zeitungen die gleichlautende Nachricht, Voltaire sei bei dem Kronprinzen, der ihm sein Bildniß gesandt habe. Für Friedrich war beides nicht gleichgültig. Voltaire zu sich einzuladen, nach Rheinsberg, von wo aus er, nur um 12,000 Thaler hinter dem Rücken seines Vaters aufzunehmen, eben eine langwierige Correspondenz mit Suhm führte, war Friedrich nicht möglich, ebensowenig durfte er Angesichts seines Vaters einem als Gottesleugner bereits bekannten Manne öffentlich sein Bildniß senden. Die Art, in der er Voltaire gegenüber beide Punkte bespricht, zeigt, daß er, trotz aller Begeisterung, genau wußte, wie er mit ihm daran sei und wie er ihn zu behandeln habe. Das Portrait schlägt er ihm rundweg ab, über das persönliche Erscheinen bemerkt er ziemlich spitz, es habe den Anschein, als ob irgend ein Hauskobold den holländischen Journalisten Mittheilungen gemacht habe, da deren Berichte so sehr überein-

stimmten. Indeß schon deshalb, weil alle Welt davon gesprochen, sei ihm die Sache unwahrscheinlich erschienen. Er habe sich gesagt, daß Voltaire sich nicht der Zeitungen bedienen werde, um ihm, dem Prinzen, seine Reise anzuzeigen, sondern daß in diesem Falle direkte vertrauliche Mittheilungen vorausgegangen sein würden. Voltaire mußte merken, daß Friedrich ihn kenne und auf seiner Hut sei, hatte auch bald heraus, wer über seinen Charakter und seine Lebensmethode Aufklärungen gab: ein gewisser Theiriot, welcher Friedrich's pariser Correspondent war. Diesen unbequemen Aufpasser aus seiner Stellung zu verdrängen, ist von nun an Voltaire's eifrigstes Bestreben. Bald enthalten Briefe der Marquise de Chatelet, welche ebenfalls mit dem Kronprinzen in Verbindung trat, bittere Klagen, daß er sich durch Theiriot aus Paris alle dort gegen Voltaire gerichteten Blätter und Broschüren senden lasse. Friedrich erklärt auch darauf deutlich, er werde fortfahren, sich Theiriot's zu bedienen. Trotzdem ist ihr Verkehr bald auf der Bahn, auf welche er von Anfang an gebracht werden sollte: Voltaire corrigirt des Kronprinzen litterarische Versuche und sagt ihm in gewählter Sprache Schmeicheleien, wofür er die Anwartschaft hatte auf das, was sein Schüler thun werde, wenn er König sei. Voltaire's Briefe haben in diesen Flitterwochen der Bekanntschaft den einzigen Zweck, Friedrich an das sanfte Rauschen der liebenswürdigen Anerkennungsepisteln des ersten litterarischen Potentaten der Epoche zu gewöhnen und sich ihm unentbehrlich zu machen.

Friedrich, hätte das Schicksal ihm nicht die Aufgabe gestellt ein großer König zu werden, würde ein noch besserer Schriftsteller geworden sein als er, neben einem so hohen Amte, zu werden im Stande war. Seine Schriften, ohne den Autor betrachtet, sind die eines Dilettanten. Allein Schriften lassen sich zuweilen ohne den Autor nicht betrachten, wogegen

sich unter Umständen von Sprache und Form wohl absehn läßt. Friedrich's Werke werden stets als die seinigen dastehn, und der Zuwachs an Werth, den sie von dieser Seite empfangen, gleicht aus was ihnen sonst abgeht. Friedrich als Schriftsteller fehlte das, worauf es bei einem Autor zumeist ankommt, eine Sprache. Alfieri erzählt in seinen Memoiren, wie er eines Tages sich eingestehn mußte, daß die von der Natur ihm mitgegebenen Muttersprachen: das schlechte Französisch und das eben so schlechte Italiänisch, welche in Turin gesprochen wurden, beide nicht geeignet seien, Gedanken auszudrücken. Er ging nach Florenz und lernte dort. Friedrich ward nicht so wohl. Sein Deutsch war unausgebildet und unsicher. Wo er sich gehn läßt, steht ihm hier eine derbe Sprache zu Diensten, wo er sich dagegen gewählt zu fassen sucht (so in einigen Briefen an seine jüngeren Brüder), schreibt er ungelenk und wie ein Ausländer. Sein Französisch dagegen war der durch wandernde Adlige, Soldaten, Schauspieler, Tanzmeister und Perrückenmacher nebst deren Damen in Europa verbreitete farblose pariser Jargon der besseren Stände, ein Idiom, welches sich durch Studium der Grammatik und der Classiker zu chemischer Reinheit destilliren ließ. Berlin war durch seine damals noch in den ersten Generationen lebende französische Emigration besser als irgend ein anderer Platz in Deutschland im Stande, die Aneignung eines guten Französisch zu gewähren. So erworbene Sprachfertigkeit gewährt jedoch nicht, was für einen Autor, wenn es ihm einmal fehlt, eben unersetzlich bleibt: daß seine Sprache entweder aus der des Volkes, aus provincialer Eigenthümlichkeit sich zu allgemeiner Reinheit herausarbeitete, wie bei Goethe, Lessing, Schiller der Fall war, oder daß sie da erlangt, wo das Centrum der gebildeten Welt einer Nation liegt, durch ununterbrochenen Verkehr einen Reichthum und eine Schmiegsamkeit gewinne, durch welche jene naturwüchsige Farbe ent-

behrlich wird. Dies z. B. ist die Art, wie Schleiermacher oder Herder ihr Deutsch gewonnen haben. Friedrich fehlte das eine natürlich: er war nicht in Frankreich auf die Welt gekommen, das andere mußte er sich künstlich zu schaffen suchen, denn er lebte nicht in Paris. Mit ächt königlichem Instinkte wandte er sich an die vornehmste Quelle, aus welcher am vollsten Ersatz für das anders nicht zu Beschaffende ihm zufloß. Hier lag die Ursache von Voltaire's Unentbehrlichkeit für Friedrich und die Garantie ihres lebenslänglichen Zusammenhaltens. Denn der Mensch kann viel entbehren und verschmerzen, wenn die Verhältnisse einmal ihr Veto dazwischenlegen: unmöglich aber scheint mir, daß ein Autor auf den Verkehr mit demjenigen verzichte, von dem er allein wirkliche Förderung seiner Arbeiten und eine ihn befriedigende Kritik sicher zu erwarten hat. Friedrich schreibt in den Zeiten, in welchen er Voltaire zu hassen berechtigt war, an d'Argens: „Voltaire verdiente wie ein Galeerensclave gebrandmarkt zu werden; aber nicht an ihm, an seinem Französisch ist mir gelegen!“ Und dieses „Französisch“ Voltaire's hat all sein Galeerensclaventhum eines Tages wieder in Vergessenheit gebracht.

Wir dürfen bei Friedrich's Schriften die französische Form außer Betracht lassen. Er ist, wenn wir bedenken, wie seine selbstthätig eingreifende Kraft durch Staats- und Kriegsaffairen in Anspruch genommen wurde, als ein in eminenter Weise zur Schriftstellerei befähigtes Genie zu betrachten. Seine Arbeiten liegen ihm so sehr am Herzen, daß alles andere nur als Unterbrechung darin galt. Schriftstellerischen Ruhm erklärt er als den einzigen Ruhm, der diesen Namen verdiene. In kritischen Lagen, wo sein Geist Erlösung vom unaussprechlich drückenden Gefühle des Momentes verlangte, vermochte Schreiben diese allein zu gewähren.

Es war im September 1759. Die Russen und Oester-

reicher bedrohten Berlin, dicht um die Hauptstadt herum schien sich der tödliche Kampf, welchen Friedrich damals für Preußen und Deutschland bestand, concentriren zu wollen. Verzweifelnd an seiner Zukunft, mit geringer Hoffnung auf seine Armee, sah der König sich in der traurigen Lage, auf die Defensive beschränkt, abwarten zu müssen, was seine Feinde thäten. Monate lang dauerte diese Stimmung bereits. Schon im August hatte er d'Argens geschrieben: „Glauben Sie mir, bloße Festigkeit und Standhaftigkeit genügen nicht, sich aufrecht zu erhalten in einer Lage wie der meinigen. Aber ich spreche es Ihnen offen aus, läßt mich das Glück jetzt im Stiche, so werde ich meinen Sturz und die Verzweiflung meines Vaterlandes nicht zu überleben haben." Statt einer Entscheidung dann aber ein Tag wie der andere. In dieser Stimmung war es, daß Friedrich seine „Gedanken über das militärische Talent Carl's des Zwölften" schreibt. Er sah sich in ähnlicher Lage, auf fast gleichem Terrain demselben Feinde gegenüber. Er erwägt, was jener Fürst, wenn er seine Feldzüge bedachte, sich vielleicht vorzuwerfen hatte, was er sich. In großen Zügen geht er Carl's Lebenslauf durch und kritisirt ihn. „Meine Absicht war," beginnt er, „zu meiner eignen Belehrung eine genaue Vorstellung der militärischen Fähigkeiten und des Charakters Carl's XII., Königs von Schweden, zu gewinnen. Ich urtheile weder auf Grund der übertriebenen Darstellungen seiner Bewunderer, noch der entstellenden Züge, mit welchen Tadler sein Bild zu umschreiben suchen. Ich gehe auf die Augenzeugen zurück und auf die Thatsachen, welche sich in allen Büchern übereinstimmend finden. Betrachten wir mit Mißtrauen alle Detailberichte der historischen Schriften: umgeben von einem Wuste erlogener Abgeschmacktheiten und Anekdoten, ist nur der Kern der großen Ereignisse das Wahrhafte und Glaubwürdige der Geschichte." In diesem Sinne fährt Friedrich fort. Nicht

aber Trost allein will er in der Erinnerung an Carl finden, gleich welchem er sich sinken sah, sondern als zu dem einzigen Mittel, sich über seine Lage zu erheben, greift der König zu dieser litterarischen Thätigkeit. Wer war, wie er, damals im Stande, über den unglücklichen Carl zu reden? Wer wie Dante über die Verbannung? Solche Momente hat Voltaire niemals gehabt. Wenn Friedrich die Geschichte seiner Zeit und die seiner Kriege aufzeichnet, so sind es die Berichte großer, Europa in Staunen haltender Kämpfe, die er selbst mit heraufbeschworen, selbst mit durchgekämpft. Seine Schriften sind wie die gewaltigen Naturhieroglyphen, die ein vorrückender Gletscher in die Wände der Gebirge einritzt, zwischen denen er seinen Weg sucht. Wo es sich um Aktenstücke von solcher Bedeutung handelt, werden Sprache und Durchbildung der Sätze zu Nebensachen.

Voltaire ist so niemals vom Schicksal zum Schreiben gelockt worden. Nicht einmal Eindrücke wurden ihm wie Gibbon, der von den Ruinen des Jupitertempels auf dem Kapitol herabblickend auf Rom, den Gedanken faßte, sein Leben einer Darstellung des Unterganges des römischen Reiches zu weihen. Voltaire's Schriften selber waren seine Kämpfe. Seine Erfahrungen lagen auf ganz anderem Gebiete als auf dem seines königlichen Freundes. Und diese Verschiedenheit wieder war eine Garantie mehr für ihre Unzertrennlichkeit. Voltaire kannte die ganze Welt seiner Epoche: nur einer solchen Natur wie der Friedrich's war er noch niemals begegnet, und Friedrich war im gleichen Fall. Wir sehen sie einander gewachsen. Sie durchschauten sich und erfuhren, daß sie beide mehr von einander wußten als irgend Jemand. Wie hätte Trennung da wieder möglich sein können? Die Art, wie sie sich einmal zu verlieren schienen, pflegt als Mitte und Umschwung ihres Verhältnisses aufgefaßt zu werden: das eigentlich Entscheidende für beide aber war die

Art, wie sie sich wieder nahe gekommen sind und von da an festhielten.

Voltaire erschien in Berlin, nachdem Friedrich König geworden war, 1743. Wie glänzend es in diesen ersten Zeiten am Hofe des Königs zuging, ist oft beschrieben worden. Es gab damals noch kein Sanssouci, in Charlottenburg wurden die Feste gegeben, auf denen zahlreiche jugendliche Schwestern und Brüder, aufathmend alle nach langen Zeiten der Dumpfheit, den König umgaben. Ein romantischer Anschein vom Ueberflusse des Lebens und der Laune durfte sich da noch geltend machen, ein Gewimmel von großen und kleinen Lichtern drehte sich da durcheinander, unter denen Friedrich und Voltaire als die großen Astralleuchten sich bewegten. So mochte die Stimmung gewesen sein in den ersten Tagen Ludwig's XIV., als Racine des Königs und seiner schönen Schwägerin Henriette von Orléans Neigung durch seine Berenike verherrlichte, oder so in Weimar, als Carl August und Goethe frisch zur Regierung kamen.

Wir brauchen uns aber nur zu erinnern, in welchen Zirkeln Voltaire sich bis dahin bewegt hatte, um zu fühlen, daß, wenn er jetzt den König und dessen Hof bezauberte, dies für ihn bewußte, etwas handwerksmäßige Arbeit war, daß nicht etwa ein unwillkürlicher Ausbruch geistiger Lavaströme bei ihm stattfand, als habe er sich in Berlin damals zum erstenmale so recht à son aise befunden. Voltaire war bald 50 Jahre alt und hatte früh angefangen zu leben. Wohlgethan und geschmeichelt hat ihm sicherlich, zu sehn, wie seine Person doch den ganzen Apparat enthielt, mit dem dieser Zauber aufgeführt ward. Allein daß er nur einen Augenblick das Gefühl verloren hätte, er thue etwas anderes als Gastrollen zu geben auf einer Bühne im Lande der Barbaren, das hat er weder seinen Freunden, noch sich selber jemals auszureden versucht.

Indessen darauf kam es weder ihm an, noch Friedrich. Beide führten sie ein glänzendes Schauspiel auf, in dessen Kosten, aber auch in dessen Erfolg sich Voltaire und sein königlicher Wirth Angesichts Europa's ehrlich theilten. Voltaire wußte wohl, was ihm Friedrich werth sei. Die Einladung von Seiten des jungen Monarchen, auf den er als unfehlbaren Alexander und Salomon die Aufmerksamkeit der Welt zum größten Theile selbst gelenkt hatte, dessen bereits fertiger europäischer Ruhm aus seiner Fabrik stammte, die Aufnahme in Berlin, wo er als Philosoph, als Dichter, als großer und größter Mann seines Zeitalters das Ziel der Höflichkeiten eines Hofes bildete, rächten ihn auf eine Weise, wie sie seiner Natur am allerentsprechendsten war, an Versailles und Paris. Man wurde sich dort jetzt klar, was man verloren habe oder verlieren könne, und that Schritte, seiner wieder habhaft zu werden. Friedrich dagegen zog durch Voltaire alle Blicke auf seine Residenz. Der unanerkannten preußischen Monarchie, dem royaume des grandes frontières gab er ein geistiges Centrum, dessen Strahlen auf ganz Deutschland fielen. Das Jahrhundert, in dem Friedrich und Voltaire lebten, war mit bloßem soldatischen und diplomatischen Ruhme nicht zu födern. Zu sehr hatten die Fürsten ihre Unterthanen daran gewöhnt, daß Kriege und Bündnisse ohne Mitwirkung der Völker nur in den Kammern und Antichambern unnahbarer Schlösser präparirt und deren Erfolge dort allein auch ausgebeutet wurden. Man kümmerte sich wenig darum. Nicht Frankreich war es damals, das Kriege führte, sondern die Pompadour war es. Der geistig maßgebende Theil des Volkes kannte nur litterarische und künstlerische Interessen. Friedrich, wenn er große Erfolge erringen wollte, durfte diese Sympathien nicht außer Acht lassen. Er machte Voltaire gleichsam zum Minister der höheren geistigen Repräsentation Preußens vor der Weltrepublik der Gebildeten, und Voltaire begriff seine Stel-

lung. Seine erste That war die Vollendung des Antimachiavel, der Druck dieses Werkes und, was Niemand vermochte als er, die Erhöhung des natürlichen Aufsehens, welches dieses Werk in Europa erregte, zu einem grandiosen Erfolge. Voltaire war in der Lage, dem Könige die Briefe aus allen Ländern, zumal aus Paris, von wo der Kardinal Fleury selber an ihn schrieb, vorzulegen, welche die Belege seines königlichen Schriftstellerruhmes bildeten. Die 20,000 Livres nebst Equipage &c. jährlich, welche Voltaire später in Berlin empfing, waren nicht das weggeworfene Geld, mit welchem ein Fürst, der nebenbei am Bücherschreiben Vergnügen findet, einen berühmten Autor in seine Dienste lockt. Friedrich war ein viel zu scharfer Wirthschafter, um unnütze Ausgaben zu machen, und viel zu genau mit den Menschen bekannt, um einen ihm wirklich attachirten Freund damit zu belohnen oder enger an sich fesseln zu wollen. Friedrich hatte hier wie überall die Hauptsache vor Augen. Und deshalb führten später Voltaire's sogenannte schmutzige Geldgeschäfte, seine Intriguen und Verläumdungen den Bruch mit dem Könige nicht herbei. Friedrich hatte andere Dinge erlebt, um längst in dergleichen nicht mehr als äußere Unbequemlichkeiten zu erblicken. Er kannte Voltaire's bodenlose Phantasie zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser unter der tyrannischen Herrschaft jedes Gedankens stand, den die Leidenschaft ihm eingab. Was das Geld anlangt aber, so mußte Voltaire auf den Erwerb unabhängigen Reichthums aus sein. Seine Talente waren nicht derart, um ihn mit bescheidner Dürftigkeit eine glückliche Ehe führen zu lassen. Friedrich, der die Macht des Geldes kannte, war mehr befähigt, dies einzusehn als irgend Jemand, und die Wege, auf denen Voltaire sich etwas zusammenzuspekuliren suchte, sind für jene Zeiten nicht die schlimmsten gewesen. Wenn wir den König Voltaire's Geiz und Habsucht mit harten Worten verdammen sehn, so ist

damit nicht gesagt, daß ihm die Ursachen verborgen gewesen wären, welche Voltaire zwangen, auf pekuniären Gewinn aus zu sein. Und schließlich haben die 160,000 Francs Einkünfte, mit denen Voltaire in Ferney als großer Herr lebte, seiner Macht eine solide, unentbehrliche Unterlage gegeben, ohne daß bei seinen Spekulationen Betrug oder unerlaubte Handlungsweise nachzuweisen gewesen wäre. Aufpasser aber fehlten ihm niemals.

Voltaire und Friedrich trennten sich, weil zwei für die Alleinherrschaft geborene Männer eines Tages fühlen mußten, persönlicher Verkehr sei nicht das, wofür sie gemacht wären. Friedrich, eine rücksichtslose Natur, von dem Tag für Tag nichts als Befehle und zwar sofortige, unwiderrufliche verlangt wurden, ein eben zur Macht gelangter junger König, der, vor der Karte von Europa stehend, den Einsturz der Reiche überlegte, von denen er vorauswußte, daß sie Preußens und Deutschlands wegen früher oder später den entscheidenden Stoß empfangen müßten, ein Mann, der als angehender Autor von Voltaire selber seit einer Reihe von Jahren wie ein Halbgott behandelt worden war, konnte jetzt nicht für sich einstehen, daß er im intimen Zusammensein, Geist gegen Geist, sich mit dem Zartgefühl Voltaire unterordnete, welches dieser in solchen Momenten erwarten durfte. Vernachlässigungen dieser Art sind es, über die er später am härtesten Klage führt. Vom ersten Tage an muß er empfunden haben, daß auch auf dem freien Gebiete der Philosophie sein confrère das entscheidende Votum als König abzugeben wünsche. Friedrich muß mit Bewußtsein den in solchen Fällen unanwendbaren Accent, welchen das Wort eines Königs besitzt, dennoch angewandt haben. Gleich zu Anfang muß dies hervorgetreten sein, denn warum sonst, als es sich nach glücklich überstandenem Debüt später darum handelte, dauernd in preußische Dienste zu treten, das dringende Abrathen der Freunde

Voltaire's, sich auf dergleichen einzulassen? Voltaire behauptete später, die „blauen Augen" des Königs hätten ihn verführt. Wir wollen von diesem Geständnisse nicht zu gering denken: es muß etwas aus des Königs Blicken geleuchtet haben, das durchdringenden Reiz ausübte, und Reiz war es, was Voltaire allein noch auf der Welt suchen konnte. Friedrich hatte, als er ihn in seine Dienste berief, die schlesischen Kriege siegreich vollendet. Es war, als habe er, zum Staunen der Welt, die älteste Macht Europa's, gegen die Frankreich ein Jahrhundert vergeblich gekämpft, in wenigen Jahren zum Frieden gezwungen, nur um zu erfüllen, was Voltaire vorausgesagt. Voltaire glaubte die Thaten mit vollbracht zu haben, die von ihm prophezeit worden waren. Was früher Schmeichelei bei ihm gewesen, ward jetzt zum rechtmäßigen Tribute der Bewunderung. Friedrich war sein Stolz: er ja hatte diesen jungen Philosophen als seinen Schüler für solche Triumphe mühsam ausgerüstet. Und Friedrich's Briefe und Erbietungen entsprachen so ganz Voltaire's Erwartungen. Beide kannten sich allerdings und hatten ihre Erfahrungen an einander gemacht, aber die Ereignisse schienen verändernden, erhöhenden Einfluß gehabt zu haben. Früher war es Alcibiades gewesen, welcher Sokrates neben sich mit einem Gemisch von Liebe und Petulanz traktirte, das als die Ueberfülle genialer Jugendkraft ertragen ward: jetzt aber schien Alexander Aristoteles an seine Seite zu berufen. Voltaire ging. Er sowohl aber als Friedrich gaben sich nun um so rückhaltsloser ihrem Naturell hin und unvermeidlich wurde die Katastrophe, welche eintrat.

Man ist heute geneigt, Friedrich im Ganzen mit einer gewissen Härte zu beurtheilen. Aber man blicke doch nur in die Runde auf die andern Inhaber der europäischen Throne, um zu empfinden, daß Voltaire's Ausdrücke: Heros, Salomon des Nordens, Alexander und andre Namen, wenn auch

Schmeicheleien, nicht aber ohne Inhalt waren. Voltaire hat stets nur da geschmeichelt und verläumdet, wo sich ein Anhalt bot. Friedrich war ein heldenmüthiger Fürst mit großen Gedanken, ohne Kleinlichkeit, ein nationales Produkt, auf das die alte Mutter Deutschland ewig stolz sein wird, mag die Zukunft sich nun gestalten wie sie will. Jenes „etwas mehr“ von dem er an d'Argens schrieb, daß es ihm, über Festigkeit und Standhaftigkeit hinaus, nöthig sei, um den Kopf aufrecht zu halten, war von Voltaire wohl erkannt worden gleich in den ersten Zeiten, und die Welt wird es empfinden, solange von Historie die Rede ist. Und diesem der Oeffentlichkeit zugekehrten genialen Willen entsprach des Königs Privatbenehmen. Niemand kann über seine Eltern und seine Erziehung hinaus. Die alte Neigung seines Vaters, welcher Gundlach als Gelehrten und Hofnarren hielt, sehen wir sich wiederholen nicht blos Pöllnitz gegenüber; Friedrich konnte bis zur Grausamkeit harte Scherze gegen seine nächsten Freunde ausführen. Man fühlt sich in der eignen Seele beleidigt, wenn in der Correspondenz mit d'Argens, der dem Könige so theuer war, endlich der Brief kommt, worin der Marquis, der als alter Mann sein Vaterland wiederzusehn wünschte, von Südfrankreich aus sich bei Friedrich über einen seiner litterarischen Witze bitter beklagt, zu deren Opfer der König ihn ausersehen, ohne zu bedenken, wie empfindlich er d'Argens kränken mußte. So hat er viele Wunden geschlagen. Seine Erziehung hatte diesen Keim der Härte in Friedrich ausgebildet. Er war mißtrauisch. Er war unerbittlich. Die Erfahrungen seines späteren Lebens bestätigten nur zu oft die Eindrücke seiner ersten Jugend. Und doch blieb der eigentliche Fond seiner Natur Gutmüthigkeit und ein unschuldiger Hang, wohlzuthun und Freude zu bereiten, wo er sicher sein durfte, nicht mißbraucht zu werden. Dies belegen die sichersten Beweise. Was abstößt an Friedrich, war vergängliche Zuthat seines Jahrhunderts. Das ungeheure

Pflichtgefühl gegen sein Volk, das ihn erfüllte, kam jedem Einzelnen zu Gute.

Aehnlich aber war Voltaire organisirt. Auch er besaß jenes „etwas mehr", das ihn durch alle Lagen des Lebens sicher hindurchgelangen ließ. Auch er war hart und rücksichtslos gegen seine Umgebung und nicht geneigt, sich Fesseln anzulegen. Gehorchen müssen war ihm eine neue Erfahrung. Friedrich aber befahl, und eine Zeitlang erduldet Voltaire das unerhörte Martyrium, sich in den Willen und die Launen eines Herrschers zu fügen, der oft genug in seinen Augen doch nichts als ein mittelmäßiger Schriftsteller war. Und in diesen Verkehr drängen nun noch Andere sich hinein, Geister zweiten Ranges, die in Berlin eine Rolle spielten, während sie in Paris nichts gewesen wären. Gegen diese wenigstens glaubt Voltaire sich wenden zu dürfen. Hier aber drang er nicht durch. Diese Leute kämpften für ihre Existenz. Meistens wenn bedeutende Leute auseinanderkommen, sind es Intriguen mittelmäßiger Naturen, die zwischen ihnen stehn, welche den größten Theil daran tragen. Sie schaffen den Riß und halten ihn offen. Gesindel meistentheils, das sicher davon fliegt, wie Fliegen von der Stirn, wenn man zuschlagen wollte. Und so sehen wir das ideale Zusammenleben der beiden großen Männer plötzlich abbrechen und unsichtbare Hände geschäftig, eine Annäherung unmöglich zu machen. Friedrich, gereizt und aufgestachelt, scheut sich nicht, seine physische Uebermacht als Landesfürst zu Polizeivexationen gegen Voltaire's Person zu gebrauchen, dessen erniedrigende Behandlung, wie der König doch sehr wohl wußte, das nicht zu berühren im Stande war, was Voltaire zum Souverain auf einem höheren Gebiete machte; Voltaire dagegen erniedrigt sich soweit, von Frankfurt aus in einer aufreizenden Beschwerdeschrift an den römischen Kaiser sich zu wenden, um Friedrich zu treffen, und in der Stille dann jene Beschreibung des Lebens in Sanssouci

zu verfassen, die, enthielte sie die Wahrheit, ihn selber als Theilnehmer zu gleicher Zeit träfe. Zwar hat Voltaire diese Schrift niemals drucken lassen, vielleicht später vergessen, doch auch in seinen Papieren hätte sie sich nicht finden sollen.

Indessen dieses Vorspiel war nothwendig für Friedrich und für Voltaire, um sie inne werden zu lassen, wie fest das Schicksal sie auf einander angewiesen hatte.

Was sie verloren hatten, konnte jeder für sich bald an den Fingern abzählen. Zwanzig Jahre lang beinahe war ihre Freundschaft der Neid und das Erstaunen, auf der einen Seite der Fürsten, auf der andern der Schriftsteller gewesen. Nun zeigte sich, was dabei herauskam. Voltaire, vor aller Welt mit der Schmach bedeckt, von seinem königlichen Freunde herausgeworfen zu sein (das gemeine Wort nimmt in diesem Falle fast tragische Bedeutung an), Friedrich, nachdem er so lange die Welt mit dem Firniß seiner Bildung und Philosophie getäuscht, sich endlich entpuppend als ein nur etwas sorgfältiger übertünchter Despot, nach der allgemeinen Schablone. Beide zurücktretend schienen die Plätze endlich einzunehmen, die ihnen gebührten, und standen da nicht besser oder schlechter als die übrigen.

Sie wußten wohl, daß sie sich selbst geschadet hatten. Mehr als einander im Auge zu behalten, war für's Erste jedoch nicht möglich. Voltaire, nachdem er erfahren, daß Frankreich jetzt auch nicht mehr das rechte Land für ihn sei, setzt sich in der Schweiz fest, um dort in einer Villeggiatur seinen Ruheplatz zu finden, auf den bald ganz Europa wieder die Augen gerichtet hält, Friedrich begann den Krieg, in dem er sieben Jahre lang um seine Krone kämpfen mußte. Wo war der Mann geblieben, der während der ersten Kriege der große Interpret seiner Handlungen gewesen war? Populär, wie der Begriff heute verstanden wird, war Friedrich nie.

Auf die Massen machten seine Persönlichkeit und seine Erfolge den Eindruck, der seine Gestalt mit heroischem Schimmer umgab. „Friedrich und seine Grenadiere“ wurden ein mythischer Begriff, die „Ziethenschen Husaren“ waren die „Ulans“ des vorigen Jahrhunderts, Friedrich's Bonmots begannen ein stehender Artikel der öffentlichen Litteratur zu werden. Bei all dem ward Deutsche Sprache und Deutsche Behaglichkeit ohne weiteres zugesetzt. Des Königs wahre Gestalt aber spiegelte die Bewunderung Deutschlands für unsere Blicke nicht wieder. Friedrich war einsam. Nicht einmal mit seinen Generalen fühlte er sich im rechten, natürlichen Zusammenhange. Er führte seine Bibliothek und seine litterarischen Arbeiten mit sich. Jeden freien Augenblick widmet er ihnen. Nicht wie Napoleon, der, als er nach Aegypten segelte, Werther las, und dessen ganze Expedition von historisch wissenschaftlichen Gedanken geleitet wurde; Friedrich, um zu lesen und zu schreiben was seine Umgebung am wenigsten berührte. Wenn er sich zu erholenden Gedanken concentrirte, war es um mit Leuten zu correspondiren, denen der Krieg nach seiner wichtigsten Seite hin gleichgültig war. Was lag dem katholischen Marquis d'Argens daran, ob die gute Sache Deutschlands und des Protestantismus durchgefochten wurde? Und selbst Friedrich's historische Arbeiten hatten kein Publikum. Von seiner Schrift über Carl XII. ließ er, um sie seinen Freunden zu vertheilen, nicht mehr als zwölf Exemplare abziehn. Er verlor seine alten Genossen und fand keinen Ersatz dafür. Seine Mutter starb, seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, starb, die seinem Herzen am nächsten gestanden hatte. Das Herunterkommen Frankreichs und seiner Litteratur begriff er, das Emporkommen Deutschlands nicht. Voltaire fehlte ihm! Und Voltaire ist es, an den er zuletzt sich wendet und dessen neubeginnende Sendungen ihm Trost und Zerstreuung bringen. Etwas ergreifendes liegt in diesem

Zeugnisse für die Armuth des Menschenlebens. Diese beiden Männer, die für immer sich getrennt zu haben glaubten, treten wieder aneinander heran, jeder so ruhig als sich irgend schaffen ließ, mit einer gewissen Zurückhaltung, weil sie beide fühlen, es dürfe der kostbare gegenseitige Besitz nun nicht wieder in Frage gestellt werden.

Leider ist der Briefwechsel hier nicht vollständig erhalten. Voltaire hatte zuerst mehrfach wieder anzuknüpfen gesucht und war dabei gescheitert, weil Friedrich durchmerkte, er solle zu irgend einer Aeußerung gebracht werden, mit welcher Voltaire dem großen Publikum gegenüber sich zu rehabilitiren, womöglich seinen alten Gönner zu kompromittiren suchte. Dies geschah 1754, ein Jahr nach ihrem Bruche. Drei Jahre später jedoch muß nun der König die ersten Schritte gethan haben.

Es sind Briefe damals geschrieben worden, über deren Inhalt Voltaire's Andeutungen einseitig berichten. Aber der Schein ist dafür, daß Friedrich den abgerissenen Faden zuerst wieder aufnahm. Vielleicht forderte seine Natur, daß er damit wartete bis zu dem Momente, wo es Voltaire gleichgültig geworden war, ob sein Verhältniß zum Könige eine Folge hätte oder nicht. Wo Menschen von hervorragender Kraft sich gestritten haben, bedarf es zur Versöhnung einer wirklichen Tabula rasa. Friedrich war so lange, mit Goethe zu reden, gedroschen worden vom Schicksal, bis er fühlte, alles lasse sich entbehren, nur ein Mann nicht, der, Millionen unfähiger Anstarrer gegenüber, einfach verstehe, worum es sich handle; Voltaire dagegen hatte so viel Saucen des Lebens endlich durchgekostet, daß es ihm zuletzt einerlei war, in welcher Küche sie gekocht wurden, ob hoch oder niedrig, wenn sie seine Zunge nur interessirten, und die Sauce „à la Fréderic“ blieb da immer doch die piquanteste: allein er hatte auch sie entbehren gelernt. Friedrich also blieb in der That

nichts übrig, als Voltaire merken zu lassen, daß er seiner bedürfe.

Zum erstenmale sehen wir die beiden Männer sich gleich und gleich gegenüberstehen. Den 4. Februar 1757 meldet Voltaire dem Herzoge von Richelieu (einem von jenen vergoldeten Eckenstehern der Weltgeschichte, die überall dabeigewesen sind und nirgends etwas gethan haben), „der König von Preußen hat mir geschrieben!“ Beuchot (Voltaire's neuester Editor) bemerkt dazu, der Brief sei vom 19. Januar aus Dresden: er ist, bis auf eine unbedeutende Phrase, den Deutschen Herausgebern jedoch unbekannt geblieben. Auf diesen Brief käme es an. Die Correspondenz ist anfangs überhaupt dürftig; man erkennt das Bestreben, sich nichts zu vergeben, und unabhängig, womöglich gleichgültig zu erscheinen. Aber das Bestreben verräth das Bedürfniß. Das Schicksal hatte dem Könige noch viel zu nehmen, um ihn in Voltaire nun auch die besten Todten lieben zu lehren: erst 1759 geräth der Briefwechsel wieder in das alte Gleis, und von da an stört nichts mehr das beiderseitige Gefühl, sich zu verstehen. Allerdings bei sorgfältig abgesteckter und festgehaltener Demarcationslinie. Dazu waren Voltaire und auch Friedrich nun zu alt, um nicht durch sehr sichtbare Tonnen das Fahrwasser zu bezeichnen. Deshalb muß es den Leser nicht irre machen, wenn Voltaire, wo er gelegentlich der Versuchung unterliegt, den vermittelnden Diplomaten spielen zu wollen, vom Könige mit Ironie oder Hohn behandelt wird: Hauptsache bleibt das Gebiet des Reinmenschlichen, wo Friedrich und Voltaire sich von nun an immer ohne Mißverständniß gegenüberstehen.

Die Briefe, in denen der König in kritischen Momenten des Krieges seine Verzweiflung ausspricht, gehören zu dem tiefsten und wahrsten, was er in Worten zu erkennen gegeben hat, die Voltaire's, worin er ihn aufzurichten sucht, zu dem,

wovon bei Voltaire's Unsterblichkeit immer die Rede sein wird. Rühmt er sich nach andern Seiten zugleich der Genugthuung, die ihm aus der Rückkehr des Königs zu ihm und daraus erwachsen sei, daß er ihm die Selbstmordsgedanken auszureden habe, so liegt dies in Voltaire's Charakter, dessen Briefe an Friedrich dadurch nicht an Tiefe und Gewicht einbüßen. Ebensowenig erniedrigen Voltaire die fortgesetzten Versuche, seine alten Ehren zurückzuerhalten und mit Glanz wieder nach Berlin berufen zu werden. In diesen Dingen bleibt Friedrich hart. Voltaire setzt seine Bohrer vergeblich an. Und dies trägt dann dazu bei, seine Unbefangenheit dem Könige gegenüber bisweilen zur vollsten Offenherzigkeit zu steigern.

„Gesegnet sei der Tag meines Todes," schreibt Voltaire den 21. April 1760, „wo meine Leiden, die Sie zumeist über mich heraufbeschworen haben, ein Ende nehmen. Ich werde nicht ohne den Wunsch aus der Welt gehn, daß all das Glück Ihnen zu Theil werden möge, das zu erlangen Sie als König freilich vielleicht gar nicht fähig sind. Möchte die Philosophie Ihnen noch einmal gestatten, das ausbilden zu dürfen, was den herrlichen innersten Kern Ihres Wesens bildet und was entstellt ist durch Leidenschaften, durch eine schrankenlose Einbildungskraft, durch üble Laune (wenn auch nur hier und da), durch eigne Erfahrungen, welche mit ihren Stacheln reizen und Gift in die Seele gießen, und endlich durch das unglückselige, Ihnen unentbehrlich gewordene Vergnügen, welches Sie darin finden, die Menschen um Sie her zu erniedrigen und ihnen schriftlich und mündlich Spitzen und Beleidigungen zukommen zu lassen, und das Ew. Majestät um so weniger würdig ist, als Sie durch Ihren Rang und Ihren Geist soweit über diese Ihre Umgebung erhaben sind. Sie müssen fühlen, daß es Wahrheiten sind, die ich hier ausspreche."

Friedrich wird von diesem Briefe wenig gerührt. Voltaire hatte damit begonnen, den König als „Philosophen" bei der Ehre zu fassen. „Ich will," antwortet dieser, nachdem er vorher von gleichgültigen Dingen geschrieben, „die Vergangenheit nicht auf die Tortur legen, um Geständnisse von ihr zu erpressen. Ihr Betragen würde kein Philosoph ruhig mit angesehn haben. Alles soll verziehen und vergessen sein. Aber merken Sie Sich: hätten Sie nicht mit Jemand zu thun gehabt, der von einer Art verrückter Leidenschaft für Ihr Genie besessen war, so wären Sie nicht so gut davongekommen. Lassen Sie Sich das ein für allemal gesagt sein, und kommen Sie mir nicht mehr mit Ihrer mißhandelten Nichte (Madame Denys, die in Frankfurt mit Voltaire arretirt worden war), die mich langweilt und die nicht den Vortheil ihres Onkels besitzt, durch viele Vorzüge viele Fehler wett zu machen. Von Moliere's Dienstmagd werden einst die Leute reden, von Voltaire's Nichte keine Seele. Meine Verse sind mir gleichgültig, ich habe wichtigeres im Kopf und die Musen sind auf Wartegeld gesetzt."

Damit geht Friedrich auf andere Dinge über. „Im Juni," schreibt er, „beginnt der neue Feldzug. Es wird wenig zu lachen, vielleicht aber viel zu weinen geben u. s. w." Man fühlt, daß diese Dinge ihn so sehr in Anspruch nehmen, daß er Voltaire's alte persönliche Querellen als eine Nebensache behandelt, die er kurz und deutlich abthut, um auf die Hauptmaterie zu kommen. Voltaire allein war doch der Mann, mit dem sich über Gegenwart und Zukunft reden ließ. Im Uebrigen durfte er thun und lassen was er wollte. 1761 schreibt d'Argens dem Könige, wie Voltaire die Freiheit, nach Paris zurückkehren zu dürfen, durch seine Zueignung des Tankred (worin er die Pompadour wie eine Königin als den Schutzgeist der edelsten geistigen Interessen Frankreichs anredet) erkauft habe, und Friedrich antwortet, daß ihm das

höchst gleichgültig sei. Es werde nicht lange dauern übrigens, so nehme Voltaire sich gegen den Hof von Versailles doch wieder eine Unverschämtheit heraus und werde aufs neue fortmüssen. „Dieser Mensch ist unberechenbar. Nur in einem bleibt er konsequent, in seinem Zusammenscharren von Geld, da greift er schamlos zu jedem Mittel und kann nie genug bekommen.“

Voltaire's öffentliche Erniedrigung vor der Pompadour war um so elender, als er als der vornehmste Schriftsteller Europa's dastand, der über Tugend und Laster sich das entscheidende Wort anmaßte. Aber es ist kurz nachher, daß er dem Hofe, der Justiz, der Geistlichkeit und der Meinung des Publikums zum Trotze heldenmüthig für die Familie Calas eintritt, deren er allein auf Gottes weiter Erde sich annimmt und deren Unschuld er ans Sonnenlicht bringt. Voltaire ruhte und rastete nicht, bis den Leuten ihre Ehre zurückgegeben war. Voltaire war unberechenbar, wie Friedrich wohl erkannte. Er hatte des Königs litterarische Versuche offen verhöhnt, und dennoch sendet Friedrich ihm wieder was er producirt hat und bittet um ein Urtheil. Er allein doch hatte eine Ode liefern können, welche dem Schmerze und der Trauer Friedrich's um seine Schwester Baireuth wahren Ausdruck verlieh. Friedrich, als der jüngere und überlebende, hat Voltaire's Andenken in Berlin durch eine Rede auf seinen Tod geehrt, die beiden stets zur Ehre gereichen wird. Voltaire dagegen war der französischen Akademie gegenüber für Friedrich als Schriftsteller scharf eingetreten, ohne daß dieser selbst davon erfuhr. Der Abbé d'Olivet hatte sich in der neuen Ausgabe seiner Schrift über die Prosodie Ausfälle gegen Friedrich erlaubt, welche Voltaire in einem Briefe zurückweist, der in Paris als Manifest gelten konnte und worin dem Könige als Autor eine ehrenvolle Stellung angewiesen wird. Er schrieb an demselben Tage (5. Januar 1767) an

Friedrich, erwähnt dieser Vertheidigung in seinem Briefe aber nicht.

Die Jahre kamen nun, wo Friedrich und Voltaire neben einander standen als alte Leute, die eine vergangene gute Zeit hinter sich haben, für welche weder die Gegenwart noch die Zukunft Ersatz bot oder versprach. Sie betrachten sich selber mit ruhiger Objectivität. „Bin ich denn nicht ein Mensch, um Fehler zu haben wie alle andern?“ schreibt Voltaire im Jahre 1776. Und der König antwortet: „Hätten Sie so vor zwanzig Jahren gesprochen, so wären Sie jetzt bei mir.“ Nur die Hälfte des Gedankens, dessen Fortsetzung „und ich säße hier nicht so allein und einsam“ sich wohl herausfühlt. Friedrich merkte, daß die Welt ihm fremd zu werden begann. Alles um ihn her war gealtert oder gestorben, nur Voltaire war immer jung geblieben. Sie suchen jetzt einander wohlzuthun. Und so klingt dieser Briefwechsel ruhig aus wie er begonnen hat.

13.

Bedeutende Männer fordern ihren historischen Hintergrund je nach dem Grade ihrer Wichtigkeit. Für Tieck genügt ein Stück vom Schatten Goethe's, um sein Bild in genügenden Umrissen hervortreten zu lassen, für Herder oder Lessing bedarf es des ganzen achtzehnten Jahrhunderts als Hintergrund, für Goethe der allgemeinen germanischen Entwicklung. Für Blücher bedarf es nur der Ereignisse der Freiheitskriege, für Stein brauchen wir schon den Umschwung zweier Jahrhunderte, Friedrich den Großen dagegen erblicken wir nur, wenn wir ihn wie Goethe der Gesammtheit aller germanischen Geschichtsmomente gegenüberstellen. Und so in Frankreich genügen für Chateaubriand die Jahre der französischen Revolution, für Rousseau oder Diderot ihr Jahrhundert, für Voltaire aber müssen wir das romanische Leben

von seinen ersten Anfängen bis zum Abschlusse vor Augen haben, um seine Wichtigkeit zu würdigen. Voltaire nur als Produkt seines Jahrhunderts gefaßt, würde eine etwas genremäßige Figur sein, bei welcher Spiel und Ernst einander die Wage halten. Als Frucht der allgemeinen romanischen Entwicklung nimmt er ernstere Züge an. Das Zufällige tritt zurück; das Nothwendige allein liefert die Umrisse seiner Gestalt und enthüllt das letzte Geheimniß seiner Existenz und seiner Wirkung. —

Es vollzieht sich heute vor unsern Augen ein welthistorischer Umschwung, wie er in keiner Epoche der Geschichte, soweit wir sie zu überblicken vermögen, erlebt worden ist. Die Völker Europas verlangen plötzlich für sich zu sein. Der wechselseitige Einfluß der Racen aufeinander soll in der Theorie ganz geleugnet, in der Praxis auf ein Minimum beschränkt werden. Und zwar nicht die Frucht einer von den Gebildeten aufgebrachten Lehre, sondern die eines die Völker bis in ihre Tiefen durchbebenden Naturtriebes ist diese neue Anschauung. Nicht in den Einzelnen tritt sie hervor, sondern die Massen bewegt sie.

Es würde falsch sein, dieses Drängen auf Trennung und auf Alleinsein aus den Thatsachen der neuesten politischen Ereignisse herleiten zu wollen. Sie sind nur der Anlaß gewesen, einem Gefühl die erweckende Sonne ins Gesicht scheinen zu lassen, das lange schon lebendig dem Erwachen nur entgegenschlummerte. Weder in den ersten napoleonischen Kriegen ist dieses Perhorresciren des französischen Wesens unserseits, noch in den letzten Kämpfen dieses Abstoßen des germanischen von Seiten der romanischen Völker eine Folge des Siegens und Besiegtwerdens gewesen oder dem bewußten Treiben der Parteien zuzuschreiben. Auch der Haß des Slaventhums gegen Deutsches Blut hat diese Quelle nicht. Daß ein Mann wie Garibaldi, in dessen Thun und Lassen der Pulsschlag

der romanischen Race sich genau beobachten läßt, für Frankreich gegen Deutschland zu Felde ziehen konnte, hat tiefere Ursachen als seine bloße Bethörung durch den Namen Republik. Es ist heimlich etwas reif geworden und die letzten Ereignisse sind der Sturm, der es vom Baume schüttelt. Es waltet ein Weltgesetz, nach welchem große Völkermassen sich abstoßen und anziehen, zusammenhängend mit ihrer Fähigkeit, den allgemeinen geistigen Fortschritt entweder durch ein Zusammengehen, oder durch ein Sichabsondern hervorzubringen. Die Völker fordern Verbindungen oder verweigern sie. Sie ordnen sich freiwillig unter, trotz des Gefühles ihrer Kraft das Widerstand erlaubte, oder sie empören sich wie wahnsinnig, trotz der Einsicht in ihre Schwäche, welche Untergang voraussagt. In den Zeiten der sogenannten Völkerwandrung nahm alle germanische Uebermacht früher oder später romanische Formen an, in der heutigen würde keltisches Elend lieber nackt gehn und sich selbst vernichten, ehe es sich in germanische Gewänder hüllte.

Was wir heute im Allgemeinen „Geschichte" nennen, ist die Kunde vom Zusammenleben der Völker, welche die sich westlich an Asien anhängende Halbinsel Europa im Laufe der letzten drei oder viertausend Jahre inne hatten. Für den Geologen ein so geringfügiger Zeitraum, daß er ihn kaum als Einheit in seinen Rechnungen brauchen kann. Während dieses Zeitraumes sehen wir bestimmte Nationen (deren früheres Heranziehen aus dem asiatischen Kernlande wir annehmen, ohne über diese Bewegung Nachrichten zu haben) an denselben Stellen sitzen, dieselben Eigenschaften zeigen, dieselben Sprachen reden. Was dieselben Stellen anlangt, so wechseln sie nur insofern, als die Völker wie große Schiffe, welche vor Anker liegen, je nach Wind und Strömung manchmal dahin, manchmal dorthin treiben: der Anker selber aber haftet stets am gleichen Flecke und bildet die Mitte, um die

herum ein gewisser Spielraum gewährt wird. Was die Eigenschaften anlangt, so verschärft die sich ändernde Kultur verschiedener Jahrhunderte sie, an sich aber ändern sie sich nicht. Was die Sprache betrifft, so ist der Wechsel anscheinend am sichtbarsten, allein es fragt sich, ob die Zeiten, während welcher wir beobachten, nicht eben zu kurz gegriffen sind, so daß die Beobachtung dadurch getrübt wird. Nicht nur für sich aber sind diese Völker: griechische, romanische, keltische, germanische, slavische, sich gleich geblieben, sondern auch in ihren Verhältnissen zu einander. Sie bilden einen großen Gesammtorganismus. Zu der Existenz der Romanen gehört: den Griechen den Besitz der Küsten des Mittelmeeres streitig zu machen; für die Germanen scheint es unentbehrlich: nach Westen mit den Kelten um den Rhein, nach Süden mit den Italiänern um die Alpen, nach Osten mit den Slaven um die Weichselländer im Kriege zu liegen. Von jeher gingen da die Grenzen vor und zurück, niemals sind sie über einen gewissen Umfang hinaus verrückt worden. Die einzige reelle Veränderung innerhalb dieses großen Organismus während der 3 bis 4000 Jahre unserer Kenntniß ist der Uebergang des Principates von einer Race auf die andere, und zwar scheint dieser Wechsel in seiner Bewegung von Südosten nach Nordwesten dem allgemeinen Weltzuge zu entsprechen, welchem zufolge wir die Völker, sobald sie einmal flüssig zu werden beginnen, sich von Osten nach Westen wenden sehn. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß die Germanen als Theil einer uralten Einwandrung von Osten in ihre jetzigen Sitze heranzogen, und es hat den Anschein, daß sie nach Westen weitergehend in Amerika den Grund zu neuen Völkerschöpfungen legen. Dennoch darf niemals vergessen werden, daß die Annahme dieses Herkommens aus Asien nur das Resultat wissenschaftlicher Spekulationen sei, da die europäischen Völker ihren Ueberlieferungen nach sich alle für Autochthonen hielten,

ein Gedanke, der jetzt noch mit der Idee des vaterländischen Bodens fest zusammenhängt; während, was Amerika anbelangt, die Probe noch nicht geliefert werden konnte, ob das, was dort zur Entstehung kommt, durch die Jahrhunderte dauern und germanische Art bewahren wird.

Den Uebergang des Principates jedoch beobachten wir innerhalb der europäischen Völkergesellschaft. Hierauf scheint alle Kraftentwicklung abzuzielen. Zweimal innerhalb von 4000 Jahren zeigt sich dieser Wechsel der Führerschaft in Europa. Von der griechischen Race, deren Anfänge unklar sind, weil sie zu weit zurückliegen, und welche den Zusammenhang mit dem asiatischen Kernlande vermittelt, sehen wir die Leitung der Völker übergehn auf die romanische, von dieser auf die germanische. Um das Festhalten und Weitergebenmüssen dieser Herrschaft drehen sich alle geistigen und physischen Anstrengungen der Völker, von denen wir Kunde haben. Der Grieche allein war sich der geborene herrschende Weltbürger: der Barbar, durch seine Geburt schon, unfähig, die Existenz zu führen, welche dem Griechen als die einzig menschenwürdige vor der Seele stand. Der römische Bürger allein war sich der legitime Vertreter der großen römischen Weltrepublik, deren Interessen die der andern Völker sich unterzuordnen hatten, als hätte die Natur es so gewollt. Der Germane allein theilt sich heute die Fähigkeit zu, die Freiheit des Individuums zu begreifen und mit dem Zwange des Staatslebens wahrhaft zu versöhnen, auf der das Wohl der gesammten Menschheit heute zu beruhen scheint. Wo die Herrschaft gesichert ist, da sehen wir ein Anschwellen und Ueberfluthen der siegenden Race, welche, über ihre natürlichen Grenzen heraustretend, die andern Gebiete überschwemmt. Mit dem Schwinden der Herrschaft treten die Gewässer allmählich wieder in ihren alten Stand zurück. Es gab eine Zeit, wo Europa griechisch überfluthet gewesen zu sein scheint. Es gab

eine Zeit, wo Europa und ein Theil Asiens und Amerika's von den romanischen Gewässern überschwemmt war. Wir sehen heute die gesammte Menschenwelt der Erde im Beginn, germanisirt zu werden.

Innerhalb der Racen wiederum jedoch, während sie im Besitze der Oberherrschaft stehen, findet ein Wechsel der Führung unter den Nationen statt, aus denen sie gebildet sind. Das vollendetste Paradigma dieser Veränderungen bieten die romanischen Völker. Ihre Entwicklung fällt in die Mitte dessen, was wir die Weltgeschichte nennen. Hier gewahren wir das erste Aufkeimen der romanischen Macht in der Opposition der Italien bewohnenden Nationen gegen die griechische Herrschaft. Von Ring zu Ring sehen wir den Kreis wachsen, mehr und mehr alles, was er berührt, in seine Bewegung hineinziehen, und langsam ermatten wieder und in die schneidenden Ringe der germanischen Herrschaft hineinfließen. Die Epochen der romanischen Weltherrschaft liegen deutlich vor uns. Zuerst galt es das Griechenthum zu besiegen und in sich aufzunehmen. Dann, als die Alleinherrschaft unbestritten war, wurden die germanischen, keltischen und iberischen Völker aufgesogen. Von Rom ging die Leitung über auf Spanien, von Spanien auf Frankreich. Das Pabstthum war die eigentliche Centralschöpfung der romanischen Race; die Herrschaft Frankreichs ihre letzte Anstrengung gegenüber dem anwachsenden germanischen Principat. Das Siècle de Louis XIV. von Voltaire ist nicht allein die Beschreibung eines Zeitalters, in welchem ein großer König seine Nation zur Blüthe brachte: es ist die vom Geiste der romanischen Race selber gefundene litterarische Form für ihr letztes gewaltiges Aufleuchten über Europa vor ihrem Zusammensinken. Wie Voltaire haben all diese Männer des Siècle de Louis XIV. einen greisenhaften Zug. Sie kommen gedankenalt auf die Welt, der nahende Untergang der romanischen Weltherrschaft belastet sie. Sie

stürmen vor und werfen ihre Feinde nieder: aber wohin? es winkt ihnen keine Zukunft mehr. Sie setzen Europa in Erstaunen mit der Fülle ihrer Bildung, ihres Witzes, ihrer Kunst und Poesie, aber ihre Bildung ist mit piquanten Accenten versehenes, altes, aufgewärmtes romanisches Wesen, ihr Witz gezwungen und kalt, ihre Kunst: frisch vergoldet und verdreht die uralten Ornamente, welche die Bewohner Italiens einst den Griechen entwandten, und ihre Sprache: die farblosen, blüthelosen letzten Schößlinge der abgeholzten romanischen Wurzeln.

Das sind die Mächte, von denen und für die Voltaire gezeugt ward. Er entspricht in seinem Wesen der gesammten romanischen Existenz, deren glänzender Untergang durch ihn verewigt werden sollte. In diesem Sinne ist es Goethe gewesen, der mit historischem Takte ihn am besten zu erfassen und an der Stelle, an die er gehört, zu schildern wußte.

„Wenn Familien sich lange erhalten (lesen wir in dem Anhang zu Rameau's Neffen), so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller."

Goethe zählt nun in einer langen Liste alle die Eigenschaften auf, welche überhaupt von einem litterarisch thätigen Manne besessen werden können: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Verdienst, Adel, Geist und so weiter, bis er mit Styl, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung schließt. „Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen," fährt er fort, „kann man vielleicht Vol-

tairen nur die erste und die letzte: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen, und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt."

Indem Goethe Voltaire als Personification Frankreichs auffaßt, spricht er Tiefe und Vollendung zugleich aber dem Volke selbst ab. Und diese Beobachtung entspräche einer anderen, welche uns auch die griechische Welt in ihrer letzten Phase als dieser beiden Eigenschaften ermangelnd erscheinen läßt, die ihr während der Tage ihrer Blüthe in so erstaunlichem Umfange eigen waren.

14.

Ueber die letzten Ziele der germanischen Race heute reden zu wollen, würde zu leeren Gebilden leiten. Uns bleibt für die nächsten Zeiten nicht viel anderes übrig, als zu leben und zu kämpfen, und, wie die Romanen der ersten Zeit einst ihre geistige Existenz aus der fertig und ausgelebt sich darbietenden Kultur der Griechen schöpften, so die unsrige auf die der Griechen sowohl als die der Romanen zu basiren. Was uns zur Ausbildung des eignen Geistes am sichersten hinführt, kann nur die Kenntniß dessen sein, was die Vergangenheit enthält, soweit unsre Blicke sie erreichen. Luther's neue germanische Schöpfung entsprang vollkommner Durchdringung der romanischen Theologie, Goethe's Deutsche Dichtung der vollendeten Aufnahme romanischer Bildung, Friedrich des Zweiten ächt germanische Politik dem Durchschauen all der romanischen Ränke, welche Machiavelli in seinem Buche vom Fürsten, wenn auch nur als objectiver Beobachter, zusammengestellt hatte. Friedrich's Antimachiavell war der Ausgangspunkt seiner späteren Laufbahn. Friedrich, der ein Schüler

Voltaire's war, der nur französisch sprach und schrieb, der Deutsche Litteratur verkannte und Deutsches Wesen oft kaum begriff, ist in eminentem Sinne der erste Deutsche Fürst gewesen. Sein Wort, daß er nur der erste Diener seines Staates sei, ist der Grundgedanke, auf dem heute Deutschland beruht, denn Alles würde zusammenstürzen ohne das Gefühl, welches Jeden, den höchsten wie den niedrigsten, sich als den in Pflicht genommenen Diener des Staates erscheinen läßt. Voltaire's Schule aber hat Friedrich für seine Laufbahn gekräftigt und geklärt, und Voltaire haben wir Dank dafür zu sagen, soweit sein Einfluß hier eingriff.

Dieses Gefühl der Pflicht ist die Grundlage der heutigen Herrschaft der germanischen Völker. Seine mit Staunen von uns beobachtete Abwesenheit bei den heutigen Romanen ist das am deutlichsten hervortretende Symptom, welches das Zurücktreten dieser Race als regierender dokumentirt. So betrachtet erscheinen die letzten Anstrengungen auch der romanischen Kirche als der verzweifelte Versuch, durch eine Formel, der ins Unendliche ausdehnbare zwingende Macht innewohnt, dem Einzelnen den Halt zu verleihen, der ihm aus der eignen Natur fehlen würde. Jedenfalls kann dies Mittel doch nur bei Romanen einen Zweck haben und auch bei ihnen nur ein Erfolg denkbar sein.

Voltaire, als er gegen die französische Geistlichkeit seiner Epoche zu Felde zog, träumte nicht von dergleichen. Vielleicht würde ein Mann wie er, heute erscheinend, und von der Noth seiner Race tief ergriffen, auf Seiten der römischen Kirche stehen. Es war überflüssige nachträgliche Feindschaft, wenn die katholische Geistlichkeit Frankreichs während der Restauration durchsetzte, daß Voltaire's im Pantheon beigesetzte Gebeine aus dem Grabe genommen und so durchaus vernichtet wurden, daß der letzten körperlichen Spur des großen Franzosen die Fähigkeit genommen ward, als Reliquie zu dienen.

Die Orléans sollen diese Gebeine dann doch wieder glücklich zusammengesucht und an der alten Stelle neu beigesetzt haben. Von anderer Seite aber wird behauptet, es seien nicht die richtigen.

Das Andenken einer weltbewegenden Kraft hat nichts zu thun mit dem gebrechlichen irdischen Stoffe, an den sie einst gebannt war. Die Laster und sogar die Tugenden werden gleichgültig. Wir sehen die Erde bewohnt seit unendlichen Jahren von unzählbaren sich immer erneuenden Völkermassen. Diese Massen erblicken wir in einer Organisation befangen, deren Zusammenhang sich so weit rückwärts, als unsere Augen nur immer zu dringen vermögen, als ein continuirlicher nachweisen läßt. Das Ziel dieser Organisation ist: dem Einzelnen in immer höherem Maaße zu seiner eignen Vervollkommnung ein Urtheil über alle Uebrigen und über die Erde selbst zu schaffen, die wir bewohnen. In diesem Streben gewahren wir niemals ein Stillestehn, wohl aber zuweilen eine dem Stillestehn ähnliche Langsamkeit, dann wieder ein rapides Vorwärtskommen. Allemal wo jenes Stocken sich zeigt, sehen wir die Massen sich selbst überlassen, als seien sie rathlos und zauderten vorwärts zu schreiten; allemal dagegen, wo sie in lebendigen Strom gerathen, sehen wir einzelne Menschen, welche durch eigne Kraft und durch entgegenkommendes Vertrauen mit der Führerschaft betraut, die Bewegung hervorbringen. Das Andenken solcher Männer kann Jahrtausende lebendig bleiben, deshalb nennen wir sie unsterblich. Dauert es über einen gewissen Zeitraum jedoch hinaus, so erscheint ihre Macht so groß, daß an sie als die einer einzelnen Person nicht mehr geglaubt wird, und ihr Wesen in dem der Race der sie angehören, sich gleichsam wieder auflöst. Homer's Gedichte werden heute nicht mehr für das Werk eines einzelnen Mannes gehalten, welcher Homer hieß: ganz Griechenland soll sie hervorgebracht haben.

So wird einst vielleicht Goethe's Dichtung als der unmittelbare, durch keine individuelle Erscheinung erst hindurchgeleitete dichterische Niederschlag der germanischen Race zu bestimmter Zeit, Shakespeare's Dichtung als ihr Gesammtausdruck in früherer Epoche erscheinen. So auch wird Voltaire vielleicht einst nur als ein Wort gebraucht werden, mit dem das letzte litterarische Ausklingen der romanischen Race bezeichnet wird.

Friedrich der Große und Macaulay.

(1858.)

Ein Daguerreotyp stellt gleichsam den erstarrten Moment dar. Wie die Sache aussah in dem Augenblicke, wo sie vom Lichte der Sonne auf der Metalltafel fest gehalten ward, sah sie niemals vorher aus und wird sie niemals in der Zukunft aussehn. Denn die Veränderung des Stoffes ist in unaufhaltbarer Thätigkeit nachzuweisen. Die Sonne rückt weiter, und die Schärfe ihres Lichts wird durch eine ewig wechselnde Atmosphäre bedingt. Ein Gebäude, dessen Aufnahme in einer Anzahl Secunden geschieht, ändert sein Aussehn während sie verfließen. Das Antlitz eines Menschen wird in dem Momente, wo es den Apparat des Photographen anzublicken beginnt, von andern Gedanken bewegt als in dem, wo das Zeichen gegeben wird, daß die Sitzung vorüber sei, und dauerte sie auch nur ein Dutzend Athemzüge. Unser Auge ist nicht geübt genug, dies auf dem Bilde herauszufinden. Nun aber wirkt keine Kraft für sich allein. Die ewig wechselnde Materie, die niemals ruhenden Gedanken kreuzen sich unaufhörlich in allen Richtungen. Unsere Sinne sind zu schwach, um diese Strahlen zu erkennen oder zu verfolgen. Nur das gröbste offenbart sich, und wir sagen, weil wir dazu gezwungen sind, es bleibe mit den Dingen beim

alten, bis der Wechsel so deutlich wurde, daß wir ihn zu beobachten fähig sind.

Die Gedanken jedes einzelnen Menschen in sich und die aller Menschen zusammen untereinander begegnen und berühren sich nach unbekannten Gesetzen; diese Verschlingungen sind eins der wunderbarsten Geheimnisse. Ein Gedanke unterbricht plötzlich den andern und verdrängt ihn. Ein Gedanke soll einen andern unterbrechen. Wir wollen es, aber er vermag es nicht. Wir geben es auf. Ungerufen kehrt er zurück. Er thut es morgen, er thut es nach langen Jahren. Ein Gedanke treibt uns zu einer Handlung. Wir wissen es nicht im Augenblicke, wo wir ihm nachgeben, im Gegentheil, wir glauben unter dem Einflusse eines ganz andern Gedankens zu handeln, unter dem jener erste versteckt lag, aber dennoch wirksam. Der zufällige Blick auf irgend einen Gegenstand erweckt Erinnerungen, durch welche unser Wille plötzlich verändert wird. Der Wille eines Menschen zieht den unsern wie durch eine magnetische Lockung nach sich, und wir, im Momente der nun entstehenden Handlung, glauben, wir wären es gewesen, die ihn bestimmten. Man kann im Fluge weniger Secunden wollen, nicht wollen, dennoch wollen, abermals nicht wollen, und ein Stein, an den grade unser Fuß stößt, oder ein Vogel der auffliegt, oder der Anblick von irgend etwas, das unsere Aufmerksamkeit mechanisch fesselte, gibt den Ausschlag, daß mitten in diesem Wechsel zwischen ja und nein das eine oder das andere festgehalten wird, wie ein Sandkorn, das in ein Uhrwerk fällt, die Räder grade da ins Stocken bringt, wo die Uhr zwölf schlägt. Es hätte ebenso gut eine Minute oder 20 oder 100 Minuten später sein können, das Sandkorn hat nichts zu thuu mit dem Schlag zwölf, es war ein Zufall.

Wir wissen das wenigste von den Wegen, die unsre eignen Gedanken gehn, noch weniger von denen unsrer besten

Freunde, was aber von denen der Menschen, die wir niemals erblickten, die Jahrhunderte vor uns lebten? — was von der geistigen Strömung, welche damals herrschte als sie lebten? Denn jede Zeit hat ihre eigenthümliche Atmosphäre. Die Summe der allgemeinen Kenntnisse, der allgemeinen Wünsche, Erfahrungen und Befürchtungen wirkt stets auf die Menschheit mit einem gewissen Drucke und gibt ihr zugleich das eigenthümliche Licht, unter dem allein die richtige Betrachtung möglich wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutschland verwüstet, ermattet, man wußte wenig von den Naturwissenschaften, wenn man die Kenntnis unsrer Tage dagegen setzt, man lebte unter dem Einflusse von Sitten, Gebräuchen und Gesetzen, die heute nicht mehr vorhanden sind; wer dürfte, was damals gedacht, gethan, geschrieben ward, so ansehen als sei es heute gedacht, gethan, geschrieben? Und diese Atmosphäre wechselt nicht nur in Jahrhunderten, sie wechselte schon damals alle Tage, wie sie es heute thut. Der indische Krieg hat uns alle anders gemacht. Wir denken nach den dortigen Schlachten anders über die Engländer als wir nach dem Kriege vor Sebastopol thaten, wir dachten damals anders über sie als man nach der Schlacht von Waterloo sie beurtheilte. Wir denken seit dem indischen Kriege anders über das Verhältniß der germanischen Völker den Asiaten gegenüber, wir blicken überhaupt zum erstenmale wieder aufmerksam auf jene Gegenden, daß sie uns näher gerückt erscheinen. Wir sehen, daß Scheußlichkeiten in unsern Tagen möglich sind, die vorher keine Phantasie ersonnen hätte. Ebenso hatte uns der russische Krieg verändert, ebenso hatte es die gewaltige Ausbreitung der Dampfschiffe und Telegraphen gethan. Wer dürfte die Kriege Cäsar's in Germanien so ansehn, als hätte es damals telegraphische Depeschen gegeben? Niemand wird das thun, es wäre lächerlich. Bald aber wird es schon schwieriger sein, wenn diese Erfindungen völlig in Leib und

Leben übergegangen sind. Shakespeare läßt Cäsar mit Kanonen schießen. Das wissen wir freilich alle besser. Wie es aber bei seinen Schlachten zuging, kann dennoch niemand sagen, denn wären auch seine eignen Berichte darüber doppelt so genau, doppelt so deutlich und ohne den kleinsten Irrthum abgefaßt, es wäre trotzdem so viel darin ausgelassen, das sich zu Cäsar's Zeiten von selbst verstand, es wäre bei so manchem Worte die Zeit und das römische Publikum nöthig, um es grade in dem Sinne zu begreifen, in dem Cäsar es gebrauchte, daß wir dennoch kein getreues Bild seiner Thaten empfangen würden.

Ich will hier keineswegs zu dem Schlusse gelangen, daß man überhaupt nichts wissen könne, weil alles sich der Beobachtung entzöge; ich möchte nur gezeigt haben, wie sich die Ansicht vertheidigen läßt, daß wer die Dinge dadurch kennen lernen will, daß er sie zerlegt, die Gedanken dadurch, daß er sie entwirrt und im Einzelnen verfolgt, die Geschicke der Menschen und Völker dadurch, daß er sie theilt, diese Theile zum zweitenmale und drittenmale theilt und immer vom kleineren zum kleineren fortschreitet, eine unendliche Arbeit vornähme, zu der ihn die menschliche Unvollkommenheit nicht geschickt genug machte. Träte Jemand auf, dessen Geruch so fein wie der eines Hundes, das Auge so scharf wie eine Lupe und ein Fernrohr, dessen Gehör leiser wäre als das eines Indianers in Cooper's Romanen, der mit den Fingerspitzen die Farben erkennte, dessen Geld und Gesundheit ausreichten, um ihn unaufhörlich die Welt durchstreifen zu lassen: — die Kürze seines Lebens, die Vorurtheile seiner Zeit, entstehend durch die Unbekanntschaft mit alle dem, was noch unbekannt ist, würden ihn verhindern und ihm die Kenntnis des Ganzen versagen, welche er durch die Betrachtung der unzähligen Einzelnheiten erlangen wollte. All unser Wissen ist Stückwerk. Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist

nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntnisse, sondern der dunkle Trieb, durch den geleitet sie zu sammeln begannen und der sie in ihrem Geiste zu Resultaten der Erkenntnis ordnete; das Wunder, das geschah, indem die Betrachtung der Dinge den Menschengeist zu einem schöpferischen Theile der Welt gestaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegensatz gegen die ungeheure Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Unsre Neugier nach rückwärts und vorwärts ist keine Spielerei ohne Zweck und Ziel. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, so lernen wir sie kennen, und alles nimmt Gestalt an und wird wahrhaft. Die ganze Welt im lichtesten Sonnenscheine daliegend wäre so gut als wäre sie nicht da, ohne das Auge des Menschen, ein ganzer Himmel voll Melodien nicht vorhanden, ohne das Ohr des Menschen, Bibliotheken voll der wissenswürdigsten Thatsachen sind todte Buchstaben ohne den Geist, der die Worte zu deuten weiß. Alles Leben wird nur wahrhaftig, indem es sich im Geiste eines Menschen spiegelt.

Wir wissen gar nichts von den Dingen und Erscheinungen an sich, wir sehen sie nur wie ein bestimmter Mensch sie uns sehen läßt, und nennen sie, wie er sie nannte. Er trat auf und betrachtete die Dinge. Er besaß im voraus ein unergründliches Gefühl von ihrem Wesen, wir können sagen, er hatte eine lebendige Liebe zu ihnen, und fand Worte sie darzustellen; wie er sie sah, oder hatte die Macht, sie in Gestalten wiederzuerschaffen, je nachdem er ein Schriftsteller oder Künstler war. Seine Bemühung, den Erscheinungen bis ans Herz zu bringen, um die Ahnung, die er von ihnen mitbrachte, immer

mehr durch das zu bestätigen, was er entdeckte, brachte etwas Neues zu Stande, ein Buch, eine Vorlesung, eine Abbildung, durch welche Alle nun die Kraft erhalten, zu sehn was er zuerst allein gesehen hatte, den Dingen so nahe zu treten, wie er allein that vor den Andern. Niemand kennt das gewöhnlichste ohne die Brille, die der ihm aufsetzte, der es zuerst erkannte. Es ist überraschend, auf welche Entdeckungen man kommt, wenn man auf diesen Satz hin die Kunst und Wissenschaft betrachtet. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt in einer gewissen Weise auffaßte und wiedergab, allen seinen Nachfolgern auf lange Jahre die Kraft nahm, anders als er zu sehn und zu malen, und diese wieder das Publikum sich nachzogen. Stellungen des Körpers, die ein Jahrhundert lang und länger schön und natürlich, überhaupt möglich schienen, nennt man heute häßlich, unnatürlich und unmöglich, und doch haben sich die Menschen und ihr Knochenbau nicht verändert, und die Künstler studirten damals die nackten Modelle, wie sie es heute thun. So wenig verfügt der Mensch über seine eignen Augen. Die Bäume waren Berge beweglicher Blätter Jahrtausende lang, ehe Claude Lorrain und seine Genossen sie darstellten. Jetzt sehen wir überall das malerische einer Landschaft. Die Deutsche Sprache war ein ungelenkes Instrument, das keiner zu spielen verstand: Goethe entlockte ihm die reinsten Melodien, und jetzt empfängt jeder diese Kunst bei der Geburt wie ein geschenktes Kapital, an dessen Ursprung er sich kaum erinnert. Unser Geist erhält neben der bewußten eine unbewußte Erziehung. Alles aber, was er auch nur spielend nebenbei lernt, sind Wohlthaten von Männern, deren Namen er vielleicht niemals nennen hört. Was uns nicht gezeigt ward oder wir nicht durch eigne Kraft entdeckten, existirt nicht für uns. Es wird unendliches noch bekannt werden, und wir, wenn es geschah, werden nicht begreifen, wie man vorher so blind sein konnte. — Ich nehme

aus allen Wissenschaften die heraus, auf die es mir grade ankommt, die Geschichte.

Es ist der Zustand denkbar, daß der Geist eines Menschen, losgelöst von den körperlichen Banden, etwa wie ein bloßer Spiegel des Geschehenden über der Erde schwebte. Ich stelle hier durchaus keinen Glaubensartikel auf, es ist nur eine Phantasie. Nehmen wir an, für einige Menschen gestalte sich die Unsterblichkeit in dieser Weise, daß sie unbeengt von dem, was sie früher verblendete, über die Erde hinschweben und ihnen alle Schicksale der Erde und der Menschen von der Geburt des Planeten an sich offenbarten. Die Vergangenheit wäre ihnen ein Gewebe von harmonischer Schönheit. Jeder Gedanke eines Herzens wäre ein nothwendiger Theil davon, jede That, die wir gut nennen oder die wir verdammen, das Fallen eines Baumblattes und das Zusammenbrechen ganzer Städte, unter denen sich der Boden zu bewegen anfängt, alles hätte gleichen Rang unter den Begebenheiten, weil es dieselbe einzige Kraft war, die alles bewegte.

Nun plötzlich, träumen wir weiter, wäre dieser Geist, der so frei die Dinge überschaute, gezwungen, sich wieder dem Körper eines sterblichen Menschen zu verbinden. Wenn diesem Menschen die höchsten Talente jeder Art verliehen wären, würde dennoch selbst nur die Erinnerung des vorherigen Zustandes möglich sein? Er würde in einem bestimmten Zeitalter geboren sein. Er würde Vater und Mutter haben, ein Vaterland, einen Stand, ein Herz, das liebt und haßt, Eitelkeiten, Schmerzen, Freude, Verdruß, Verzweiflung, Entzücken — wann, auch nur in einem Augenblicke, wäre er der freien Klarheit fähig, die ehemals sein Element war? Er würde zu zweifeln beginnen, ob er wirklich jemals die Freiheit genoß, und das Andenken daran bald zu einer dunklen Ahnung zusammengedrückt tief in seiner Seele verborgen wohnen. Die Vorurtheile der andern würden die seinigen sein, und übten

sie auch nur den leisesten Druck aus, seine Familie würde ihm Standesvorurtheile geben, seien es die der Armuth, des Reichthums oder Adels oder Proletariats, sein Vaterland würde ihn parteiisch machen, seine Geliebte ihm die besten Gefühle nehmen und er sie ihr schenken — was bliebe übrig zum Genuß jenes unendlichen farblosen Wissens, in das er ehedem aufgelöst war? Die Sehnsucht danach wäre eine Verleugnung aller menschlichen Gefühle. Wenn er aber dennoch die Geschichte der Vergangenheit zu seinem Studium machte, würde er anders können, als die sämmtlichen Hindernisse, welche ihm die freie Erkenntnis trüben, mit in sein Studium hineinzutragen? Er schreibt für die Menschen, die ihn umgeben und auf deren Beifall er hofft; seien es noch so wenige, deren Urtheil Werth für ihn hat. Er muß Partei nehmen: sein Vaterland und seine Familie zwingen ihn dazu. Während er sonst die Herzen der Menschen wie einen gläsernen Bienenkorb vor Augen hatte, wo er die Gedanken ein- und ausfliegen und arbeiten sah, muß er sie nun als Geheimnisse errathen. Abgerissene Briefe, unwahre Selbstgeständnisse, parteiisch gefärbte Berichte von Zeitgenossen, verdorbene, unvollendete oder falsch copirte Arbeiten ihrer Hand, kurz Fragmente von Denkmalen aller Art, aber lauter äußerliche Dinge bieten sich ihm dar, aus ihnen erbaut er einen neuen Menschen und stellt ihn hin, als wäre er so einmal lebendig gewesen. Der Geist, den er dieser Gestalt einhaucht, kann nicht tiefer sein als sein eigner. Eigenschaften, die das Original dieser Gestalt einst besaß, von denen aber der, der es nacherschaffen hat, nichts wußte, oder die er nicht verstand oder die er falsch verstand, kann er seiner neuen Schöpfung nicht verleihen, und wenn es ihm gelungen wäre, die innersten Gedanken des Originals auf irgend eine Weise zu erfahren: fehlte ihm die Fähigkeit, sie richtig zu empfinden, so nützen sie ihm nichts bei seiner Arbeit.

Jedes historische Werk ist die einseitige Ansicht eines beschränkten Menschen. Er kann der klügste seines Zeitalters sein, es wird dennoch eine Zeit kommen, wo sein Standpunkt ein veralteter ist und man ihn überblickt, weil nach ihm Viele kamen, welche die Menschheit sehender und klüger machten. Er schreibt das wenige, das ihm die Denkmale der vergangenen Tage, die er oft nicht einmal versteht, andeuten, so wahrhaft nieder als ihm Vaterland und persönliche Verhältnisse gestatten, und wie er glaubt, daß es am besten von denen verstanden werde, die seine Schrift lesen. Er wird wissentlich vieles verschweigen und oft das wichtigste. Ein Geschichtswerk, das uns etwa den Schimmer eines gleichsam photographischen Abbildes der Zustände, die es behandelt, gewähren wollte, ist ein Widerspruch. Man kann nicht abbilden, was man körperlich nicht vor sich hat. Man würde es vielleicht gekonnt haben, wenn man damals, wo die Dinge im Entstehen waren, ein mechanisches Mittel besessen hätte, das geistige Leben so zu fixiren, wie man jetzt ein Mittel hat, den körperlichen Schein momentan scheinbar festzuhalten. Wer heute das Vergangene schildert, stellt nur das dar, was sich in seinem Geiste bildete, indem er die Denkmale jener Zeit auf sich wirken ließ. Es handelt sich nicht darum, ob das so gewonnene Bild den Ereignissen mathematisch gleiche, sondern ob es eigenthümliches Leben besitze und zu etwas nütze sei. Wir acclimatisiren Pflanzen und Thiere aus andern Ländern und Himmelsstrichen. Es kommt uns nicht darauf an, daß sie sich bei uns genau so entwickeln wie in ihrer Heimath. Boden, Licht und Witterung werden sie ganz anders aufwachsen lassen als bei uns. Es fragt sich für uns nur, ob sie überhaupt fortkommen und dadurch einen Nutzen haben. Die Geschichte Roms, die heute geschrieben wird, hat wenig mit dem alten Rom zu schaffen. Jedes Land, jedes Zeitalter, ja jeder andere Gelehrte wird sie anders auffassen. Ihr Autor

las und sah was übrig blieb, er empfand was ihm Vaterland und Erziehung als Ideal in die Seele legen, es entstand eine Anschauung daraus, die er niederschrieb; wie ist es möglich, daß sie ein farbloses Bild der Zustände vor tausend Jahren sei? Geschichte zu schreiben, ist eine künstlerische Thätigkeit wie Malerei, Sculptur und Poesie. Raphael stellte nicht dar, was er vor sich hatte. Man vergleiche seine Studien des Nackten und der Gewandung mit den Gestalten selbst, zu denen sie ihm dienten: er vollendete mit ihrer Hülfe das Bild nur, das ihm noch nicht deutlich genug vor der Seele stand, er versetzte es gleichsam mit der Natur, wie man Kupfer zum Golde hinzuthut, um es ausprägen zu können. Der Geschichtsschreiber kennt die Facta, er lebt, er hat gewisse Sätze durch seine Erfahrung gewonnen, deren Wahrheit seiner Meinung nach dem Volke nützlich ist, sie sind die Hauptsache, und die Geschichte, die er schreibt, ist nur ein Beweis für sie. Wer anders Geschichte schreibt, wird wüste Haufen scheinbar richtiger Thatsachen aufschichten, für deren Wahrhaftigkeit keine Gewähr gegeben wird. Denn Thatsachen, in die nicht eine bestimmte Idee hineingelegt wird, sind gar keiner Darstellung fähig, weil sie außer aller Erkenntnis liegen.

Der Maßstab der menschlichen Handlungen ist der Mensch selber. Besteht doch für manche Menschen unter uns die Geschichte nur in der Aufzählung ihrer Vorfahren; selbst ob sie böse oder gut waren, ist ihnen dabei gleichgültig, wenn nur die Namen vorhanden sind. Die Aegypter begnügen sich mit den Reihen der Könige und ihrer Regierungsjahre, die Juden mit der einfachsten Genealogie. Jedes Volk schreibt seine eigne Geschichte bis eins mit ihm in Berührung kommt, von dem es geistig überragt wird, dessen Vorurtheile eine edlere Basis haben als die seinigen. Heute stehen unter den Völkern die Deutschen am höchsten. Ein Deutscher, der die Geschichte Frankreichs schreibt, die Italiens, die Rußlands, die

der Türkei: darin findet kein Mensch etwas ungehöriges, etwas sich widersprechendes; aber ein Russe, Türke, Franzose, Italiäner, die über Deutsche Geschichte schreiben wollen! Und wenn das Buch einigen Unschuldigen imponiren sollte, weil es in einer fremden Sprache geschrieben ward, so braucht es nur übersetzt zu werden. Ein Russe hat über Mozart, und durch den Erfolg seiner Arbeit gehoben, auch über Beethoven geschrieben. Ist das Mozart, das Beethoven? Musik scheint doch eigentlich kein Vaterland zu haben. Diese beiden Leute sind zwei Componisten, deren einer Mozart's Werke schrieb und der andere die Beethoven's, aber sie selber haben nichts gemein mit dem Buche und dessen Urtheilen. Ist das Goethe, über den Lewes zwei Bände geschrieben hat? Ich dächte, wir kennten ihn anders. Der Goethe des Mr. Lewes ist ein wackrer englischer Gentleman, der zufällig 1749 zu Frankfurt auf die Welt kam und dem Goethe's Schicksale angedichtet sind, so weit man sie aus erster, zweiter, dritter, fünfter Hand empfangen hat, der außerdem Goethe's Werke geschrieben haben soll. Das Buch ist eine fleißige Arbeit, aber von dem Deutschen Goethe steht wenig darin. Die Engländer sind Germanen wie wir, aber sie sind keine Deutschen, und was Goethe uns war, das empfinden wir allein. Macaulay schreibt einen Essay über Friedrich den Großen. Ist das der König, dem Deutschland seine Größe verdankt? Fast sollte man es glauben, so natürlich tritt er auf, aber man betrachte den englischen Friedrich näher: es ist ein verzwicktes Lordsgesicht mit Schnupftaback an der Nase und in der schlechtesten Gesellschaft lebend, ein Mensch ohne Einheit und Moral, der aus den trivialsten Gründen einen räuberischen Krieg gegen Oesterreich anfängt, ins blaue hinein fortsetzt und ihn durch reinen Zufall gewinnt, was er eigentlich gar nicht verdient hätte. So lernen wir plötzlich den Helden kennen. Unsere Begeisterung beim Gedächtnis seines Lebens ist ein nationaler

Irrthum. Seine Tugenden sind die vergötterten Schattenseiten eines Tyrannen. Er war kein gewaltiger Monarch, der mit edler, gerechtfertigter Anstrengung seines Landes und damit Deutschlands angefressene Ehre wieder gesund machte, sondern nur, wie Lord Byron von Blücher in Bezug auf Napoleon schrieb, ein Stein, über den Oesterreich stolperte und ein Bein brach.

Macaulay's Schrift ist die Recension eines 1842 in London erschienenen Buches: Frederic the great and his Times. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell, Esq. 2 vols. 8°. „Dies Werk," beginnt er, „das die große Ehre hat, durch den Verfasser von Lochiel und Hohenlinden in die Welt eingeführt zu werden, ist eines so ausgezeichneten chaperons nicht unwürdig. Es will in der That nicht mehr sein als eine Compilation, aber es ist eine ungemein unterhaltende Compilation, und wir erwarten mit Vergnügen seine Fortsetzung. Die Erzählung geht einstweilen nur bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges, hört also auf, ehe die interessantesten Ereignisse von Friedrich's Regierung ihren Anfang nehmen."

Macaulay gibt nun einen kurzen Abriß der Geschichte des Königreichs Preußen. Friedrich's Großvater macht sich zum Könige und zugleich lächerlich in den Augen Europa's. Sein Sohn und Nachfolger ist ein brutaler Tyrann. Friedrich, zuerst von ihm unterdrückt, sobald er den Thron bestiegen hat, nimmt alle die übeln Eigenschaften des Vaters an und wird ein noch ärgerer Tyrann als dieser. Er ist geizig und lasterhaft, sein Hof eine Carricatur, mit französischen Mittelmäßigkeiten oder Schelmen bevölkert. Es gab überhaupt nur zwei Wesen in seiner Nähe, die menschlich waren: Lord Marishal und dessen Bruder, zwei Engländer. Friedrich ist ein geschmackloser Versefabrikant. Er fängt ohne einen Schein von Recht Krieg mit Oesterreich an, recrutirt seine Armee auf

die verwerflichste Weise, verschlechtert das Geld, bezahlet niemanden als seine Soldaten, und siegt zuletzt weil durch allerlei Zufälle die politische Conjunctur Europa's den Frieden forderte. Dies ist der Inhalt des Buches. Friedrich wird freilich dabei der größte aller Könige genannt, welche je durch Geburt und Recht auf den Thron gelangten, sein praktisches Talent, sein Scharfblick und andere Vorzüge werden gelobt, sogar bewundert, der Eindruck jedoch, mit dem man das Buch beendet, ist der, daß der berühmte Monarch ein verabscheuungswürdiger Mensch sei. Man sieht nirgends auf den ersten Blick, daß Macaulay Thatsachen verfälscht oder die Gerechtigkeit verleugnet habe, und möchte doch alles, was man gelesen hat, falsch und unwahr nennen.

Man kann von einem Engländer, welcher in einem englischen Journal dem englischen Publikum ein englisches Buch anzeigt, nicht verlangen, er solle dem preußischen Patriotismus schmeicheln oder ihn nur berücksichtigen. Man könnte nicht einmal beanspruchen, daß er bei der größten Unparteilichkeit den preußischen Gesichtspunkt zu dem seinigen mache. Die Engländer halten die andern Völker für eine Sorte von Barbaren. Sie achten und hassen wer sich gegen sie auflehnt, wer sich ihnen unterordnet, den verachten sie eher als daß sie ihn lieben. Damals, als Macaulay seinen Essay schrieb, war England Oesterreich weniger entfremdet als heute, Preußen aber ein Gegenstand seiner Abneigung und Eifersucht, für deren tief eingewurzeltes Bestehen wir überall Beweise finden. England kann seiner ganzen Stellung nach keine aufrichtige Freude an der Entwickelung des norddeutschen Wohlstandes haben. Im letzten Kriege haben die Engländer den dänischen Kreuzern die Deutschen Schiffe signalisirt. Man kennt ihre Politik gegen Schleswig-Holstein und ihr Entgegenarbeiten gegen die Anstrengung Preußens, eine Marine zu schaffen.

Diese Feindschaft, wenn wir es so nennen dürfen, ist ein

Produkt der Verhältnisse und des Volkscharakters. Es ist keine absichtliche Malice, sondern ein natürliches Gefühl, das im Verschwinden begriffen ist, weil sich die Verhältnisse ändern. Immer mehr beginnt die Antipathie nachzulassen. Norddeutschland und England haben so viel gemeinsame Interessen, sind in so vielen Punkten aufeinander angewiesen, daß trotz aller Eifersucht Engländer und Deutsche immer mehr zusammen kommen werden, ebensogut als Amerika und England trotz der Grobheiten und Feindseligkeiten, die man einander zufügt, sich immer mehr nähern, denn England, Amerika und Deutschland sind dazu da, die Erde zu beherrschen. Wie früher der romanische Begriff des Königthums in Europa durchgedrungen war, so ist es heute der Zug nach dem germanischen Begriff der Freiheit, der den Völkern eine neue Gestalt verleiht. Daß es so sei, ist uns endlich zum Bewußtsein geworden, und die Opposition hört auf. Macaulay aber schrieb seinen Essay sechs Jahre vor dem Jahre achtundvierzig, zu einer Zeit, wo Louis Philipp König, und die Welt alt und abgelebt war; heute ist sie jung und energisch. Romanisches Recht, romanische Religion, romanische Litteratur düngen den Boden nicht mehr, auf dem die weltbewegenden Thaten aufwachsen. Von jeher hat die Deutsche Nation sich gegen diese Einflüsse gestemmt. Die Reformation war der erste Schritt, der gethan ward; durch den dreißigjährigen Krieg wurden die Dinge wieder in das alte Fahrgeleise gebracht. Friedrich des Großen Siege waren der zweite Schritt; durch Napoleon schien auch er zunichte gemacht. Da kamen die Freiheitskriege, die Wage blieb schwankend, bis endlich die Dinge sich von selbst gestalteten, wie die innere Nothwendigkeit es verlangte. Die ungeheuren Anstrengungen Ludwig Napoleon's und die der italiänischen Kirche, gegenüber dem ruhigen Fortarbeiten der germanischen Stämme und ihres Glaubens erscheinen vielleicht Vielen grade wie eine abermalige Umkehr der Dinge.

Allein dies ist nur scheinbar. Man lasse Oesterreich, Rußland und Italien mit Eisenbahnen durchzogen sein, und in diesen Ländern wird sich die germanische Unabhängigkeit festsetzen.

Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dichtete so, philosophirte so und sprach im Sinne der voltairischen Schule über die Kirche. Nirgends aber hat er die Katholiken vertrieben, oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südliche Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich heute noch im Ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber. Glaube aber niemand, die italiänische Kirche sei dieselbe mit der süddeutschen. Von Rom aus gesehn ist ganz Deutschland protestantisch. Spräche man dort Deutsch statt Latein und Italiänisch, so würden wir es alle längst wissen, denn es handelt sich um Nationalitäten, nicht um Glaubensunterschiede. Die Romanen verlangen eine Formel und einen Tyrannen. Sie fragen nicht, wodurch bist du ein Ketzer, sondern nur, bist du ein Ketzer oder nicht? Bist du kein Ketzer, so magst du thun was du willst, es schadet nichts; bist du ein Ketzer, so magst du thun was du willst, es hilft dir nichts. Aber die bloße Frage schon nach diesen Dingen, die leiseste Controle des inneren, geistigen Lebens ist dem Deutschen gründlich verhaßt, mag er nördlich oder südlich vom Maine geboren und erzogen sein. Der äußerliche gewaltsame Einfluß auf Glauben und Unglauben ist seit dem sechzehnten Jahrhundert, seitdem die Spanier das Papstthum reformirten, von der italiänischen Kirche zu einem durchdringenden Systeme der Polizei ausgebildet worden. Dagegen war Friedrich's Haß gerichtet. Er haßte den Fanatismus. Darin lag der Grund, weshalb seine Kriege populär waren. Norddeutschland sollte einen Umfang erhalten, der es in den

Stand setzte, sich gegen das romanische Süddeutschlan gewichtiger zu behaupten, deshalb nahm er Schlesien, in dem zwei Drittel der Bevölkerung protestantisch waren, und deshalb behielt er es. Macaulay nennt seinen Angriff eine grobe Verrätherei und setzt hinzu, unter dem Gesichtspunkte, daß der Streit nicht allein ein österreichisch-preußischer gewesen sei, sondern ein Angriff gegen die ganze Gemeinschaft der gebildeten Völker, verdiene er mit einem noch schärferen Verdammungsurtheile belegt zu werden. Wenn ein Vertrag wie die pragmatische Sanction, der Angesichts Europa's aufgestellt und garantirt worden sei, Maria Theresia nicht habe schützen können, was dann überhaupt für ein Rechtstitel genügend sei, um gegen willkürliche Eingriffe zu schützen. Friedrich habe ja selbst gesagt, Ehrgeiz, Eigennutz und die Lust, in den Mund der Leute zu kommen, hätten ihn bestimmt, den Krieg anzufangen. Alle Ansprüche Preußens auf Schlesien seien künstlich hervorgesuchte Scheingründe. Und nun beschreibt er die schöne junge Kaiserin, blaß von ihrer ersten Niederkunft, den Prinzen auf dem Arme, und in Thränen Schutz verlangend von ihrem Volke, das begeistert in den Ruf ausbricht: rex nostra Maria Theresia!

Wir haben von Macaulay weder preußische noch protestantische Sympathien verlangt, allein die Art, wie er die schöne, unschuldige, verlassene Frau dem atheistischen, geschmacklosen, eitlen Manne gegenüberstellt, zeigt, daß er nicht nur Vorliebe für Oesterreich hatte, sondern auch für die Person Maria Theresia's; und hierin stimmen wir ihm Alle bei, sie war eine ausgezeichnete Frau, auf die Deutschland stolz ist. Doch Macaulay geht noch weiter, Friedrich's Persönlichkeit ist ihm zuwider, und sobald dies einmal erkannt ist, verliert seine Schrift die Weihe der Unabhängigkeit, die sie dann noch immer gehabt hätte, wenn er nur seine Sympathie walten ließe. Damit aber büßt sie zugleich den größten Theil ihres Werthes ein. Es ist wahr, man ist im allgemeinen so sehr

daran gewöhnt, über Friedrich den Großen im preußischen Sinne zu lesen, daß es nützlich wäre, wenn ein im europäischen Sinne abgefaßtes Urtheil ins Publikum dränge. Tritt aber ein Buch mit dieser Prätension auf, oder legt man ihm nur diese Prätension bei, und erfüllt es sie nicht, so muß es zurückgewiesen werden, und man darf auch die Gründe nicht verschweigen.

Nehmen wir an, Friedrich's Rechte auf Schlesien wären noch weit augenscheinlicher gewesen als sie waren, nehmen wir an, man hätte ihn obendrein gereizt, und sein Einfall in das Land wäre kein unerwarteter gewesen: hätte er heute so gehandelt, man würde ihm dennoch gerechte Vorwürfe zu machen haben. Graf Gotter, den er nach Wien sandte mit Krieg oder Frieden in der Tasche, kam dort zwei Tage nach dem Einmarsche der Preußen in Schlesien an. Friedrich erzählt das selbst. Dem österreichischen Gesandten, der von Berlin aus den bevorstehenden Krieg nach Wien meldete, antwortete die Kaiserin, wir können und wollen so etwas nicht glauben. Friedrich's That war also wirklich ein kompletter Ueberfall in Friedenszeiten.

Glaubte Sardinien etwa heute irgend welche Ansprüche auf die Lombardei zu besitzen, und ehe es nur in Wien angefragt hätte, ob man sich friedlich mit ihm einigen wollte, wäre es mitten im Frieden ins Kaiserthum eingebrochen: dies würde ein Attentat auf ganz Europa und mit Macaulay zu reden, nicht nur eine gross perfidy gegen Oesterreich sein, sondern gegen die community of civilized nations. Aber der schlesische Krieg ward vor hundert Jahren geführt. Sechzig Jahre früher besetzte Ludwig der Vierzehnte mitten im Frieden Straßburg. Das war eine grobe Verrätherei gegen Deutschland, nicht aber gegen die europäische Ruhe. Denn dem Franzosen gelang der Streich, und die Schmach fällt auf Deutschland, das es sich gefallen ließ. Ludwig war damals der

mächtigere. Er wußte, man würde deßhalb nicht den eben geschlossenen Frieden wieder brechen.

Ebenso war Friedrich's Angriff zu seiner Zeit kein Attentat, sondern eine Herausforderung. Er griff den mächtigeren Staat an und wollte den Krieg. Der König von Preußen war dem übermüthigen französischen Adel immer noch der Marquis de Brandebourg, ein armer Parvenu ohne Ansehn. Schon Friedrich's Vater hatte Kriege gesucht, um dem preußischen Namen Gewicht zu geben. Seine Spielerei mit den Truppen war die nützlichste, die er treiben konnte. Friedrich hatte nun eine Armee zu seiner Disposition. Er war jung. Ehrgeiz hat man nie einem Herrscher zum Vorwurf gemacht, weder Alexander, noch Cäsar, noch Napoleon. Er war der schwächere. Er mußte sich jeden Vortheil zu Nutze machen und that es. Oesterreich durfte keinen Tag gewinnen, um Vorbereitungen zu treffen. So rückte er in das Land ein und besetzte es. Seine Art anzugreifen hat noch den Anstrich der mittelalterlichen Art, sich den Krieg zu machen, so rückten die Könige von Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig in die Länder, man nahm seinen Vortheil wahr und hatte Lust am Kriege. Man übertrug niemals die Begriffe von Treue und Ehrlichkeit, wie sie im bürgerlichen Verkehre galten, auf die Verhältnisse der Politik. Noch heute thun es die Völker nicht gegeneinander. Sie bleiben immer wie wilde Thiere, sie fallen sich an, und das schwächere unterliegt. So war es von ewigen Zeiten her. Friedrich fühlte, daß er und sein Land nicht in dem Ansehn standen, das sie ihrer innern Kraft nach verdienten. Er brach die Gelegenheit vom Zaune, um zu zeigen, wer er sei. Heute wäre es eine Tollkühnheit vielleicht, aber selbst heute nicht eine gross perfidy, wenn er seine Sache durchsetzte. Er fühlte sich und verlangte Raum. Er überfiel seine Gegner nicht wie ein Wolf eine Heerde Schafe, sondern reizte einen gewaltigen Feind zum Kampfe. Friedrich

war der Sohn des Mannes, den Georg der Zweite den frère caporal, den roi des grands chemins und archisablier de l'Empire romain genannt hatte, den man mit der tiefsten Verachtung von Seiten der alten Höfe behandelte, dessen Officiere und Unterthanen man diese Verachtung fühlen ließ. Nun kam er zur Regierung und wollte Genugthuung. Er suchte einen Vorwand. Er wollte einen Rang einnehmen, der ihm nicht bloß mit vornehmer Herablassung eingeräumt würde. Das ist der Grund, warum er den Krieg anfing, so spricht er ihn in der Histoire de mon temps offen aus, und Macaulay hätte ihn ebenfalls anführen können, selbst ohne darum weniger scharfe Worte zu gebrauchen. Niemals waren Ehrgeiz, Interesse und der Wunsch, von sich reden zu machen, so berechtigt als diesmal. Und Friedrich war der Mann, um sie durchzufechten.

Von alledem erwähnt Macaulay aber nichts. Er gibt ein Bild der europäischen Politik, von der geistigen Stellung der Mächte redet er nirgends. Ueberall nur Zufälligkeiten. So wenig man denen beizustimmen braucht, die in jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht einen Fingerzeig des Himmels sehen, so trostlos ist doch die Ansicht, daß die Weltgeschichte ein Gewebe von Zufällen sei, und das einzige Ziel eines Volkes, sich so komfortabel als möglich einzurichten. Es gibt ein ideales Wachsthum der Nationen, und Friedrich der Große hat unendlich beigetragen zu dem unsrigen.

Noch offenbarer wird Macaulay's persönliche Abneigung gegen den König durch die Art, wie er von seiner Jugend bis zur Thronbesteigung redet. In Rheinsberg wird gut gegessen und getrunken und romantisch-litterarische Ritterspielerei getrieben. Als der Kronprinz dann König wird, dankt er seine Genossen ab, wie Heinrich der Vierte Falstaff und Compagnie. Macaulay hätte noch viel schlimmere Dinge erzählen können. Daß Friedrich die ökonomischen Rechnungen,

die er seinem Vater vorzulegen hatte, sich von andern anfertigen ließ und sie für eigne Arbeit ausgab, daß er beim österreichischen Gesandten heimlich die Summen borgte, die er bedurfte, daß er fast in Verzweiflung geräth, als der König todtkrank wird und sich plötzlich wieder erholt — allein weder diese Züge noch die von Macaulay angeführten berühren das, worauf es bei der Beurtheilung des Kronprinzen ankommt. Zwar wird gesagt, daß er von seinem Vater mißhandelt ward, die Sache aber von der genrehaft komischen Seite genommen. In ihr lag der erste Grund all des Unglücks, das Friedrich innerlich erlebte. Er war an sich eine starre Natur, die man durch falsche Behandlung aufs äußerste brachte. Sollte von Rheinsberg gesprochen werden, so mußte seine Heirath dargestellt werden, wie er sich vergebens dagegen sträubte, wie er gezwungen ward; wie er von Anfang an Spione um sich hatte, die ihm Freundschaft heuchelten und dann dem alten Könige nach Berlin berichteten; wie man das böse Verhältniß zwischen Vater und Sohn schändlich ausbeutete und die Wunde unheilbar machen wollte. Dies ist geistig der Inhalt jener Jahre, es konnte und mußte hervorgehoben werden. Niemand, der die Verhältnisse von Rheinsberg genauer betrachtet, wird den Eindruck empfangen, als sei Essen und Trinken da die Hauptsache gewesen.

Dort war es, wo der Kronprinz seinen Aufsatz Considérations sur l'état présent du corps diplomatique de l'Europe und den Antimachiavel schrieb, zwei höchst bedeutende Arbeiten, in welchen wir die Grundzüge von Friedrich's späterer Politik ausgesprochen finden. Die erste entwickelt das Bild des damaligen Verhältnisses der europäischen Mächte zu einander; ihr Kern ist der Beweis, wie Oesterreichs Bestreben darauf gerichtet sei, die Deutsche Kaiserwürde, welche von der freien Wahl der Fürsten abhängig war, zu einem erblichen Prärogative des Hauses Habsburg zu machen. Der Anti-

machiavel, dessen Erscheinen ungemeines Aufsehn erregte, ist keine wissenschaftliche Würdigung und Widerlegung der Sätze des florentiner Diplomaten, der nur ein Bild seiner eigenen Erfahrung und keine Norm für die Politik aller Zeiten aufstellen wollte, vielmehr haben wir dies Buch als die erste von einem Deutschen Fürsten ausgehende Opposition gegen das System, nach welchem damals regiert oder geherrscht wurde, zu betrachten. Bei Machiavell ist der Fürst mit seinen Interessen, seiner gloria und seinen Reichthümern der Mittelpunkt, um den sich das Geschick der Unterthanen dreht: Friedrich sagt, daß das Wohl des Volkes dieses Centrum sein müsse. Diese Wiedererweckung der alten germanischen Lehre vom Verhältnisse des Fürsten zum Volke geht von Preußen aus und kam in Preußen zum erstenmale zur Anwendung. Die tausend niederträchtigen Schachzüge zwischen Herrscher und Unterthanen, welche Machiavell als zu seiner Zeit allbekannte und allgeübte Maximen aufzählt, von denen er keine erfand, die er nur in eine Art von Zusammenhang brachte, waren seit dem 16. Jahrhundert zu einer gemeinen Praxis der Fürstenhäuser geworden, deren Immoralität Friedrich's Herz empörte. Er griff Machiavell an, um einen Gegner zu nennen, im Herzen aber meinte er das romanische System der Regierungen ringsumher, und so ward auch das Buch aufgenommen. Heute bemerkt man nur die Punkte, in denen er Machiavell mißverstand, der übrigens weder als Mensch noch als politischer Charakter groß war und von den Zeitgenossen weniger geachtet als von späteren Generationen seines Scharfsinnes wegen bewundert ward. Macaulay's berühmter Essay über Machiavell enthält hierüber unrichtige Ansichten, welche aus der offenbaren Unbekanntschaft des Autors mit den Quellen der florentinischen Geschichte entsprungen sind.

Ueber die Rheinsberger Freunde Friedrich's geht Macaulay rasch hinweg. Man könnte es in dem auf das unum-

gänglichste beschränkten Essay nicht verlangen; aber wo ein Satz von zehn Reihen steht, nur um die Enttäuschung Einiger auszumalen, welche nach der Krönung Friedrich's das gelobte Land erreicht zu haben glauben, und die er mit den scharfen Worten: „Es hat nun ein Ende mit diesen Narrheiten!" aus ihrem Traume unangenehm aufschreckte, da wäre auch noch Raum gewesen für einige Andre, die ein andres Schicksal hatten. Aber jene Einigen bilden eine gar zu passende Staffage zu den Diners und Soupers von Rheinsberg, als daß Macaulay durch die Nennung derer, die mit dem Kronprinzen dort aßen und tranken, mit dem Könige aber in späteren Zeiten siegten und an seinem Ruhme Theil nahmen, seinem Gemälde die Einheit hätte rauben dürfen. Friedrich, den er als den Filz aller Filze darstellt, ließ diese Männer keineswegs darben. Kurd von Schlözer hat in seinem Chasot den Rheinsberger Kreis dargestellt. Daß diejenigen, welche das beste vom Kronprinzen hofften, einen Telemach à la Fénélon in ihm erwartet hätten, ist eine wunderliche Aeußerung des englischen Autors. Friedrich trat mit achtundzwanzig Jahren die Regierung an. Seine politischen Grundsätze hatte er ausgesprochen. Sein Charakter war fertig, und seine Freunde kannten ihn zu gut, um dergleichen zu erwarten. Andre, fährt Macaulay fort, glaubten an das Hereinbrechen eines mediceischen Zeitalters, günstig für Litteratur und Lustbarkeiten. Wer so dachte, täuschte sich für den Anfang auch keineswegs. Denn es ist falsch, wenn, wie hier geschieht, behauptet wird, Friedrich sei, sobald er die Krone angerührt, augenblicklich ein ganz andrer Mensch geworden, den der Geist einer ungeheuren Knauserei über Nacht anflog, wie eine plötzlich ausbrechende ererbte Krankheit. Alles, was er als Kronprinz geliebt und gesagt hat, soll er mit einem Male vergessen oder vernachlässigt haben. Persönliche Erfahrungen, seine Kriege besonders, machten ihm allerdings ein zu großes Mediceisiren unmöglich. Bis in

sein spätestes Alter blieb er jedoch den Künsten und Wissenschaften anhänglich und gab viel Geld dafür aus. Daß er mit seinem Geschmacke nicht das Reinklassische traf, daß er selbst dilettantisirend in Poesie und Gelehrsamkeit eingriff, besonders auf dem Gebiete der Medicin (was dem Aufspürer seiner Schwächen entging), war eine Schwäche, aber eine Schwäche seiner Zeit. Die gedruckte Correspondenz mit den tüchtigsten Leuten beweist, daß es ihm stets ernsthaft um die Sache und um die tüchtigsten Männer zu thun war. Ja, neben seinem Eifer für das wirklich nützliche, fördernde in Kunst und Wissenschaft erscheint sein eigenes Verseschreiben als eine unschuldige Privatunterhaltung, um so unschuldiger, als er ihretwegen nie eine Minute Zeit den Staatsgeschäften entzog oder durch den Druck seiner poetischen Episteln nie die Schmeichelei des Publikums herausforderte*). Jetzt, wo man alle diese Papiere aufgetrieben hat und abdrucken ließ, hat es einen andern Anschein. Was der König zu seinen Zeiten in die Welt schickte, sind Sachen vom gewichtigsten Inhalte. War er wirklich eitel darauf, wie Macaulay versichert, als ein großer Schriftsteller auf die Nachwelt zu kommen, so hat er es sich wenigstens Mühe kosten lassen. Seine Schriften sind ausgearbeitete Werke, bei deren Abfassung er die Nation im Auge hatte, der er nützen wollte, wenn nebenbei auch die Nachwelt, so täuschte er sich darin nicht. Wem der Stil und das Französisch seiner Werke nicht zusagen, der kann dennoch für die Klarheit, mit welcher er die Materien ordnet, und die Einfachheit nicht blind sein, mit der er sie zu erzählen weiß, für die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine eigenen Fehler bespricht.

Keiner, sagt Macaulay (ich komme noch einmal auf die

---

*) Nur einige Poesien der ersten Zeit ließ er für den engen Kreis seiner Freunde drucken.

Erwartungen zurück, die man bei der Thronbesteigung vom Könige hegte), hatte die leiseste Ahnung, daß ein Tyrann von außerordentlichen militärischen Fähigkeiten, von noch größerem Talente für die Verwaltung, ohne Furcht, ohne Treue und ohne Erbarmen die Regierung angetreten habe.

Dieser Satz ist die Essenz seiner Schrift. Daß ein Mann wie Macaulay immer spannend bleibt, daß seine Darstellung der schlesischen Feldzüge und des siebenjährigen Krieges ein ausgezeichnetes Darstellungsvermögen bekunden, brauche ich denen nicht zu sagen, welche den Essay gelesen haben. Des Autors Stärke liegt in solchen rapiden Ueberblicken ereigniß-reicher Zeiten. Es gibt nichts brillanteres als die Art, wie er die Eroberung Indiens durch Lord Clive darstellt. Man schreitet neben dem Helden her und erlebt seine Siege mit. So auch mit Friedrich. Man sieht, wie ihn die eine Welle hebt und die andre sinken läßt, und wie er sich immer wieder mit freiem Blicke und stets erneuten Kräften über dem Wasser hält. Der Eindruck von Macaulay's Schreibweise ist hier ein ganz unfehlbarer. Um so mehr reizt sie zum Wider-spruch, wo sie dazu benutzt wird, Falsches und Nachtheiliges so hinzustellen, als sei es das Resultat der gewissenhaftesten Beobachtung.

Furcht und Mitleiden wollen wir den König einstweilen entbehren lassen. Von einem Feldherrn Mitleiden zu verlangen, wo ein Reich und die Ehre auf dem Spiele stehen, wäre zu viel verlangt. Niemals aber ist Friedrich Unmenschlichkeit vorgeworfen worden. Er hatte keine Kroaten und Panduren in seinem Heere. Er war hart gegen seine Leute, gegen seine eigene Familie, gegen seine Brüder am meisten. Die Weise, wie er den Prinzen Heinrich, einen ausgezeichneten Diplo-maten und Feldherrn, noch in den spätesten Zeiten behandelt, ist oft eine tiefbeleidigende. Dennoch bleibt auch hier sein Charakter stets verständlich, niemals handelt er aus grausamer

Laune, wie ein unmenschlicher Tyrann, nie eine Spur, daß ihm das Strafen Vergnügen gemacht habe, daß es ihm eine Genugthuung gewesen, den Menschen ins Herz zu schneiden. Man sieht oft deutlich, daß er nicht wußte, wie hart er war. Von den ersten Jahren an war er dazu erzogen worden. Härte und Mißtrauen ihm mit Gewalt in das Blut getrieben. Er war ungeheuer einsam von Jugend auf, er fand nie eine Seele, der er völlig vertrauen durfte. Selbst seiner Schwester nicht, die er so sehr liebte. Er sprach vielleicht niemals den tiefsten Inhalt seiner Seele aus, und wem das versagt bleibt, der ist unglücklich, auch wenn er sich daran gewöhnte. Es ist noch nicht die Zeit gekommen, um über Friedrich ganz frei urtheilen zu dürfen. Er steht uns noch zu nahe. Viele seiner schriftlichen Auslassungen sind noch ungedruckt. Wie aber auch die Zukunft sich über diese Dinge aussprechen wird, nie wird sie ihn einen Tyrannen ohne Scheu, ohne Treue und ohne Erbarmen nennen, wie Macaulay gethan hat. Weder in seinen öffentlichen noch in seinen Privatverhältnissen war er das. Nie hat er das Geschick eines Volkes an das seine gekettet und es dann kalt den Umständen hingeopfert. Nie hat er die Plünderungssucht seiner Truppen geweckt, um sie zur Tapferkeit anzureizen, nie die Unterworfenen gedrückt, um sich an ihnen zu rächen. Die Nothwendigkeit gebot ihm, Sachsen auszusaugen, aber seinen eigenen Ländern erging es nicht besser. Sie besaßen weniger und konnten weniger leisten. Er hat Brühl's Palais in Dresden zerstört, aber dies war eine wohlverdiente Strafe für des Grafen ränkevolle Politik. Ludwig Sforza und Cäsar Borgia waren Männer ohne Scheu, Treue und Barmherzigkeit. Niemand würde selbst Wallenstein so nennen, obgleich er auf unmenschliche Weise Krieg führte und im Verrath unterging, oder Ludwig den Vierzehnten, der auf die Pfalz eine Bande Tiger losließ, nur weil die Verwüstung des unschuldigen Landes politisch noth-

wendig erschien. Man rechnet es ihnen weniger an, da ihr Charakter in andern Richtungen zu bedeutend war, um im allgemeinen so harten Tadel zu verdienen. Treulos und ohne Erbarmen nennt man Fürsten, deren Handlungen in ihrer innersten Quelle daraus entspringen, daß ihnen Treue und Barmherzigkeit fehlt. Krieg zu führen, wo er sich noch vermeiden ließe, Krieg anzufangen, wo er durch keine Nothwehr gerechtfertigt war: vielleicht ließe sich philosophisch darüber streiten, wie man dergleichen zu beurtheilen habe. So viel aber steht fest, daß alle Völker von je her stolz waren auf ihre siegreichen Könige, und daß niemals dabei die Frage war, aus welchen Gründen sie Krieg anfingen.

Preußen hatte zu der Zeit als Friedrich Schlesien besetzte, zwischen 2 und 3 Millionen Einwohner, die Einkünfte betrugen 7½ Million. Die Armee war etwas über 83,000 Mann stark. Schulden hatte das Land nicht, wohl aber einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern. Die Besitzungen der Krone lagen jedoch zerstreut und der größere kompakte Kern ohne sichere Grenzen. Von den Truppen waren 26,000 Mann fremde, angeworbene Leute. Preußen besaß weder Sachsen, Schlesien, Pommern, Posen, noch die Rheinlande. Oesterreich aber, das Friedrich angriff, besaß Schlesien, die niederländischen Provinzen und seinen Einfluß auf das Reich in andrer Weise als heute. Kur-Köln, Mainz, Trier, Bayern, alle mit bedeutenden Contingenten standen ihm zu Gebote; damals handelten die Fürsten mit ihren Regimentern, wie Ochsentreiber mit ihren Heerden*). Wäre Friedrich unter einer solchen Uebermacht, die er sich auf den Leib hetzte, unterlegen, so hätte man von Unvernunft reden können. Aber er gewann

*) L'électeur de Cologne entretenait 8 à 12,000 hommes, dont il trafiquait comme un bouvier avec ses bestiaux. Hist. de mon temps I, 28.

seine Sache. „Preußen war, dies sind seine Worte, eine Art Hermaphrodit, mehr Kurfürstenthum als Königreich. Es war eine ruhmvolle Aufgabe, endlich zu entscheiden, was es von beiden sein sollte, und das Bewußtsein von dieser Nothwendigkeit eins von den Gefühlen, welche sicherlich dem Könige Kraft gaben zu der großen Aufgabe, die er sich stellte.“ Friedrich redet wie Cäsar stets in der dritten Person von sich.

Er wollte die Zeichen der Mißachtung, welche sein Vater ruhiger hingenommen hatte, nicht länger ertragen. „Sie lehrten ihn, daß er seiner Person und besonders seiner Nation den nöthigen Respekt verschaffen müsse, daß die Mäßigung eine Tugend sei, welche die Staatsmänner nicht zu weit treiben dürfen, denn die Verderbtheit aller Verhältnisse läßt dies nicht zu, und daß es schließlich, da nun ein Regierungswechsel eintrat, gerathener sei, Kraft statt Nachgiebigkeit zu zeigen.“ Am Ende seiner Kriege war Preußen nicht mehr ein verachteter Eindringling unter die Königreiche, sondern ein gefürchteter Genosse, ohne dessen Willen, was bereits zum Ueberdruß citirt worden ist, kein Schuß in Europa abgefeuert werden durfte.

War es möglich, diese Ansicht der Dinge so ganz außer Acht zu lassen, wenn Friedrich's Kriege gerecht beurtheilt werden sollten? Macaulay ignorirt sie völlig. Er hebt die einzelnen Eigenschaften des Königs scharf heraus, nirgends zeigt er den Punkt, indem sie sich vereinigen, die Genesis, durch die sie gerechtfertigt werden. Er sagt, die Eigenschaften seines Vaters wären bei ihm wieder durchgebrochen. Es ließe sich das vielleicht durchführen, aber was will es bedeuten, bei einer so großen, so eigenthümlichen Individualität nur auf die einseitige fatalistische Erbschaft der Natur hinzuweisen, wenn die Ereignisse, welche sie formten und so formen mußten, deutlich vorhanden sind? Macaulay hat nur Augen für das Genrehafte in der Erscheinung des Mannes. Der einzige,

beschmutzte, abgetragene Rock, der Schnupftabak, der Krückstock, mit einem Worte das, was dem Publikum auf der Straße auffällt, was man im Wachsfigurenkabinette sieht, schildert er sehr leibhaftig, vom Menschen aber schweigt er. Ich glaube am Ende, es geschah dies nicht nur aus bösem Willen. Für Macaulay sind überall, wo er Menschen schildert, ihre Kleider ein großer Theil ihrer Seele. Er malt gern große pompöse Versammlungen wie Biesve und Gallait. Er ist ein glänzender Advokat für oder gegen eine Persönlichkeit; seine Sätze haben etwas vom Plaidoyer, das die Geschworenen bewegen soll, im Augenblicke Ja oder Nein zu sagen. Sein Essay über Friedrich den Großen ist gegen den großen König gerichtet. Keine falschere Methode, als demjenigen, gegen den man die Richter einnehmen will, nicht alle Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Im Gegentheil, es könnte ja sonst den Anschein haben, als verlangte man mehr als ein unbestochenes Urtheil. Ich glaube, hätte Macaulay von vornherein gerecht urtheilen wollen, so hätte er die Redensart to do justice to the king niemals angewandt. So aber gebraucht er sie, und wenn man ihn bis zu Ende hat sprechen hören, ist man in der Stimmung, dem Angeklagten Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen und das Schuldig auszusprechen. Unter die niedrigsten Mittel jedoch, ein solches Verdict zu erzwingen, gehört der Kunstgriff, daß er gleich zu Anfang eine der infamirendsten Anklagen gegen das sittliche Leben des Königs erwähnt, und so alle dessen Handlungen von vornherein nur als die Thätigkeit eines vom blinden Schicksal mit Erfolg gekrönten verwerflichen Charakters hinzustellen versucht. Es kann nicht meine Absicht sein, den König hier zu vertheidigen; ich versuche nur, die Taktik seines Anklägers ein wenig zu erläutern.

Er hat seine Sache geschickt genug angegriffen. Er hat das Ansehen eines berühmten Historikers für sich. Bei uns wirkt das vielleicht noch unumschränkter als in seinem Vater-

lande. Jedoch dies allein war auch die Ursache, weshalb der Essay in unsern Augen Wichtigkeit hat, den sein Verfasser in einer Zeit schrieb, wo ihn bei uns Niemand beachtete, weil Niemand wußte, wer Macaulay sei. Jetzt sind seine Geschichte Englands und seine Essays überall verbreitet.

Die Frage, ob es erlaubt sei, die Geschichte zum politischen Gebrauche den Umständen nach zu benutzen, liegt anders bei uns als in England. Wir betrachten die vergangenen Dinge aus einer gewissen philosophischen Einsamkeit, wir nehmen Partei, aber wir gehören keiner Partei an, wie die Gegenwart sie bildet. Uns kommt es darauf an, die Wahrheit auszusprechen, nicht aber irgend jemand auf unsre Seite zu ziehen; es bleibt den Leuten selbst überlassen, wohin sie sich wenden wollen. In England jedoch sind von jeher die Vorrathskammern der Geschichte politisch ausgebeutet worden, und Macaulay hat es diesmal vielleicht ohne Arg gethan, selbst wenn er sich seiner Absichten bewußt war.

Hierdurch erklären wir den Leichtsinn, mit welchem er das Thatsächliche behandelt. Aber auch der ganze Ton, in welchem er sich ausspricht, wird weniger auffallend, wenn wir auf eine wunderbare geistige Eigenschaft der heutigen Epoche hinweisen. Unsre Zeit erkennt keine mythischen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfnisse des menschlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeisterung, deren Gefühle eine ewige Leidenschaft lenkte. Solche Gestalten sind aus dem Gebiete der Geschichte verbannt, kaum daß man sie in dem der Poesie noch duldet. Mit derselben Gelassenheit, mit der wir die Epochen der Bildung unseres Planeten beobachten, ziehen wir die Wurzeln der ältesten Völker aus dem märchenhaften Boden heraus, lösen die Erde von den feinsten Fasern und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Mommsen bläst den alten, grauen Nebel,

der auf den Sümpfen des Tiberufers ruhte, frisch beiseite, und wir sehen die Stadt des Romulus so einfach entstehen, wie wir heute eine Kaserne abstecken, ausgraben und aus den Fundamenten aufmauern sehen. Ob man vor zweitausend Jahren mauerte oder heute, es wird dieselbe Mühe und dasselbe Material gewesen sein, und ein vorweltlicher Elephant hungerte, fraß und verdaute nach denselben Gesetzen wie ein heutiger. Diese Art der Anschauung ist unsrer Denkweise so gemäß, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist.

Für Politik und Geschichte wurde sie in England zuerst am freiesten ausgebildet. In London sitzt ein Parlament, in dem von Königen und Kaisern die Rede ist, wie ehedem im römischen Senate. Ein Parlamentsmitglied dünkt sich einer von den Herren, die über Krieg und Frieden in der Welt gebieten, die andern Herren in Europa mögen danach ihre Entschlüsse fassen. Daher denn auch die Methode, sich gegen jedermann auf Du und Du zu stellen. Macaulay behandelt Friedrich den Großen vollständig als seines Gleichen, und seine Schule folgt ihm nach.. Cäsar und Pompejus, deren Fehler und Tugenden bisher mit einem Schleier verdeckt waren, durch den sie einen ungewissen poetischen Schimmer erhielten, sind jetzt Leute wie unser einer, man holt sie ans Tageslicht, klopft ihnen den Staub aus der Toga, putzt die verrosteten alten Waffen wieder glänzend und sagt ihnen ohne Umschweife ins Gesicht, wo sie sich gescheidt und wo sie sich albern benommen haben. Friedrich wird heruntergemacht, als wären die Dinge gestern geschehen, und ein Correspondent berichtete nach London darüber an die Redaktion seiner Zeitung.

Und wer will das verbieten? Waren es nicht sterbliche Menschen wie wir? Aßen, tranken, dachten, handelten, bereuten wie wir? — So fragt man und scheint den ungeheuren Unterschied ganz zu vergessen, daß wir leben und sie nicht mehr.

Die Jahre zwischen ihrer Zeit und der unsrigen sind ein Meer, über das keine Schiffe fahren. Das Leben eines gestorbenen Menschen entzieht sich dem Maßstabe, nach dem die Thaten der lebenden gemessen werden. Der Mythus ist kein künstlicher Rost, der das Aussehen der Dinge interessant machen soll, sondern die echte Patina, die wir nicht zerstören können, ohne die Sache selbst zu zerstören, deren Anhängsel sie nur zu sein scheint. Jeder gestorbene Mensch, und wenn er eben erst begraben wird, ist schon zu einer mythischen Person geworden; jedes Jahr, das nach seinem Tode verflossen ist, verstärkt den geheimnißvollen Glanz, der ihn umgibt. Was der Bildhauer im Momente thut, wenn er die Büste eines lebenden Menschen arbeitet, das vollbringt die Zeit langsam und allmählich an den Todten. Jemehr Zeit vergeht, um so allgemeiner werden die Züge des Bildnisses, das sie überliefert; je allgemeiner sie werden, desto schöner werden sie bei bedeutenden Menschen, während die der unbedeutenden Masse bald in nichts verschwimmen. Man kann sagen, ein großer Mensch sauge allmählich die gesammten Vorzüge einer um ihn her verschwindenden und vergessenen Generation in seiner Person auf. Bei einem Sterne kann man durch ein Fernrohr erkennen, daß er ein kleiner leuchtender Kreis sei, und daß die Strahlen, die wir mit dem bloßen Auge sehen, nur scheinbar sind; für die Menschen aber, deren Leben vergangen ist, gibt es solche Instrumente nicht. De mortuis nil nisi bene ist keine bloß gutmüthige Redensart, zu der ein allgemeines Mitleiden uns anregt. Jeder Mensch, sobald er todt ist, empfängt in Wahrheit einen Heiligenschein, und sein zerrissenes Dasein wird ein harmonisches Produkt vor unsern Augen. Was wir den Lebenden nie verzeihen, verzeihen wir den Todten. Ihre Fehler hören nicht auf Fehler zu sein, aber der Haß verstummt, mit dem wir sie verfolgen. Sie treten unter einen höheren Schutz, den zu mißachten unmenschlich wäre.

Dennoch liegt es zu nahe, eine Partei, die man bekämpft, auch dadurch anzugreifen, daß man sie im Rückblick auf die Kämpfe der Völker mit einer ehemals dagewesenen identificirt und nun auf diese symbolisch alle die Schläge fallen läßt, die man den lebendigen Gegnern zugedacht hat. Es ist ein politisches Recht, das sich die Gegenwart der Vergangenheit gegenüber anmaßt, niemals aber wird es in Deutschland anerkannt werden. Die Wissenschaft kann bei uns kein Mittel zu Parteizwecken sein. Wir sind das einzige Volk, das den Ereignissen gegenüber den idealen Standpunkt festhält und festhalten kann; wir haben dadurch leiden müssen, aber wir können ihn nicht aufgeben, denn er entspricht unsrer Natur und ist unser einziger Rückhalt. Ohne ihn wären wir wirklich so schwach und ohnmächtig, wie man uns oft genug versucht hat, uns selber darzustellen. In Deutschland wird man niemals in der Geschichtsschreibung einen einseitig politischen Parteistandpunkt dulden, sondern die Thaten der Völker so erfassen und beschreiben, wie sich am reinsten in ihnen die göttliche Kraft der Menschheit offenbarte.

Selbst Macaulay kann in manchen Fällen nicht anders. Ich nehme unter seinen Essays einen heraus, der geschrieben ist, um dem Andenken eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den er nicht mit dem kalten Blicke des Historikers betrachtet, welcher die Angelegenheiten eines fremden Landes bespricht, sondern der sein Landsmann war, dessen Gestalt er so rein und strahlend hinstellen möchte, als nur immer möglich. Wie aber stellt er Byron dar? Er führt auch diesmal wieder eine große Summe einzelner Eigenschaften auf, zeigt ihn in allen nur denkbaren Positionen und bleibt in der That stets so unbefangen, daß sich nirgends seine ruhige Betrachtung in Vorliebe verwandelt. Zuletzt aber sagt er: für uns ist er jetzt nur ein Dichter, jung, edel und unglücklich. So schreibt er frisch nach Byron's Tode und macht schon zu seinen Gunsten

Anspruch auf die verklärende Absolutionskraft der Geschichte, die er bei dem großen Könige ganz vergessen zu haben scheint. Wir haben sie nicht vergessen.

Indessen wie er auch über Friedrich geschrieben hat, wir machen ihm keine Vorwürfe darüber; wäre er ein Deutscher, so würde er anders geschrieben haben. Ich glaube seine Meinung steht selbst in England vereinzelt da und findet gerechten Widerspruch. Hätte aber ein Deutscher so wie er geschrieben, so würde man ihm eine perfide künstliche Unwissenheit und Mangel an Nationalgefühl vorwerfen können. Macaulay hat nach augenblicklichem Gutdünken einen fremden Fürsten zum Gegenstande eines politischen Pamphlets gemacht; uns würde es zum Vorwurfe gereichen, wenn wir aus einer solchen Schrift den Mann kennen lernten, dem Deutschland einen so gewaltigen Theil seiner Größe verdankt.

Goethe in Italien.

(1861.)

Kein Volk vermag mit solcher Genugthuung auf die Geschichte seiner geistigen Thätigkeit zurückzublicken als wir Deutschen.

Keine andere von den modernen Nationen hat Männer hervorgebracht, in deren innerstes Dasein sie sich mit solcher Liebe versenken könnte, als wir in das Luther's, Lessing's, Goethe's und Schiller's, — und Anderer, die, wenn auch nicht gleichbegabt, so doch gleichberechtigt neben ihnen stehen.

Darin aber liegt die Eigenthümlichkeit der Männer, welche Deutschland verherrlichen, daß sie nach allen Richtungen ihres Wesens hin dem Volke in edelster Weise völlig einverleibt erscheinen. Nicht durch diese oder jene Gaben des Geistes haben sie ihrem Vaterlande Nutzen und Ehre gebracht, sondern durch ihre ganze Existenz, Alles in Einem, erhebend und veredelnd eingewirkt.

Deutschland steht durch den Besitz solcher Männer einzig da unter den neueren Völkern, in deren Reihe es die erste Stelle einnimmt.

Dieser Ruhm jedoch ist nicht sehr alt. Durch die Namen jener vier Männer umgränzt sich der Zeitraum, der für uns ein so glorreicher geworden ist. Luther war der älteste unter ihnen. Vor dem 16. Jahrhundert, mit dessen

Anfängen Luther's Wirken beginnt, waren die Deutschen einer andern Nation untergeordnet. Unsere Bildung stützte sich auf fremde Arbeit. Ein anderes Land trug damals den Preis davon: Italien.

Aber auch dies nicht durch seine eigne Kraft allein. Sondern wiederaufnehmend die Gedanken der alten Griechen, die nun seit Jahrtausenden schon die reinste Quelle geistiger Cultur sind, stieg die italiänische Nation über die andern empor und unterwarf sie ihrem Einflusse. Am meisten lernten die Deutschen von ihr. Griechen, Italiäner und Deutsche sind die einander ablösenden Träger des Vorrechtes, die edelsten Güter des Menschengeschlechts zu bewahren und zu vermehren. Diese drei Länder bleiben unzertrennlich und können nicht eins ohne das andere gedacht werden wenn im höchsten Sinne von der Geschichte des Menschengeschlechtes die Rede ist.

Es war eine gewaltige Bewegung, als sich das Italien des 15. Jahrhunderts auf die Hinterlassenschaft der antiken Völker warf, und Deutschland ihm in diesem Bestreben nachfolgte.

Eine neue Kunst, eine neue Gelehrsamkeit, eine erneute Religion waren die Früchte dieser Anstrengung. Es schien, als sollte damals schon der Gewinnst für alle folgenden Zeiten gezogen und sichergestellt sein; aber noch einmal dennoch ging fast Alles wieder verloren. Ein Zufall, könnte man sagen, (wenn bei so ungeheuren Ereignissen dieses Wort erlaubt wäre), brachte gerade in den Zeiten, in denen die Dinge sich am schönsten zu entwickeln schienen, die Throne von mehr als halb Europa in eine einzige Hand zusammen. Ein wunderliches Glücksspiel war es, durch das bei so viel sich kreuzenden Heirathen und Todesfällen der einzige Karl der Fünfte zurückblieb, dem alle Einsätze zufielen. Und indem die Familie dieses Mannes, die keine nationale Dynastie sein konnte

weil zu verschiedenartige Nationen ihr gehorchen sollten, mit der größten Anstrengung zwei Jahrhunderte lang jede nationale Bestrebung in ihren Landen zu unterdrücken und das protestantische nördliche Deutschland zumeist in seiner freien Entfaltung niederzuhalten bestimmt war, brachte sie es endlich doch nur dahin, daß sie selbst sammt ihren Völkern langsam zu Grunde ging, während Frankreich, der alte Feind der Habsburger, politisch und litterarisch allmächtigen Einfluß gewann. Erst nachdem auch dieser überwunden und abgethan war trat Deutschland wieder auf. Sich zurückwendend zu den antiken Völkern und den Italiänern der vergangenen Jahrhunderte, hob es sich zu frischer Blüthe empor. Soll diese neueste Arbeit, die bei uns geschah, mit dem Namen eines einzigen Mannes symbolisch umfassend bezeichnet werden, so sagen wir Goethe, und wollen wir den entscheidenden Moment seines Lebens nennen, in dem er für die große Mission gleichsam die letzte Weihe erhielt, so sagen wir Goethe's Reise nach Italien.

Auch die Blüthe des französischen Geistes entstand aus der Aneignung der italiänischen Cultur und aus dem Studium der antiken Muster. — Die bildenden Künste wurden in Frankreich nicht weiter gebracht, die Litteratur jedoch auf eine hohe Stufe erhoben. Und selbst dann noch blieb diesen Bestrebungen ihr eigenthümliches Wachsthum, als auch in Frankreich die bürgerliche Unabhängigkeit in Politik und Religion der ärgsten Unterdrückung anheimfiel. Der Aplomb und dennoch die Leichtigkeit, mit der die Franzosen die Dinge angriffen, die elegante Deutlichkeit der Sprache, die für die feinsten Nüancen des Gedankens immer neue Wort- und Satzcombinationen bereit hatte, bewirkten im Reiche der Schriftstellerei eine Umwälzung, wie etwa die Einführung der Artillerie in der Kriegsführung. Es erschien die französische

Sprache das einzige Mittel, sich dem gebildeten Publikum in Europa verständlich zu machen. In keinem Lande aber unterwarf man sich dem fremden Elemente williger als bei uns in Deutschland.

Dieser Einfluß durchdrang das geistige Leben der Epoche, in die Goethe's erste Entwicklung fällt, beinahe ausschließlich.

Die ersten Theatereindrücke empfing er als Knabe durch französische Schauspieler. Die Mitschuldigen, seine frühste dramatische Arbeit, entsprang, Form und Gedanken nach, der französischen Komödie. Werther ist ein Echo der neuen Heloise Rousseau's, Clavigo entspricht durchaus den Stücken Beaumarchais', und Götz von Berlichingen sogar hat ebensoviel dem Einflusse der französischen Litteratur, als in anderer Beziehung Shakespeare zu danken. Denn wie im 17. Jahrhundert die steife, gezierte Sprache von Frankreich gekommen war, so ging in der Mitte des 18. das Drängen nach ungeschminkter Natürlichkeit zuerst wiederum von Paris aus. Lessing ward davon ergriffen; er führte Diderot in Deutschland ein, den ersten Vertreter dieser neuen Richtung. Goethe gab sich ihrem Einflusse willig hin. Es lag das in der Luft der damaligen Zeiten und schien durchaus verträglich mit der strengsten Vorliebe für die eigene Nationalität. In Goethe's und Schiller's Schriften finden wir bis weit in das 19. Jahrhundert hinein durchgängig mehr französische Fremdwörter angewandt, als man heute irgend einem Deutschen Schriftsteller gestatten möchte.

Goethe's Fortgehen aus Frankfurt nach Weimar änderte nichts in dieser unbewußten Abhängigkeit. Er trat jetzt Wieland näher, dessen gesammte litterarische Thätigkeit nach Pariser Vorbildern zugeschnitten war. Der Herzog schwärmte für die klassische Tragödie nach dem Muster Corneille's und Racine's. Voltaire und Rousseau standen als die großen litterarischen Gestirne da, gegen deren weitverstreute Strahlen

die Deutschen Schriftsteller geringe Lichter waren, und in Berlin hielt Friedrich der Große streng die alte Ansicht von der Unbrauchbarkeit der Deutschen Sprache aufrecht.

Goethe hat niemals gegen diese Richtung Opposition gemacht. Im Gegentheil, er gab sich, wie alle gebildeten Deutschen seiner Zeit, Mühe, die fremde Sprache flüssig zu gebrauchen. Wie Lessing, der doch gewiß kein Franzosenfreund war und dennoch zuerst seinen Laokoon französisch zu schreiben sogar schon begonnen hatte, hätte Goethe unter Umständen vielleicht ähnlich verfahren können. Auch die Liebe zu Shakespeare und zu den Deutschen Volksliedern bildete keinen Gegensatz gegen das was aus Frankreich kam. Und endlich, es lag überhaupt nicht in Goethe's Natur, sich irgend einer Strömung scharf entgegenzustellen. Mehr instinktmäßig suchte er gelegentlich für das zu wirken, was er als gut erkannte. Seine eigenthümliche Art, unbewußt zu handeln (er nennt dies Wesen seine Dumpfheit), zog ihn auf dunkelen Wegen zur Wahrheit hin. Immer unerträglicher wurde ihm der allgemeine geistige Zustand in Deutschland, seine Arbeiten blieben unvollendet, eine Lücke fühlte er in seinem Geiste, die er auszufüllen sich sehnte, abschütteln wollte er einmal alles Fremdartige das ihn bedrückte, er wußte selbst kaum wie er es nennen sollte: und eine immer stärker werdende Sehnsucht zog ihn nach Italien, als wäre dort zu finden was ihm fehlte, dort in dem Lande das ihm seit seinen Kinderjahren als eine entzückende Ferne vor Augen stand.

Im älterlichen Hause hingen Kupferstiche in Piranesi's Art an den Wänden, die den ernst großartigen Charakter der römischen Bauwerke, wie sie theils in Ruinen liegen oder noch erhalten dastehen mitten in bewegten Straßen, so kraftvoll zur Anschauung bringen.

Der Vater hatte in jungen Jahren selbst Italien bereist und las in guten Stunden aus den dort geführten Tage-

büchern vor. Italiänische Familien waren ansässig in Frankfurt und unterhielten leisen Zusammenhang mit dem Vaterlande. Einige von Goethe's Gedichten, geschrieben lange bevor er die Reise unternahm, sprechen seine Sehnsucht mit lockender Gewalt aus und zeigen eine träumende, vorahnende Anschauung der italiänischen Natur, daß man meint, er müsse die Dinge mit Augen gesehen haben, um sie so leibhaftig zu schildern.

Was ihn von Jahr zu Jahr abhielt, diesem Verlangen nachzugeben, war wirkliche, ihn an die Scholle fesselnde Thätigkeit. Zeitlebens sah sich Goethe meistens in so hohem Maße von Menschen und Verhältnissen festgehalten, daß er selten aus einem Zustand seines äußeren Lebens in den andern überging ohne sich mit Gewalt loszureißen. Diese Bande wurden mächtiger, je tiefer er in das Leben hineinkam, und in Weimar endlich nahmen Amtsgeschäfte der komplicirtesten Art, verbunden mit den Ansprüchen eines nach Unterhaltung begierigen Hofes, wie mit denen der herzoglichen Freundschaft ihn so sehr in Anspruch daß an kein Loskommen mehr zu denken schien. Fortschreitend von Erlebniß zu Erlebniß, eingetreten in eine höhere Schichte der Gesellschaft (was damals viel bedeuten wollte), beglückt durch die Liebe zu einer schönen und geistreichen Frau, angesehen als einflußreichster Mann im Lande, unabhängig zugleich durch eignes Vermögen, daß er jeden Augenblick sich hätte auf sich selbst zurückziehen können, war es zuerst ein fürstliches Dasein in Weimar das er führte und aus dem ihn kein Verlangen mehr in die Weite trieb.

Doch im Laufe von zwölf Jahren erschöpfte sich dieser Reiz. Langsam waren die freien Verhältnisse zu Ketten geworden. Seine Leidenschaft zu Frau von Stein erhielt etwas Unerträgliches, sein Verkehr mit dem Herzog wurde beengt, von den Regierungsgeschäften fühlte er sich erdrückt, seitdem

er die Entdeckung gemacht, daß es unmöglich sei, den Herzog bei den von ihm als allein heilsam erkannten Verwaltungsprincipien festzuhalten. Seine Natur drängte: fort aus Weimar. Er wollte sich durch die Flucht in eine andere Luft retten, um einmal wieder frei zu athmen. Italien lag im Sonnenglanze vor ihm wie eine rettende Insel, mächtiger zu sich heranziehend als jemals; und so, nachdem er im Herbste 1786 mit dem Herzog nach Karlsbad gegangen war, plötzlich ist er von dort verschwunden, und ohne daß einer von seinen Freunden darum weiß, eilt er fort durch Bayern und Tyrol nach Venedig.

Wer heute Venedig besuchen will, fährt in zwei Tagen und zwei Nächten bis Triest, besteigt das Dampfschiff und ist in weiteren wenigen Stunden in Venedig. Alles wie im Traume und ohne Uebergänge. — In Goethe's Briefen sehen wir Deutschland immer südlicher werden, dann fahren wir mit ihm durchs Gebirge, dann macht sich langsam das Italiänische geltend, neu und seltsam erscheinen ihm die Leute und er ihnen, langsam rückt er der Stadt näher und wirft die Blicke prüfend auf jedes Steinchen das ihm auffällt, und nachdem er endlich in Venedig eintrifft, scheint er weit fort aus Deutschland in einem völlig neuen Dasein.

Es sind siebzig Jahre her seitdem. Venedig war noch die alte Republik und spielte die alte Rolle, die Schifffahrt des mittelländischen Meeres gegen die Corsaren zu schützen. Es liefen, als Goethe ankam, Galeeren aus, um zur Flotte zu stoßen, welche gegen die Algerier kämpfte. Die Plätze der Stadt und die Kanäle waren noch voll Leben, die Paläste unverfallen und von den Familien bewohnt, deren Namen sie trugen. Noch erfüllte das italiänisch-orientalisch bunte Gewirr von Menschen ohne Deutsche Beimischung den

Rand der Stadt nach dem Hafen hin und es kreisten die Venetianer als eine eigene Welt um sich selber. Den Zusammenhang ihrer alten Kunst mit dem Leben der Gegenwart lehrte noch jeder Blick in dieses Treiben, und die Künstler sogar, welche zu Goethe's Zeit in Venedig malten, stammten in ihrer Manier direkt ab von ihren großen Vorgängern. Das Venedig, das Goethe nach lustiger Wasserfahrt die Brenta hinunter erreichte, war ein anderes als das heutige, in das man mit der Eisenbahn hineingleitet, dessen Paläste gespensterhaft leer mit todten Fenstern an den Kanälen stehen, in denen sich seltene Gondeln zeigen. Die alten Familien sind fort oder verarmt, ihre Gallerien verkauft, verloren oder bis auf das Unbedeutendste zusammengeschmolzen; die prachtvollen Säle des Regierungspalastes nur noch Merkwürdigkeiten, ohne anderen Zweck, als dem, der die Neugierigen umherführt, ein Trinkgeld zu verschaffen; und statt des einheimischen übermüthigen Volkes, das stolz von besiegten Kaisern und Königen zu erzählen hatte, geben Fremde, die der Zufall zusammenführt, das beste Publikum der Straßen und Plätze ab. — Venedig ist der jammervollste Anblick gesunkener Größe, und nur Nachts im Mondschein, wenn der Schatten den Zerfall zudeckt und das bleiche Licht die breiten Seiten der Paläste mit erlogenem Leben anhaucht, — wo auch die Stille, die dann herrscht, natürlich scheint, — kehrt eine Ahnung der Zeit zurück, in der dies inhaltslose schöne Bild noch Leben und Wahrheit war.

Venedig aber ist noch nicht das volle Italien. Es ist eine moderne Stadt ohne eine Spur antiken Bodens sogar. Denn der Grund der Gebäude selbst ward neu geschaffen, und was von antiken Denkmälern dasteht von fernher herbeigebracht. So die Statue des Agrippa an der großen Treppe des Palastes, oder die beiden kolossalen Löwen am Eingange des Arsenals: Beute aus Griechenland, auf deren Marmor-

haut sich schon die Handschrift früherer Herren findet, nordische Runen die von den seefahrenden Normannen als ein Zeichen ihrer siegreichen Anwesenheit in Griechenland selber auf sie eingegraben wurden.

Goethe blieb nicht lange in Venedig. Er streifte nur Ferrara, Bologna und Florenz, er eilte nach Rom. Am 1. November 1786 fährt er dort ein; jetzt erst schöpft er Athem, gleichsam zum ersten Male seit seiner Abreise aus Deutschland. Von Rom aus wendet er sich an seine Freunde in der Heimath und erklärt, warum er sie verlassen habe.

„Endlich kann ich den Mund aufthun," lautet der Beginn seines ersten römischen Briefes, „und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hieher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben."

„Und laßt mich nun auch sagen;" fährt er fort, „daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht

zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen."

Wie herrlich diese Zeilen, in denen Goethe all' die Frucht, die Rom für ihn tragen würde, ahnend voraussagte, noch da er kaum den Boden betreten, auf dem er sie pflücken sollte. Wie schön auch, daß ihm jetzt, wo er sich losgerissen, sogleich die Heimath neu aufwacht im Geiste, als etwas, das er nicht entbehren konnte. Er fühlt daß er nicht für sich allein einsammelt, und neben dem Genuß regt sich mit Macht in seiner Seele das Bedürfniß, mitzutheilen was er genossen. Goethe's Leben ist ein beständiges Empfangen und zugleich ein beständiges Rechnungablegen wie er mit dem Empfangenen hausgehalten. Jetzt aber, in Rom, nahm er das Größte in sich auf, das ihm jemals geboten wurde.

Auch das Rom, in das Goethe einfuhr, war nicht die Stadt wie wir sie heute betreten. Selbst in Aeußerlichkeiten ein Unterschied. Noch vereinten sich damals die Reste der antiken Werke natürlicher mit dem allgemeinen Zustande. Das Forum war noch nicht der ungleiche, durchwühlte Platz, wo man die Monumente bis zu ihrer Basis aufgegraben, das antike Pflaster bloßgelegt, nach Kräften überall geflickt und die Dinge in eine reinliche Art Erneuung versetzt hat, — es war noch ein ebenes grünes Feld, in dem die Phokassäule und der Septimbogen halb drinsteckten, während das Coliseum mit Gras und Gebüsch überwachsen war.

Heute läßt man Allem Ueberwachung angedeihen. Sammlungen und Monumente erwarten die Fremden; von Genua bis Civitavecchia führt uns das Dampfboot, von da bis in die Mauern Roms hinein die Eisenbahn, und das nationale römische Wesen, zu dem man sonst aus weiter Ferne andächtig pilgerte, schrumpft fast zusammen zu einer kolossalen Merkwürdigkeit, zu der man ohne Mühe

und Entschluß aus allen Theilen der Erde gleichmäßig bequem heranfährt.

Anders zu jenen Zeiten. Noch lebte das alte heilige römische Reich, und ein Abglanz seines freilich arg verblaßten Ruhmes fiel noch immer zurück auf Rom. Freilich die Jahrhunderte waren unwiederbringlich dahin, in denen Rom die Sonne, und die kaiserliche Majestät nur der Mond war, der von ihr sein Licht empfing; dennoch, wie viel Rom im Jahre 1786 noch besaß, erkennen wir heute, wo auch dies wenige verloren ist.

Seit den Zeiten der Reformation war in Rom unaufhörlich im größten Maßstabe gebaut worden. Paläste sproßten auf und bedeckten die Hügel der Stadt. Und indem während des 17. Jahrhunderts, ja sogar im 18. noch in dieser Weise fortgearbeitet worden war, entstanden die weiten, pompösen Räume, die, heute fast alle leerstehend, zu Goethe's Zeiten wenigstens noch den Schimmer bewahrten, als wenn sie bewohnt seien. Vieles von Kunstschätzen, was heute in Rom bewundert wird, war damals noch unentdeckt, ungleich mehr aber noch vorhanden, das später verloren ging oder offen fortgeschleppt wurde. So still war die politische Luft jener Zeiten, daß das alte Flitterwerk fürstlichen Glanzes, wenn auch bis auf die äußerste Rinde innen hohl und ausgefressen, dennoch in den alten Familien sich noch aufrecht hielt. Rom rivalisirte noch mit Wien, Paris und London als der Mittelpunkt eines weitausgespannten Netzes geistiger Gewalt, das Europa mit unsichtbaren Fäden überspannt hielt. Diese Stadt, die heute nur den traurigen Anblick doppelten Verfalls bietet, erfüllte, wie Venedig, noch eine lebendige, in sich selbst rotirende Kraft, und die Fremden, die heute dort auf sich selber angewiesen so leicht der Einsamkeit verfallen, traten in eine bunte, eigenthümliche Geselligkeit ein, in der das nationale Element anmuthend sich geltend machte.

Und nun für Goethe! Er war ein völlig ausgewachsener Mann als er dort ankam. Er hatte Jahre lang als Minister ein Land regieren helfen und doch noch nie eine große Stadt gesehen. Was wollten Berlin und Dresden damals sagen, die er flüchtig kennen lernte? Wien berührte er nicht, München war noch unbedeutend, durch Mailand führte ihn seine Straße nicht, Venedig, so groß es ist, erscheint doch so seltsam, daß es kaum gerechnet werden kann. Es ist ein Gewühl von Wohnungen, aber ohne Straßen und Straßenleben. Goethe wurde nicht heimisch dort. Rom aber war eine Weltstadt, wo man sich verlor in der Menge, wo ein allgemeines großes Leben wogte, unabhängig von dem der Einzelnen, deren man nicht bedurfte, wenn sie verschwinden wollten. Goethe war fast alt geworden in Weimar, wo dem Herzoge Jeder gemeldet wurde, der aus dem Stadtthor wollte oder hineinfuhr, wo Einer dem Andern nachsah und aufpaßte auf Schritt und Tritt, und die übele Laune von ein paar Köpfen gleich die ganze Atmosphäre verdunkelte. Unerträglich war ihm das geworden. Wie in einem engen Flusse hatte er bisher geschwommen, wo er sich rechts und links an den Ufern die Ellenbogen wund stieß wenn er nicht die richtige Mitte innehielt: hier schwamm er endlich im offenen Meere, frei alle Wege nach allen Seiten, und hineinversetzt mitten in einen Reichthum dessen was ihm das Ersehnteste däuchte, der unerschöpflich war. — Elend hatte er sich bisher behelfen müssen auf dem Gebiete der Kunst. Von den Originalen der großen Werke antiker Meister war in Deutschland keine Rede gewesen. Gypsabgüsse, die sich mehr dahin verirrten als daß man hätte bestellen können was man zu haben wünschte, waren eine schwache Aushülfe gewesen. Von den Frescogemälden der Italiäner gab es kaum Kupferstiche. Nun stand er da wo die Dinge selbst sich boten, in einer Fülle, die zuerst auch nur im Ganzen zu überschlagen fast unmöglich schien.

Vier Monate dauerte Goethe's erster römischer Aufenthalt. Schon zu Ende des Jahres hatte er die Absicht, nach Weimar zurückzukehren. Er fühlte sich, schreibt er, von einer ungeheueren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst und Alterthümer genesen. Es genügte ihm, soviel gewonnen zu haben; seine Bescheidenheit dem Herzoge und dem Lande gegenüber, von dem er einen hohen Gehalt bezog, erinnerten an die Rückkehr. In den Weimaraner Zirkeln beurtheilte man seine Abwesenheit in mißgünstiger Weise. Goethe verzehre das viele Geld in angenehmem Nichtsthun, sagte man, während in Weimar schlechterbezahlte Beamte seine Geschäfte noch obendrein besorgen müßten. Goethe'n blieb das gewiß kein Geheimniß, aber der Herzog selbst beruhigte ihn, gewährte ihm neuen, unbestimmten Urlaub und forderte ihn freundlich auf, den ausgedehntesten Gebrauch davon zu machen.

So entschloß sich Goethe denn, nach Süden weiter vorzubringen. Anfang Februar 1787 geht er nach Neapel. Gegen das was er hier fand, mußte für den Augenblick jeder frühere Eindruck weichen. Rom mit all seiner Bewegung war doch die Stille selbst im Vergleich zu dem Treiben von Neapel. Was aber kommt auf gegen diese Natur? „Hier ist mehr als Alles," schreibt Goethe. „Ich bin nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn es gar zu toll wird, große, große Augen."

In einer unaufhörlichen Berauschung schien ihm die Welt da zu leben und er selbst ward mit hineingezogen in den Taumel. Wer dachte damals an Politik in Neapel? Sorglos strömte das Leben der Leute so hin, sorglos selbst heute noch, denn diese Menschen scheinen auch nicht durch die kleinste Last bedrückender Gedanken beschwert zu sein. Man kommt nicht zur Ruhe. Musik, Gesang, Schießen, Schreien und Nachts Feuerwerk bilden ein ewiges Getöse. Niemals ist es stille

dort bei Tag und Nacht, nur die heißesten Mittagsstunden ausgenommen. Die geringfügigste Verhandlung wird mit Leidenschaft geführt. Pracht, die aber kein Reichthum zu sein braucht, Armuth, die aber Niemand Elend nennen kann, Schmutz und Gold: alles dicht nebeneinander, und für den, der unsere Begriffe bürgerlicher Moral anlegen wollte, ein Zustand babylonischer Begriffsverwirrung. Lügen und die Wahrheit sagen, stehlen und ehrlich sein, Treue und Betrug sind für die Neapolitaner im Allgemeinen Dinge, zwischen denen nur der Unterschied waltet, daß dem Einen das Eine, dem Andern das Andere im Momente gerade das bequemere ist: — an sich scheint den Leuten eins genau denselben Werth zu haben wie das andere. Zugleich aber das ganze Leben da, Natur und Menschen, Land und Meer, so völlig der Anblick einer in sich vollendeten Erscheinung, daß alles Moralisiren im Menschen erst auftaucht wenn er lange nachher in der Erinnerung überschlägt was ihm dort begegnet sei.

Dazu der Vesuv, um auf diese wunderbare Stadt wie aus dem Himmel herabzusehen. Goethe hat diese Fahrt in einem seiner schönsten Briefe beschrieben. Dann Pompeji, wo man in das römische Leben, wie es vor zwei Jahrtausenden gestaltet war, hineinversetzt wird, so unmittelbar und täuschend, als sei es möglich, daß die unendlichen Jahre ausgestrichen wären und man mit dem Leben unter Titus und Vespasian noch einmal weiterlebte. Endlich Pästum, wo die griechischen Tempel stehen in grandioser Einsamkeit —: all' das liegt dort nahe beieinander. Aber griechische Ruinen sollte Goethe jetzt in Sicilien kennen lernen.

Im April fährt er dahin ab. Im Mai ist er in Neapel zurück, nachdem er die Insel von Palermo aus quer durchritten. Er war in einem neuen Erdtheil gleichsam, denn Sicilien könnte mit gutem Rechte eine der nördlichen Inseln

Afrika's genannt werden. Die Dinge die er hier sah, waren so groß, seltsam, und dem bisher erwähnten unähnlich, daß, als er dann endlich von dem weitausgedehnten Ausfluge nach Rom zurückkam, er dort wieder wie in eine alte, gewohnte Heimath einzog.

Jeder, der es erlebt hat, wird das entzückende Gefühl kennen, mit dem man nach Rom zurückkehrt, selbst wenn man es nur auf kurze Zeit verlassen hat. Es ist als käme man in eine Stadt zurück, in der man die liebsten Kinderjahre verbracht hat, wenn man dort so eines Abends wieder in die bekannten Straßen einfährt. Es ist als hätte jeder Stein uns erwartet und begrüße uns. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Befriedigung gewahrt man sich aufs Neue als einen Theil der herrlichen Stadt. Goethe beschreibt, wie er diese Empfindung in vollen Zügen in sich aufnahm. Jetzt erst fühlte er sich ruhig. Es begann das tiefere Studium der Alterthümer; und, daß er sich bewußt war, wie er nun in einem geordneten Leben und in behaglicher Weise thätig sein könnte, und für so viele Tage bestimmte, praktische Aufgaben abzuthun hätte, war die Hauptursache, sich so glücklich zu fühlen. Man muß aus der Stimmung früherer Jahre das Ringen nach Ruhe herausgefühlt haben, die Sehnsucht, mit der er einer Existenz, wie er sie jetzt führte, entgegenstrebte, ohne damals nur zu denken daß sie möglich sei, um auch die Wonne der Freiheit in ihrer Tiefe zu ermessen, der er sich nun hingab.

Einen Jugendtraum träume ich, schreibt er. Die Phantasie überrascht ihn wieder wie in alten Zeiten. Von einem Gebiete geistiger Thätigkeit sehen wir ihn auf das andere übergehen, und, was zu seinen in idealen Regionen weilenden Gedanken einen so beruhigenden Gegensatz bildet: mit Gewissenhaftigkeit, ja fast mit Pedanterie beobachtet er die ma-

teriellen Verhältnisse um sich her: neben dem Dichter bricht stets der Naturforscher und erfahrene Beamte durch, und in dieser doppelten Natur seines Wesens liefert er selbst zum eigenen idealen Bildnisse den passendsten realen Hintergrund.

Fast ein Jahr verweilte Goethe jetzt in Rom. Rom ist eine Stadt wie andere Städte. Die Natur gab den Boden, der Mensch die Arbeit, durch die die Häuser entstanden. Wer wird heute noch so abergläubisch sein, einer besonderen Stelle auf der Oberfläche des Planeten besondere Kräfte und erhöhten Einfluß auf den Geist der Menschen zuzutrauen? Und dennoch, es scheint, — wie einige Orte der Erde durch heilsame Quellen oder als Fundorte kostbarer Pflanzen und Gesteine oder durch entzückende Schönheiten der Natur vor andern bevorzugt sind, — so Rom mit der zauberhaften Eigenschaft begabt zu sein, die Sehnsucht des Menschen zu erwecken, hier zu wohnen und hier zu sterben.

Tief an der Tiber liegt die Stadt, in der Mitte einer Ebene, ringsum (wie der Rand um eine flache Schüssel läuft) von milden Gebirgen umgeben. Nur nach Westen hin fallen sie ab, dem Meere zu, dessen schöne sonnige Küste nach dieser Seite hin die Grenze bildet. Niemand wird die zartgezogenen Linien der Albanerberge vergessen, der von der Höhe des Capitols jemals zu ihnen hinübersah. Wie die Schriftzüge einer geliebten Hand bleibt uns das im Gedächtniß. Es ist als hätten die durch Jahrtausende sich anhäufenden weltbewegenden Thaten, die in Rom vorbereitet und ausgefochten wurden, eine Art geistiger Atmosphäre dort geschaffen, von der man sich umnebelt und festgehalten fühlt, als sei das Echo der Schritte all' der Männer, die hier gingen, in den Wolken hängen geblieben und umtönte uns unaufhörlich.

Nirgends zeigt sich so der Vorrang des Geistes als dort.

Die Aeußerlichkeiten des Lebens, die überall sonst so unüberwindlich eingreifen: wie man lebt, wovon man lebt, wie man wohnt, ißt und trinkt, ordnen sich unter dem Gefühl, auf einer durch die Gedanken und Thaten der größten Männer geweihten Stätte zu wandeln. Jeden muß dies Gefühl in Rom beschleichen. Wer Rom gesehen hat, sagt Goethe, kann nie wieder ganz unglücklich werden. Solche Kraft legte er der Erinnerung an diese Stadt bei, wie sie sonst nur den höchsten Gedanken der Philosophie und der Religion beigemessen wird. Einen Zauberkreis nennt er die Stadt. Ich bin wieder angelangt, schreibt er nach einem Ausfluge ins Gebirge, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stillehinarbeitend, vergessend was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich.

Ich will versuchen, da ich hier die Dinge nur berühren darf, anzudeuten, worin dieser Zauber besteht.

Uns Allen, die wir nicht mehr in den frühesten Anfängen der Lebenserfahrung verloren sind, erscheint die Kluft unendlich zwischen dem, was die handelnden Personen einer Dichtung auf ihrem idealen Gebiete zu Worten und Thaten treibt, und dem, was uns im gemeinen Laufe des Lebens zu handeln und zu sprechen zwingt. Dort die vollausklingenden ungestörten Gefühle, hier das ewige Abbrechen, der Mangel an Zeit und Stimmung —: wer von uns, der ein Amt oder eine eingreifende Thätigkeit hat, darf sich dem Anstoß seiner Gefühle und Leidenschaften hingeben? Getrübt wird jeder Schwung der reinen Begeisterung durch tausend weltliche Rücksichten, und auch die, denen eine, wie man zu sagen pflegt, sorgenlose, unabhängige Existenz es möglich zu machen scheint, sich dem ganz zu überlassen, wozu sie der volle Zug ihrer Neigung treibt, genießen trotzdem die sich darbietende Gelegenheit nicht. Denn es sind keine äußerlichen Ursachen, welche hier wirken. Einmal im Leben muß Jeder von uns

die Dinge nüchtern ansehen, die Welt erkennen wie sie ist, sich zusammennehmen und seine Stelle suchen, an der er wirkt und seinen Mann steht.

Aber die Sehnsucht bleibt, die nach dem vergangenen Traume zurückblickt. Und selbst der unbarmherzig klarsehende Geist eines erfahrenen Mannes verliert das Gefühl nicht für den Genuß, im Takte einer höheren Melodie des Lebens gleichsam, Ruhe und Thätigkeit nur nach eigenem Ermessen selbst sich zuzutheilen, und ohne Anstoß der von Anderen ausgeht, die Art und Weise zu bestimmen, wie er sich der Allgemeinheit nützlich machen wolle.

Das gewährt Rom. Und Goethe's Leben dort erscheint als das schönste Beispiel, wie Rom das gewähren kann. Niemals vielleicht ist Einsamkeit und Verkehr mit den Menschen, Thätigkeit und ausruhende Betrachtung, Durchsetzen des eigenen Willens und Sichlenkenlassen von den Ereignissen zu einem schöneren Stück Menschenleben zusammengewebt worden, als während des einen Jahres, das Goethe in Rom verbracht hat.

Unaufgefordert bringen in Rom die Bilder der Vergangenheit auf uns ein, durchziehen die Seele und lassen ihre Spur zurück. Unabhängiger und freier über den Ereignissen fühlt man sich werden. Die Bekanntschaft mit den Werken der Kunst, von ihren Anfängen bis zu dem neuesten Tage, verleiht die unaussprechlich beruhigende Erkenntniß der unaufhaltsam fortschreitenden geistigen Entwicklung der Menschheit. Die volle, dichterisch schaffende Kraft gab Goethe die Macht, an den eigenen Werken sogleich anzuwenden, was er aus denen der Künstler vor ihm gelernt, und indem dieses Lernen selbst ein ununterbrochenes war, eine Zunahme an innerlichem Reichthum, den jeder Tag vermehrte, spürte er fast in sichtbarem Fortschritt den Wachsthum seiner Seele und seiner Fähigkeiten.

Was er bis dahin gedichtet hatte waren gleichsam provinziale Erzeugnisse; Tasso und Iphigenie aber in ihrer endlichen Gestalt stellen Goethe in die Reihen der Weltdichter. Getilgt ist jede Spur fremden Einflusses. Wir brauchten nichts weiter über Goethe's italiänische Reise zu erfahren, als daß er mit diesen Arbeiten in Rom beschäftigt war, um zu wissen, was dort mit ihm vorging.

Als Goethe Weimar verließ, war die Gesellschaft dort der Horizont, innerhalb dessen er sich einschloß; als er zurückkehrte, war Weimar nur der Punkt, von dem aus sich die Wirkung seines Dichtens und Trachtens über Deutschland und über die Deutschen Gränzen hinaus verbreitete. Dasselbe alte Feuer war es, jetzt aber strahlte es von der Höhe eines Leuchtthurmes weit in die Runde. Concentrirter und ruhiger flammte es auf. Das hatte Rom an ihm gethan. Vielleicht, daß es eines Deutschen Geistes gerade bedarf, um in Rom das zu erlangen: zuviel Zeugnisse aber liegen vor, von den größten Geistern hinab bis zu den bescheidensten, denen allen Rom zur Genesung verhalf aus der unruhigen Hast des Lebens und die dort ein Gefühl vom wahren Maße ihrer Kräfte gewannen.

Denn wo man nur das erblickt, was Andere halb thaten oder verfehlten, lernt man, entmuthigt, auch das an sich selbst nur erkennen, was halb und was verfehlt ist: wo aber das Vollendete in Ueberfülle uns umgiebt, fühlen wir uns ermuthigt zu ihm emporgehoben. Goethe war, ehe er nach Italien ging, durch die verschiedenartigsten Anforderungen, die er selbst und Andere an ihn stellten, in Verwirrung gerathen. Er zweifelte, wozu er bestimmt sei. Jetzt fiel von ihm ab was seiner Natur nicht durchaus harmonisch war. Er erkannte seine Stelle im großen Gefüge der menschlichen Thätigkeiten. Er sah ein, daß seine amtliche Wirksamkeit nicht aus innerem Beruf, sondern aus persönlicher Neigung zum Herzoge her-

vorgegangen sei. Diese Epoche war eine abgethane für ihn. Ich habe mich wiedergefunden, schreibt er dem Herzoge, und als was? — als Künstler. In Rom war sich Goethe bewußt geworden, daß er ein Dichter sein müsse, um mit sich selbst in Uebereinstimmung zu leben.

Es war das Höchste, dem er sich von neuem weihte. Gewiß, es hatte ihm Kämpfe gekostet, ehe er sich diesen Beruf so unumwunden zuzugestehen wagte. Aber man möchte denken, auch in Rom allein sei es möglich, die Ausübung der Kunst als die höchste menschliche Thätigkeit zu erkennen. Gerade dort, wo politisch das Gewaltigste geschah, wird man dennoch inne, daß die äußerlichen Wandlungen der Völker aus tiefer liegenden Geschicken entspringen als aus den politischen Erfolgen des Augenblicks; daß das Beherrschen der politischen Ereignisse keineswegs am meisten die Kraft der Nationen zeigt und ihnen ihren Rang in der Geschichte anweist. Ueber alledem steht als entscheidenderes Moment die geistige Arbeit eines Volkes. Wer möchte Angesichts der Werke Michelangelo's in der Sixtinischen Capelle und der Raphael's im Vatikan darüber noch im Zweifel sein, ob es eine edlere und erfolgreichere Thätigkeit des Menschen geben könne, als die, solche Schöpfungen hervorzubringen? Die Kunst, ich nehme den Begriff im weitesten Umfange, stellt sich dar als das allein belebende Prinzip. Wie die Nationen steigen oder sinken, zeigt sie am deutlichsten und lehrt uns die Jahrhunderte abschätzen. Wir hier in Deutschland und Preußen: wenn wir die halbe Welt besiegten oder uns zu Willen zwängen (woran wir freilich nicht denken, ich sage es nur des Beispiels halber): nach Jahren würde die Nachwelt doch nur nach dem fragen, was in Künsten und Wissenschaften damals von uns gethan worden sei als wir so viel erreichten, und danach würde sie ihr Urtheil abgeben.

Im April 1788 mußte sich Goethe entschließen aus Rom fortzugehen. Er war ganz dort heimisch geworden. Er hatte einen Kreis aus Deutschen, Italiänern und anderen Fremden um sich, dessen belebender Mittelpunkt er war. Kayser, der Komponist, lebte bei ihm im Hause um Claudine von Villabella zu komponiren; Tischbein, der Maler, und Moritz, der feinfühlende Aesthetiker, waren ihm verbunden; Angelica Kauffmann, die berühmte Künstlerin, seine Freundin. In dem Buche, das Goethe in späterer Zeit unter dem Titel „Italienische Reise" aus seinen Briefen zusammenstellte, und dem er das Motto „auch ich in Arkadien" vorsetzte, beschreibt er zum Schlusse noch seine römische Wohnung, die bequemen, behaglichen Räume, in denen ihm so wohl war, den kühlen, geräumigen Saal, in dem er die Abgüsse seiner Lieblingssculpturen aufgestellt hatte, den Hausgarten, in welchem ein alter Weltgeistlicher Citronenbäume in Kübeln von gebrannter Erde pflegte, den Blick dahinüber auf Gärten, Terrassen und Balcone, ein grünendes, blühendes Paradies: alles mußte er mit einem Schlage aufgeben, und dazu die himmlische Ruhe, deren Segen er, er fühlte es wohl, nirgends wieder so empfinden würde.

Mit Rührung gedenkt er der letzten Tage.

„Auf eine besonders feierliche Weise," schreibt er, „sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer anderen einfacheren größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich verbrachten Tagen,

macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief den Commandeur im Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, gibt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovid's Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis an das Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren soviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah' unsere Laren geglänzt.

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft so inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen.

Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich der Anblick der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Theil meines Aufenthaltes in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir jetzt noch jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen."

So ging Goethe, in vollen Gedanken an seine Dichtung, fort aus dem schönen Lande.

Tasso war es, der ihm auch in Deutschland tröstend über die ersten Zeiten hinweghalf, als es ihm anfangs nach seiner Rückkehr fast unmöglich dünkte, sich in die alte Enge neu hineinzugewöhnen. Dies Gefühl war so übermächtig, daß er zuerst gleich wieder fort wollte nach Italien.

Bald aber ging ihm auf, er habe dort genug gewonnen, um in sich allein leben zu können unter welchem Himmel es auch sei. Er begann die große Arbeit, das in sich zu ordnen was er während der Reise aufgenommen. Er zog sich zurück

in die eigenen Gedanken, die nur wenige Freunde theilten, bis dann endlich, doch nach Jahren erst, Schiller ihn aus dieser Stille herausriß.

Als diese beiden einmal erkannt hatten, daß sie einander bedürften, begann zwischen ihnen jener unsterbliche Verkehr, der nicht schöner zwischen zwei Männern gedacht werden kann.

Wie sehr fühlen wir jetzt Schiller die Sehnsucht an nach dem Besitze dessen, was Goethe erworben und in Italien zu sicherem Abschlusse gebracht hatte; wie kommt auch uns die Offenheit jetzt zu gute, mit der Goethe auf Schiller's ihm entgegenstrebende Gedanken eingeht.

Schiller sagte von sich selbst, daß er in Sachen der bildenden Künste ein Barbar sei. So schreibt er an Wilhelm von Humboldt, als dieser nach Rom gegangen war. Er fragt ihn, was er dort solle. Er habe da nichts zu suchen und nichts zu finden. Während Goethe vor seiner Reise durch unendliche, außerhalb seiner dichterischen Begabung liegende Geschäfte gestört und aufgehalten worden war, hatte Schiller durch das Schreiben um das tägliche Brod noch mehr als Goethe versäumen müssen. Aber während diesem eine immer größere Zurückhaltung, ein inniges Bedürfniß nach Abgeschlossenheit mehr und mehr zur anderen Natur ward, breitete sich Schiller weiter und weiter aus und wirkte unmittelbarer auf das Publikum. Daher dann, als sie sich endlich gegeneinander erschlossen, die herrliche Ergänzung beider Naturen. Zu einer einzigen Macht thaten sie sich zusammen. In einer Zeit geschah das, wo sie auf verschiedenen Wegen beide sich äußere Unabhängigkeit erworben hatten und beide zur Ueberzeugung gekommen waren, daß sie nichts weiter als Dichter sein könnten.

Ihre gegenseitigen Mittheilungen bieten jetzt das Schauspiel eines geistigen Naturprozesses dar.

Einer kann nicht arbeiten ohne den Andern. Ueber ihre

Werke berathen sie wie über gemeinsame Thaten. Ein Phänomen erblicken wir, als wären zwei Planeten zusammengestoßen und rollten fortan zu einem einzigen Stern verwandelt um die Sonne weiter. Wohin wir blicken in der Geschichte: nirgends bietet sich ein ähnlicher Anblick. Ueberall wo große Männer sich zeigen, herrscht Einsamkeit um sie her und Raum und Zeit und Gefühle trennen sie. Bedeutenden Geistern wird es, je vollendeter sie in ihrer Eigenthümlichkeit sich ausbilden, unmöglich beinahe, mit Anderen im Vertrauen zu stehen, in deren Ansichten auch nur ein geringer Widerspruch gegen die ihrigen sich Geltung verschaffen will. Dies Gefühl war bei Schiller und Goethe gleich stark. Sie mußten sich abstoßen. Und dennoch hier zuletzt die idealste, innigste Vereinigung. Der Gedanke drängt sich auf unwillkürlich, daß die Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses ein Merkmal der Vervollkommnung der menschlichen Natur sei, ein Beweis für Lessing's, in seinen Sätzen über die Erziehung des Menschengeschlechtes, niedergelegte Gedanken.

Daran jedoch müssen wir uns stets erinnern, wenn wir jeden für sich betrachten: Goethe war ein vierzigjähriger Mann, als er in Italien die Umwandlung seines Wesens erlebte. Diese Reise, die in die Mitte seines physischen Lebens fällt, bildet bei ihm die Scheide zwischen Jugend und Alter. Vor ihr war er der junge, fast mythische Goethe, über dessen Gestalt eine leise Dämmerung verbreitet ist; nach ihr ist er der uns allen verwandte Goethe der neuen Zeit, von dem wir sagen, er lebe noch, weil seine Werke lebendig sind, als hätte er sie heute geschrieben, und weil noch so Viele unter uns sind, die das Glück genossen haben, mit ihm zu reden und ihm in die Augen zu sehen. Wenn er von nun an ruhiger wird und in seinen Dichtungen langsam vom Ausdruck der Leidenschaft zu dem der Betrachtung übergeht, so liegt das im Gange der menschlichen Natur. Er war sechszig, als er die Wahlver-

wandtschaften dichtete, und den siebzigen nicht ferne, als der westöstliche Divan geschrieben ward. Gleich zu Anfang, als er Rom betrat, drängte sich ihm das Gefühl auf, er hätte zehn Jahre früher dahin gelangen müssen. Aber man pflegt von denen, die soviel gewähren, Alles zu verlangen. Goethe konnte nicht immer jung bleiben, und wie bei allen Sterblichen ging die Zeit der glühenden Leidenschaft vorüber nach unabänderlichen Gesetzen.

Schiller's und Goethe's vereinigte Thätigkeit fällt in die Zeiten, in welchen Frankreich die geistige Uebermacht einbüßte, in deren Besitz es bis dahin gewesen war. Doch ist der Uebergang kein plötzlicher; Goethe übersetzt noch Voltaire's Tankred, und Schiller die Phädra des Racine. Aber die Verhältnisse waren doch schon der Art, daß die französischen Werke gleichsam ins Deutsche erhoben wurden. Ein gewaltiger Zug lenkte die Geister wieder Italien und dem Alterthum zu. Goethe war die treibende Kraft dieser neuen Bewegung, die nicht ohne Widerstand blieb, dennoch aber siegreich durchdrang. Seit er nach Italien ging, seit er Winckelmann populär machte und die Werke Raphael's und Michelangelo's auslegte, wurde Rom von neuem als die hohe Schule erkannt, in der ein männlicher Geist am schönsten seine Bildung vollendet.

Und das gilt heute noch. Keine politische Veränderung kann dieser Stätte ihre allmächtig einwirkende Kraft rauben. Noch immer fühlen wir, daß man anders von dort zurückkommt als man gegangen ist. Italien hat Cornelius und Schinkel gebildet. Dort hat Platen gedichtet. Von Rom ging jene neue Blüthe der Deutschen Philologie aus, der wir heute so Ungemeines zu verdanken haben. Wilhelm von Humboldt befestigte dort seinen hohen Begriff von der Würde der Kunst und Gelehrsamkeit, die er später als preußischer Minister verwirklichte; Niebuhr und Bunsen aber machten das Capitol zu

der Pflanzstätte gelehrter Bildung, indem sie, als preußische Gesandte, in edelster Weise den Pflichten genügten, die ihnen ihre Stellung in Rom Deutschland gegenüber auferlegte. —

Goethe fühlte sich berufen, bis in seine letzten Tage der Vermittler zwischen Italien und Deutschland zu sein. Nicht nur die großen Italiäner der vergangenen Jahrhunderte suchte er uns näher zu bringen, sondern für Alles was vom Süden kam, hatte er ein Herz gewonnen. Alfieri, den größten Dichter des modernen Italiens, lernte er nicht selbst persönlich kennen, aber er veranlaßte, daß von seinen Tragödien übersetzt und in Weimar aufgeführt ward. Für Manzoni's Arbeiten wirkte er mit Eifer. Die italiänische Sprache, die gleich der unsern und der griechischen, sich so schön und schmiegsam zum Ausdruck der individuellsten Gedanken eignet, muß für jeden Deutschen, dem sie bekannt ist, ein harmonischer, freundlicher Klang sein. Möge das Gefühl der edelsten Verwandtschaft mit Italien, das Goethe hegte und pflegte, immer lebendiger bei uns werden, und das Bewußtsein klarer, wieviel Deutschland im höchsten Sinne der Nation zu danken hat, der jetzt, nach Jahrhunderten der Unterdrückung, die Möglichkeit freier geistiger Entwicklung zum ersten Male wieder geboten wird.

Schiller und Goethe.

(1858.)

Muthvoll drang er hinauf zum wolkenverhüllten Gipfel,
Und der olympischen Burg Thore, sie sprangen ihm auf.
Aber der andere ruhte gelassen am Fuße des Berges;
Sieh, und es kamen zu ihm alle die Götter herab.

Die wahre Geschichte Deutschlands ist die Geschichte der geistigen Bewegungen im Volke. Nur da, wo die Begeisterung für einen großen Gedanken die Nation erregte und die erstarrten Kräfte ins Fließen brachte, geschehen Thaten, die groß und leuchtend sind. Wo es sich um gemeineren Vortheil handelt, überragen uns die andern Völker an Energie und an Leichtigkeit.

Man kann die Geschichte der französischen Könige und Kaiser diejenige Frankreichs nennen: die Namen der Deutschen Kaiser und Könige aber sind keine Meilensteine für den Fortschritt des Volkes. Die Geschichte der englischen Staatsverfassung enthält die Englands, aber die Kämpfe auf Deutschen Reichstagen und Ständeversammlungen stehen außer Zusammenhang mit der Entwicklung des Ganzen, selbst die Kriege, die Friedensschlüsse, die Spaltungen des Landes spielen eine untergeordnete Rolle; es fragt sich immer zuerst, welcher Gedanke ergriff die gesammte Nation, welche Männer waren es,

die ihn zuerst empfanden, welche, die ihm freie Bahn brachen, und nach welcher Richtung riß er das Schicksal Deutschlands mit sich vorwärts?

Die Deutsche Geschichtschreibung muß an die höchsten Dinge anknüpfen, welche den Menschen bewegen. Die Reformation, die Blüthe der neuen Litteratur, sind Epochen für uns und haben eine würdige Darstellung erfahren. Für Frankreich war ein Buch möglich unter dem Titel: „das Zeitalter des großen Ludwig;" bei uns gibt es keinen Fürstennamen, der so wie der Ludwig's alle Strahlen an sich sog und alle wieder ausstreute. Aber „ein Zeitalter Luther's oder Goethe's" hätte Sinn und Inhalt. Ihrem Einflusse entzog sich nichts, so lange sie wirkten. Ihr Charakter wird zu einem Durchschnittsmaße, nach dem wir die andern um sie her abmessen. Die Fürsten, welche gegen den Kaiser rebelliren, die Bauern, welche ihre Herren angreifen: Luther steht in der Mitte, um ihn ereignen sich die Dinge; strichen wir ihn aus, so wären es lauter einzelne Vorfälle ohne Beleuchtung und ohne Zusammenhang. Nicht anders mit Goethe. Was hat Goethe mit den Freiheitskriegen zu thun? Er kämpfte nicht mit, schrieb keine patriotischen Gesänge, keine Broschüren gegen die Franzosen oder vaterländische Tragödien. Aber man sehe die Bildung der Männer, welche damals den Kern des Volkes bildeten, genauer an: lauter Schüler seiner Lehre, die sich bemühen, in seinem Geiste zu handeln. Corneille's oder Shakespeare's Leben dem Goethe's gegenüber verhalten sich wie die Schicksale einer Stadt zu dem eines ganzen Landes.

Nur in Deutschland konnte die ideale Macht eines Schriftstellers so tief die Gemüther ergreifen. Seit Luther's Zeiten ist die Geschichte der Litteratur die innerste Geschichte des Volkes. Alles andere spiegelt sich in ihr und ordnet sich unter. In diesem Sinne bekannte Friedrich der Große in hohem Alter, als er alle seine Schlachten geschlagen, Preußen

zu einer Macht ersten Ranges erhoben und die Erbärmlichkeiten aller Handwerke kennen gelernt hatte, der Ruhm eines großen Schriftstellers erscheine ihm bedeutender als der des größten Fürsten. So schrieb er an Voltaire zu einer Zeit, wo er es aufgegeben hatte, diesem Manne Schmeicheleien zu sagen, oder seinen Versicherungen Glauben zu schenken, daß er selber einmal als großer Schriftsteller genannt werden würde.

Wenn wir von unsern großen Dichtern sprechen, so reden wir davon wie die Franzosen von ihrer Gloire und die Engländer von ihrem Reichthum. Goethe und Schiller sind nicht blos Männer, deren Arbeiten uns ergötzen oder momentan rühren, sondern wir betrachten sie als die Schöpfer der geistigen Höhe, auf der wir uns befinden. An ihrem Ruhme haben wir alle Antheil und zehren von ihm. Keiner von uns, der nicht ein ganz besonderes, persönliches Verhältnis zu ihnen hätte und seine eigene Meinung über ihre Schriften und ihren Charakter. Darin ändert er sich nicht und nimmt keine Belehrung an; denn diese Meinung wuchs mit ihm selber langsam auf und hat Theil an seinen Fehlern und seinen Tugenden.

Ueber Goethe und Schiller ist so viel bedeutendes geschrieben worden, aus ihrem Leben sind so viele Einzelnheiten bekannt gemacht, daß ein Studium dazu gehört, das ganze zu umfassen. So ist denn von ihren Werken wie von den Nachrichten über ihr Leben nur eine fragmentarische Kenntnis, und diese nicht im richtigen Zusammenhange in das Volk gedrungen. Goethe's Leben umfaßt beinahe ein Jahrhundert, seine Werke bilden ganze Reihen von Büchern. Die, welche sie seit langen Jahren lesen, sind oft unbekannt mit vielen der wichtigsten Dinge, welche darin stehen. Der Eine will nur die Werke seiner Jugend anerkennen, der Andere nur das lesen, was er im Alter schrieb. Jeder scheidet das allmählich

heraus, was ihm am meisten zusagt, und bleibt dabei stehen. Alle die Schicksale des Mannes und jeder einzelnen Arbeit klar im Gedächtnisse zu besitzen, ist ohne angestrengte Arbeit nicht möglich. Die Bücher, welche über Goethe geschrieben sind, setzen aber entweder die Kenntnis des Materials voraus, oder, wo sie es dem Leser mitzutheilen versuchen, stehen sie nicht auf der Höhe ausgezeichneter Arbeiten.

Indessen wir bedürfen ihrer kaum, denn wer in Wahrheit etwas davon wissen will, muß selbst suchen. Lieber sich durch eigenes, wenn auch unvollkommenes Studium selber eine Meinung bilden, als die Resultate annehmen, die Andere zu einem Bilde eigener Erfindung zusammensetzten. Nur der hat eine Idee von Kunst und Wissenschaft, der selbst gesehen und gelesen hat, auf dessen Seele die Werke der Meister wirken konnten. Nur dem sind Kunst- und Litteraturgeschichten nützlich, der die in ihnen ausgesprochenen Ansichten seinen eigenen zur Vergleichung gegenüber stellen kann, die er vorher durch eigene Erfahrung gewann. Goethe's Leben in dieser Weise aus der Quelle selbst zu schöpfen, ist nicht schwer. Für die Jugend bis zum Eintritt in Weimar haben wir sein Werk Wahrheit und Dichtung; für Weimar, bis er nach Italien ging, den Briefwechsel mit Frau von Stein; aus Italien das Buch: die italiänische Reise; über die nächste Zeit seinen Bericht über die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz, für die folgenden zwölf Jahre aber seinen Briefwechsel mit Schiller, dessen eigenes Leben jetzt in seinen gesammten, chronologisch hintereinander abgedruckten Briefen am deutlichsten niedergelegt ist.

Schiller's und Goethe's Briefwechsel ist ein Besitz, wie ihn kein anderes Volk aufweisen kann. Wenn wir die Dichtungen der beiden Männer als die edelsten Geschenke betrachten, welche Deutschland jemals dargeboten wurden, so kann man diesen Briefwechsel als das reichste Vermächtnis bezeichnen,

das uns zufiel. Man hat die Bemerkung gemacht, daß ungebildete Menschen, wenn sie durch Langweile auf Reisen getrieben wurden und nach Rom kommen, wo sie nur zur Befriedigung ihrer Neugier und Eitelkeit die dort angehäuften Reliquien der Jahrhunderte betrachten, unwillkürlich von einem heiligen Respekt vor der Kunst und ihrer idealen Macht erfüllt werden; ebenso müssen die, welche Schiller's und Goethe's Briefe lesen, von dem Werthe des Lebens ergriffen werden, das diese beiden, jeder für sich, wie gemeinsam, führten; mitten unter der Uebermacht der materiellen Ansprüche unserer Zeit muß ihnen die Ahnung aufdämmern von einer Existenz, deren Arbeit werthvoller als jene den augenblicklichen, sichtbaren Gewinn fördernde Thätigkeit der Hände oder des Geistes ist, die heute allein mit dem ehrenvollen Namen Arbeit belegt wird. Jahre hindurch verfolgen wir hier das Streben zweier Geister, die sich über das Treiben der Menschen rings um sie herum erhoben hatten. Wir sehen, wie sie das Große und das Gemeine beurtheilen und behandeln, wir erblicken die Früchte ihres Dranges nach wahrer Arbeit, wie sie es sich sauer werden ließen, die eigenen hohen Ansprüche an sich selbst zu befriedigen, wie sie ohne Innehalten sich abmühten, höher zu steigen, zu lernen, zu verbessern und an neuen Schöpfungen das zu verwerthen, was die abgethanen, vollendeten sie gelehrt hatten.

Um diese Vereinigung wahrhaft zu würdigen, müssen wir die Wege betrachten, die jeder zuerst allein ging, bis sie in eine gemeinsame Straße zusammenliefen. Sie fanden sich wie zwei Ströme, die von einander strebend dennoch in dasselbe Bette gezwängt werden, und wie ein einziger, dennoch mit verschieden gefärbten Strömungen, dem Ocean ihre Gewässer entgegenwälzen. Die gewöhnlichen Freundschaften des Lebens beruhen zu sehr auf dem Zufall, sie bieten keine Vergleichung für die, welche zwischen Schiller und Goethe waltete.

Es wäre eine schöne Aufgabe der litterarischen Geschichtschreibung, die Verhältnisse hier so darzustellen, daß ihr Zusammengreifen als ein Kunstwerk der Vorsehung erschiene, oder wie nun jeder Einzelne die Macht nennt, durch deren Einwirkung die planlosen Schicksale der Völker und der Menschen für das rückwärtsblickende Auge den Anblick eines schön verknüpften Gewebes darbieten. Je reiner uns die Fäden gezeigt werden, je klarer ihre Verschlingung dargelegt wird, um so schöner und ergreifender wird die Arbeit. Aber es scheint mir nicht, als ob sie bei Schiller und Goethe bereits möglich sei. Ihre Werke sind noch zu sehr in der Wirkung begriffen. Ihre Zeiten liegen zu entfernt, um eine Schilderung aus persönlicher Erfahrung zu gestatten, zu nah, um den unbefangenen historischen Anblick zu gewähren. Einer späteren Generation bleibt das freie Gefühl vorbehalten, dessen wir noch ermangeln. Wir sind gleichsam in dem Zustande, in dem sich das Publikum befindet, das aus dem Schauspielhause auf dem Heimwege begriffen ist. Das Stück ist zu Ende, aber der Eindruck hat sich noch zu keinem Urtheil concentrirt; es muß eine Ruhe eingetreten sein, während welcher der erregte Geist sich sammelt, um sich klar zu werden, was er eigentlich gesehen und empfunden habe, zu gewahren, was dauernd in ihm haften blieb und was als überflüssig davon flog. Je höher die Gebirge sind, um so weiter muß man zurücktreten wenn man sie überblicken will. Bis jetzt hat man nur ihre Schluchten durchkrochen, ihre Felsen der Steinart nach bestimmt, Höhlen entdeckt und verborgene Quellen gefunden. Dies alles sind nur Vorbereitungen. Ueber Goethe's Philosophie, sein Verhältnis zum Christenthum, seine theatralischen Bestrebungen können wir noch nicht urtheilen. Man weist nur auf dies und jenes hin, dessen man sich beim Studium bewußt wurde, man zeichnet die Reflexionen auf, die bei der Betrachtung sich aufdrängten, alles aber unter dem

Vorbehalte, wohl bedacht zu haben, von welchen Gränzen man umfangen wird und welchen Täuschungen man nothwendigerweise unterworfen bleibt.

Goethe's erste Anfänge gehören in eine Periode, deren öffentliches Leben eben so verschieden von derjenigen war, in welche seine mittleren Produktionen fallen, wie diese selbst von der letzten Zeit, in die sein Alter noch so tief hinein ragte. Als er zu dichten begann, war die Deutsche Litteratur auf den Bürgerstand als ihr Publikum angewiesen. Lessing, Klopstock, Gellert und die ganze Schaar der Männer zu ihren Zeiten hatten weder die Höfe noch den Adel im Auge, sie schrieben für die unabhängige mittlere Schichte des Volks, und nur ausnahmsweise gewannen ihre Schriften im durchaus französisch gebildeten Adel einzelne Verehrer. Die Aristokratie des Volkselements, für das sie arbeiteten, war die Republik der Gelehrten. Die höhere Gesellschaft kannte nur eine einzige Sprache, die der Dichtung fähig war, die französische (die italiänische kommt im ganzen wenig in Betracht); Goethe's erster dramatischer Versuch ist ein Stück in Alexandrinern mit französischer Theaterpraxis und beinahe französischem Inhalte.

In Frankreich selbst entstand der Rückschlag gegen diese Richtung. Diderot stellte dem zu völliger Unnatur verkünstelten Wesen des Theaters seine in prosaischem Natürlichkeitsstyl geschriebenen Komödien entgegen und unterstützte sie durch kritische Arbeiten. Das griff Lessing auf, welcher, früher auf ganz anderer Fährte, nun eine Umwandlung erfuhr, durch welche seiner Eigenthümlichkeit Terrain, sich zu entwickeln, eröffnet ward. Lessing gesteht dies offen ein. Diderot hat durch ihn mehr in Deutschland vollbracht als in seinem Vaterlande, wo Voltaire noch zu mächtig war. Bei uns half er die Straße glätten, auf der Shakespeare siegreich einzog. Goethe's Clavigo ist in Diderot's Manier geschrieben. Diese

weinerliche Komödie (comédie larmoyante) hat nicht nur Beaumarchais zum Helden und Inhalte, sondern Beaumarchais, ein Nachahmer Diderot's, gab durch seine eigenen theatralischen Werke die Form und den Ton, in welchem Goethe sein Stück dichtete. Goethe erzählt, wie populär damals Beaumarchais' Eugenie war, über welche die jungen Damen in Frankfurt Thränen vergossen.

Shakespeare jedoch überwucherte bald alles andere. Freilich eine Uebersetzung wie die Schlegel'sche wäre damals undenkbar gewesen, man spielte ihn in elenden Uebersetzungen. Götz von Berlichingen ist ein Denkmal von dem Einflusse dieses Dichters auf Goethe's fortschreitendes Genie. Er fällt bereits in Zeiten, wo das Franzosenthum in Deutschland vor der um sich greifenden einheimischen Dichtung auf dem Rückzuge war. In Frankreich witterte man den Umsturz der Dinge von ferne, in Deutschland durchdrang das Verlangen nach geistiger Unabhängigkeit endlich auch den Adel und die Hofgesellschaft. Allein Goethe schreibt noch hie und da französische Briefe an Frau von Stein und der Herzog von Weimar bleibt seiner Vorliebe für die französischen Klassiker getreu. Erst am Ende des Jahrhunderts ging das nationale Element siegreich hervor aus dem Kampfe gegen fremde Einflüsse, eine neue Aera begann. Der Adel floß zurück in den Bürgerstand, immer noch verschieden dem Range nach, geistig aber auf Einer Fährte. Sie berührten sich frei, ohne darum ihre Stellung aufzugeben, und es entstand jene wunderbare Mischung des Volkes, die man das gebildete Publikum nannte, ein vornehmes, aus den besten Bestandtheilen des Volkes zusammengesetztes Volk im Volke, das bis zu Goethe's Lebensende das herrschende und tonangebende Element in Deutschland blieb.

Eine Fülle unabhängiger Männer fing an die Litteratur als das höchste Interesse des Lebens anzusehen. Die besten

Kräfte Deutschlands hielt eine gemeinsame Ehrfurcht vor Kunst und Wissenschaft verbunden. Man forschte, philosophirte und schrieb auf eigene Gefahr; das Beispiel derer, welche das große Wort führten, übte seinen Einfluß auf die Geringeren, man stritt und intriguirte hier wie überall, aber man bewegte sich stets auf einem idealen Gebiete. Malerei, Skulptur, Architektur, Naturwissenschaften erwachten zu neuem Leben — steht man heute da und verlangt handgreifliche Beweise von dem, was damals gethan und geschaffen ward, so könnte man fast in Verlegenheit gerathen, denn es ist wenig aufzuweisen; allein in jenen Zeiten wurden alle die Männer erzogen und gebildet, welche später Deutschland aus der Herrschaft der Franzosen herausgerissen, und alle die Männer, welche jetzt noch von damals übrig sind, sprechen von dem Hauche der Begeisterung, welche ihre Jugend umwehte, und sagen, die heutige Zeit verstände das nicht, es sei unmöglich, ihr begreiflich zu machen, wie man damals das Leben ansah.

Noch kürzlich hörte ich die Bemerkung eines älteren Mannes, es sei nicht möglich sich jetzt vorzustellen, wie es vor der Schlacht bei Jena in Deutschland ausgesehen habe. Und doch fallen Schiller's sämmtliche Werke in diese Periode, Wenn wir heute den Wilhelm Tell sehen, die Scene, wo Rudenz seine Bauern zu freien Leuten macht, denken wir nicht daran, daß zu der Zeit, wo Tell geschrieben ward, der Adel noch alle seine Privilegien hatte und der Bauer seine Freiheit noch nicht. Stellt man sich heute so obenhin die sogenannte Rococcozeit vor, so scheint das veränderte Kostüm, Zöpfe, Degen und gestickte Kleider, der Hauptunterschied. Aber in den altmodischen Kleidern steckten altmodische Gedanken. Weil Goethe so ganz und gar in die neue Zeit hinein lebte und zugleich sein Leben und Dichten so sehr den Charakter der Einheit trägt, nimmt man unwillkürlich die Vorstellung an, seine wei-

maraner Existenz habe von Anfang an unter sich gleich bleibenden Bedingungen ziemlich dasselbe Aussehen gehabt. Nur daß er eben ein alter Mann ward, keinen Puder mehr in den Haaren trug und nicht mehr selber als Orest in der Iphigenie auftrat. Wer aber hätte damals den Orest spielen sollen in Deutschland, wenn nicht Goethe selbst? Armselige Wandertruppen zogen umher, Schauspielhäuser wie sie heute jede mittlere Stadt besitzt, fanden sich für die Deutsche Bühne nirgends. In Weimar gab es kein ständiges Theater. Der Nachdruck ward durch ganz Deutschland als ehrliches Geschäft betrieben. Das Reisen war eine Ausnahme, wie heute das Zuhausebleiben. Goethe, als er nach Italien ging, machte einen weiteren Weg, als wenn er heute nach China oder Australien gegangen wäre. Es herrschte damals andere Sitte und anderes Recht. Die Kinder standen den Eltern anders gegenüber, die Soldaten nahmen eine andere Stellung im Staate ein, die Universitäten hatten eine andere Bedeutung, die städtischen Einrichtungen größere Zähigkeit: bis auf die Sprache ist wenig so geblieben wie es war. Wer, wenn er einen langen Eisenbahnzug daher kommen sieht, dem in einem einzigen Tage von allen Seiten Dutzende ähnlicher Züge folgen, könnte sich einen Zustand vorstellen, wo alles Reisen auf ein einsames Forttraben zu Pferde reducirt war? Denn die Wege hatten in jenen vergangenen und doch nicht allzu fernliegenden Zeiten meistens eine so bedenkliche Beschaffenheit, daß bei einem Wagen das Steckenbleiben und Umfallen beinahe wie eine Gewißheit vorausgesehen wurden.

Indessen wie hoch man auch den Einfluß dieser Verhältnisse anschlagen mag, der Kern des Lebens bleibt unberührt von ihnen. Es sind Aeußerlichkeiten. Sie erklären dies und jenes in Schiller's und Goethe's Dichtungen, so daß es den Schein der Seltsamkeit verliert, den es ohne diese Kenntnis annimmt; allein das wirklich Ergreifende ihrer Werke liegt in

einer höheren Region und wird unter allen Umständen die gleiche Kraft bewahren. Nur zwei Punkte darf man nicht vergessen: daß man stiller und träumerischer lebte, und daß unser jetziger Begriff der „Arbeit“ unbekannt und unmöglich war. Heute ist die erwerbende Klasse die, von der die politische Gestaltung der Welt abhängt, damals lag das Schicksal der Staaten noch in den Händen des Adels. Adel und Arbeit heben einander auf. Der Arbeiter vermehrt die Güter, die er erworben hat, der Adlige verzehrt die Einkünfte der Güter, welche ihm von seinen Vorfahren hinterlassen wurden. Durch Erbschaft erworbene Reichthümer gelten nichts in Amerika, der Werth des Mannes wird nach dem geschätzt, was er selbst gewonnen hat. Der Arbeiter, der höchste wie der niedrigste, setzt seine Person dem Geschäfte nach, das er betreibt; der Adel kennt nichts als seine Person und opfert Alles den idealen Anforderungen seiner Standesehre. Der Adel entstand dadurch, daß ein höherstehendes Volk ein niedrigeres überwand und es zu dienen zwang. Waren in der Folge auch durch den Lauf der Jahrhunderte beide Völker zu einem geworden, so bestanden dennoch die Verpflichtungen weiter, durch welche eine Anzahl von Familien als eine höhere Kaste betrachtet werden, die das Recht hat, sich vom Lande ernähren zu lassen, seine Kriege zu führen und seine auswärtigen Beziehungen zu leiten. Kunst und Wissenschaft finden bei ihnen Schutz, Verständnis und Belohnung. Sie empfangen ihre Einkünfte nicht, um sie anzusammeln, sondern um sie wieder auszugeben. Das Gold, welches große Dichter, Maler, Bildhauer von ihnen annehmen, ist kein Almosen, die unterthänigen Worte, mit denen sie ihre Arbeiten überreichen, sind keine Erniedrigung. Die Ehre und nicht der Nutzen war die Richtschnur, nach welcher der Adel handelte, sein Geschäft war das Genießen, nicht das Erwerben, seine Aufgabe, nicht eine bestimmte Sache gründlich zu lernen und durch sie eine Exi-

stenz zu erringen, sondern Alles kennen zu lernen und alle Kräfte des Körpers und der Seele gleichmäßig auszubilden. Das beste Brod kam auf seine Tafel, die ersten Baumeister führten ihm Paläste auf, er selbst rührte keinen Pflug, kein Handwerkszeug, nur in seltenen Fällen eine Feder an. Alle arbeiteten für ihn und gaben das Geld obendrein, mit dem sie bezahlt wurden, ja sie waren trotzdem noch stolz auf diese wenigen, welche arbeitslos den Reichthum des Landes verzehrten. Solche Gesinnung finden wir heute nicht mehr. Allein es gibt doch merkwürdige Anzeichen, wie tief sie mit der menschlichen Natur zusammenhängt. In England, wo die Lehre von der Arbeit am längsten verbreitet war, wo alle Verhältnisse auf ihr beruhen, gilt dennoch der allein für einen ächten Gentleman, der von seinen Einkünften lebt und sich mit dem beschäftigen kann, wozu er Lust hat, und wer dort durch seiner Hände Arbeit das tägliche Brod gewinnt, zählt nicht zur guten Gesellschaft. Die ersten Künstler werden unter diesem Gesichtspunkte als Handwerker betrachtet.

Uns erscheint dies eine schreiende Ungerechtigkeit. Wir verdammen ebensosehr die Sklaverei der südlichen Staaten von Nordamerika. Auch dort hält sich die weiße Bevölkerung zu gut für die Beschäftigungen, welche den Schwarzen zur Last fallen. Mag das nun einen Lauf nehmen wohin es will: wo es nicht eine Klasse des Volkes gibt, die durch ihre Geburt allein schon die Vortheile empfängt, welche eine freiere, unbekümmerte Anschauung des Lebens möglich machen, da sind Kunst und Wissenschaft ausländische Pflanzen ohne Zweck und sogar ohne Berechtigung. Nur ein gewisses ruhevolles Behagen am Dasein macht die Seele empfänglich für den Reiz des Schönen, und nur der kann an der Darstellung des Großen und Erhabenen sich begeistern, der durch seine Erziehung es zu erkennen und zu schätzen befähigt wird. Ich will nicht sagen, daß es solche Menschen nicht mehr gibt,

aber sie bilden heute nicht mehr eine sich fühlbar machende Gesellschaft, welche das große Wort führt, und der Adel hat nichts mehr zu thun mit ihnen als ein Stand, denn er besitzt keine Rechte mehr und hat keine Pflichten mehr zu erfüllen. Ich berühre diese Verhältnisse auch nicht, um darüber zu klagen, daß unserer Zeit, in der wir leben, die Ruhe für das Verständnis dichterischer Werke genommen sei, denn unsere Zeit ist trotz der Auflösung aller hergebrachten Bande eine große und zukunftreiche Epoche, über die sich niemand zu beklagen hat, sondern ich möchte nur zeigen, wie die meisten Männercharaktere in Goethe's Dichtungen ihre Berechtigung haben, auch wenn sie unsern Begriffen nach ein unthätiges Leben führten. Werther hat keine Ahnung, daß man arbeiten müsse, Wilhelm Meister ist ein dilettantisirender Vagabund, Eduard in den Wahlverwandtschaften ein Rentier ohne feste Beschäftigung. Nur die Frauen haben in seinen Romanen einen Wirkungskreis, den sie thätig ausfüllen, die Männer führen ein drohnenhaftes Dasein und lassen andere für das Brod sorgen, das sie essen. Der philisterhafte Kaufmann, Wilhelm Meister's Vetter, ist unter so vielen Personen die einzige, die es sich mit dem Verdienste sauer werden läßt, und wird dafür denn auch als eine Art Vogelscheuche zur Warnung hingestellt: so sehr war die damalige Zeit noch von der Idee erfüllt, daß die ideale Thätigkeit im Menschen höher anzuschlagen sei als das erwerbende Handwerk. Eckermann äußerte gegen Goethe, der Tasso sei nicht leicht zu verstehen. „Ein junger Mann von guter Familie," erwiederte dieser, „mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genugsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird das Stück nicht schwer finden." Düntzer bemerkt hiegegen, es sei schon mehrmals mit Recht ausgesprochen worden, daß auf solche gelegentliche Aeußerungen Goethe's nicht viel zu geben sei. Aber der Dichter wollte

mit diesen Worten gewiß nicht allen denen den Genuß seines Werkes abschneiden, deren Person nicht mit dem obigen Signalement übereinstimmte, sondern er explicirte nur, welcher Art das Publikum gewesen sei, für das er fünfzig Jahre früher das Stück dichtete und in dessen Umgang er den Stoff dazu eingesogen hatte.

Goethe lebte an einem Hofe inmitten der guten Gesellschaft, machte da seine Erfahrungen und producirte da seine Gedichte. Man hat behauptet, es wäre besser für ihn gewesen, wenn er niemals in diese beengenden Kreise eingetreten. Welcher Art aber waren die, aus denen er ausschied? Der Trieb, der ihn nach Weimar führte, war ein so natürlicher! Sollte er in Frankfurt Advokat bleiben und allmählich eine höhere Stellung in der städtischen Verwaltung erreichen? Er fühlte, daß dort sein Platz nicht war. Er wollte leben; das einzige Mittel, nicht zu verkommen, war, daß er einer Umgebung entrann, deren Gesinnung für ihn bald eine erstickende Fessel geworden wäre.

So schloß er sich dem Herzoge an und ward aus dem Bürger einer freien Stadt der Diener eines Fürsten, dessen Land von unbedeutendem Umfange ist. Aber die Luft war freier da oben. Michelangelo, der störrigste Republikaner, verkehrte mit dem hohen Adel seiner Zeit, Corneille, eben so unabhängig in der Gesinnung, diente dem Cardinal Richelieu — er sagt, le cardinal mon maître —, Beethoven ging denselben Weg, und Schiller, der auf seine Räuber das Motto gegen die Tyrannen gesetzt hatte, bittet den Herzog von Meiningen um den Hofrathstitel und wird wie Goethe endlich durch seine Erhebung in den Adelstand auch theoretisch in die Gesellschaft aufgenommen, welcher er faktisch längst angehörte, ohne darum aufzuhören, der Dichter des Volkes zu sein.

Für Goethe waren alle Verhältnisse, in die er hinein kam, nur Kleider, die ihm allmählich zu eng wurden, weil

er sie verwuchs, bis er sich gezwungen sah, sie abzustreifen, oder abzureißen, wenn er zu lange damit gesäumt hatte. Zuerst Leipzig, dann Straßburg, dann Frankfurt, dann Weimar — jeder neue Ort schien gegen den, den er verließ, eine Welt an Weite und dennoch bald zu enge für seinen Geist, der darüber hinausstrebte. Welch ein Spielraum in Leipzig, als er das dumpfe stille Frankfurt zuerst mit der Universität vertauschte! Dann aber, als er in Straßburg an Leipzig zurück denkt, wie sehr dünkt er sich jetzt erst im frischen, freien Gewässer! Auch da gibt es bald nichts mehr, das ihm nicht zur Schranke geworden wäre: Frankfurt, Wetzlar, Gießen, und neben diesen alle die Orte, wohin sich seine Freunde zerstreuen, bilden einen neuen Wirkungskreis. Aber auch was ihm so geboten wird, hat er in kurzem ausgelebt und läßt sich vom Schicksal nach Weimar leiten. Er kommt dahin wie in ein fremdes Land. Unter ihm liegen die alten bürgerlichen Verhältnisse. Er tritt ein in die höhere Gesellschaft; endlich aber ist auch dies Leben kein Reiz mehr für seine Kräfte und er blickt wieder über den Rand seines Daseins nach einem ferneren Horizonte. Er reißt sich los und flieht nach Italien.

Nach zwei Jahren kehrt er zurück. Er ist ein Mann von vierzig Jahren, der, ruhig geworden, die Jagd auf Enttäuschungen aufgegeben hat. Sein Ehrgeiz ist befriedigt, seine Leidenschaften gehorchen ihm. So tritt er wieder in das alte Geleise. Er war allein und wollte allein sein, er brauchte keinen andern mehr an seiner Seite, um sich selbst zu fühlen. Schon seine Briefe aus Italien sind in dem Tone der Resignation geschrieben, der er sich, nach Deutschland zurückgekommen, völlig ergab. Für das Volk im großen und ganzen war Goethe stets nur der Dichter des Werther und des Götz gewesen, das übrige wurde mit in den Kauf genommen. Iphigenie, Egmont und Tasso waren nicht im Stande, stürmisch seinen Ruhm zu vermehren. Iphigenie, die er in Rom

den Deutschen Künstlern vorlas, hatte keinen Effekt gemacht, sie hatten etwas ganz anderes erwartet, so ein Stück wie den Götz. Egmont ward von den Deutschen Freunden mit kritischen Augen betrachtet, Schiller recensirte das Stück mit gereizter Kälte. Die Zeiten, wo man über Werther geweint hatte, waren vorüber, die Jugend verschlang die Räuber, man verlangte Politik und keine tiefgefühlten Familienscenen. Goethe, als er in Deutschland wieder erschien, war ein doppelter Fremdling geworden. Er fand kein Publikum mehr außer Weimar und konnte nicht mehr allein für seine weimaraner Freunde dichten. Obendrein war die französische Revolution im Losbrechen; mit stoischem Gleichmuthe gerüstet zog er sich zurück und sah die Dinge kommen, welche sich von Frankreich her heranbrängten.

Während Goethe noch in Italien festsaß, war Schiller nach Weimar berufen worden. Man hatte ihm den Titel eines herzoglichen Rathes gegeben, seinen Unterhalt aber mußte er sich selbst gewinnen. Gerade als Goethe wieder eintraf, wirkten die bedrängten Umstände, in welche Schiller durch Geldmangel versetzt wurde, peinlich auf seine Stimmung ein. Er zweifelte an seinem Beruf zur Poesie, wollte alle Gedanken an das Drama und Theater abschütteln und ein geschichtliches Werk schreiben, nur damit er zu leben hätte. Er war beinahe dreißig Jahre alt, er sehnte sich noch nach dem ersten Herzen, von dem er sagen könnte, daß es ihm ganz angehörte. „Immer bin ich wie ein isolirter, fremder Mensch in der Natur umhergeirrt," schreibt er in jenen Tagen an Körner, „und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, die ich an mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen, häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich noch hoffe. Ich führe eine elende Existenz; elend durch den innern Zu-

stand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann, an dessen Dasein sich mein eignes erfrischen kann; du weißt, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist.“ Und bei solchen Gedanken nicht allein die Sehnsucht, sondern zugleich die trostlose Aussicht, diese Frau vielleicht nicht einmal besitzen zu dürfen, wenn er sie fände; nicht etwa, weil sie einen andern liebte, an einen andern verheirathet wäre — dies war Goethe's Schicksal —, sondern deshalb, weil er sie nicht hätte ernähren können.

Nun war Goethe endlich wieder da. Am 20. August 1788 schreibt Schiller an Körner: „Goethe habe ich noch nicht gesehen, aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich so nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll gar keine Geschäfte treiben.“ So berichtet er aus Rudolstadt. Er wußte noch nicht, weßhalb Goethe an ihm vorübergefahren war, ohne ihn aufzusuchen. Drei Wochen darauf begegneten sie sich zum erstenmal.

„Endlich kann ich dir von Goethe erzählen, heißt es wieder in einem Brief an Körner, worauf du, wie ich weiß, sehr begierig warst. Ich habe vergangenen Montag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von S., der, die du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel wohlwollendes und gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen,

als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Jnteresse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anders als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Jtalien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen."

Wie stimmt zu dieser ganzen Beschreibung eigentlich der Anfang des Briefes: er sei heruntergestimmt in Betreff Goethe's? Eben weil es ein Widerspruch ist, erklärt er etwas, das Schiller nicht offener ausspricht. Er hatte von Goethe's Seite ein Entgegenkommen erwartet, das seiner Ungeduld entsprach und seine Verlassenheit bereicherte. Statt dessen war er nur das nicht einmal bevorzugte Mitglied einer Gesellschaft gewesen, deren Hauptperson der große Dichter war, dieser Liebling des Glücks, der ihn an äußern Gütern und an Talent so weit überragte. Goethe hatte ihn mit Höflichkeit behandelt, Schiller einen Menschen erwartet, der wenigstens offen und rückhaltslos das eigene Wesen dem seinigen entgegenstellte.

Und dabei blieb es. Sie lebten in *einer* Stadt zusammen. Jmmer drückender ward die Nähe des Mannes für den armen, einsamen Schiller, der statt zu gewinnen, verloren hatte. „Mit Goethe messe ich mich nicht, schreibt er sechs Monate später*) an Körner, er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, an sicherer Sinnlichkeit, und zu allem diesen einen durch Kunstkenntnisse

*) 25. Februar 1789.

aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen*), so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellenz darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühle ich die Superiorität, die er und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken — — mein nächstes Stück muß meinen dramatischen Beruf entscheiden."

In einem vier Wochen später geschriebenen Briefe spricht er offener und schärfer. „Ich will mich gern von dir kennen lassen, wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen**), und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles verlorene für mich nun nicht mehr — — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — — aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft."

Auch gegen Karoline von Wolzogen spricht er sich über Goethe aus: sein Charakter gefalle ihm nicht; er wolle ihr ein Wort im Vertrauen sagen. Er könne sich freilich übereilen, weil er ihn so selten sähe, aber Goethe sei niemals gegen einen Menschen zur Ergießung gekommen. Alle wisse er durch Bewunderung oder Dankbarkeit an sich zu fesseln,

---

*) Diese Selbstkritik Schiller's halte ich für ungemein wichtig.

**) Wie schön gesagt!

niemals habe er einem Menschen sich hingegeben; er sei ein Mensch, dessen Glück im höchsten Egoismus bestände.

So wenig kannte er Goethe; wie sehr aber verzeihen wir ihm doch dieses Urtheil! Er konnte nicht wissen, daß Goethe's Benehmen ein naturgemäßes Produkt seiner ganzen Entwicklung war und sein mußte. Wir wissen es besser jetzt; wir kennen die Feuerströme, aus deren Schlacken er in tausend Schmerzen eine Mauer um sein Herz gezogen hatte. Aber Schiller, abgestoßen von ihm und angezogen zugleich unendlich, schwankend in sich und ungewiß allem gegenüber, was ihn umgab, gequält von einer unablässigen Reihe der elendesten Sorgen, verlor die Freiheit, Goethe's Seele damals zu begreifen, während das achtzehnjährige Mädchen, Karolinens Schwester, die später seine Frau ward und der in jener Zeit seine Briefe gleichfalls galten, auf seine harten Worte die schöne Antwort schrieb, die für sie selbst in unsern Augen das beste Zeugniß ablegt. „Sie haben, schreibt sie, ein Urtheil über Goethe gefällt, das mir einiges klar macht in seinem Charakter, was ich sonst nicht zusammen vereinen konnte: daß er sich ein Ideal des Egoismus gebildet hat und daher sich an nichts mehr recht zu seinem eigenen Glücke anschließen kann. Er kann den Menschen viel für sich selbst geben, aber andere ihm nichts; dies habe ich schon oft bemerkt. Er kommt sich daher oft zu einsam vor, weil er sich zu groß fühlt, und ich glaube dies kann ihm trübe Augenblicke machen, deren er viele hat. Ich möchte wissen, ob er so fortleben wollte in Weimar? Es war letzt die Rede hier, er würde die Aufsicht über des Prinzen Erziehung haben. Hielte ihn so etwas nicht dort, ich kehrte lieber nach dem schönen Italien zurück. Und hätte auch Recht." — Indem sie Schiller's Urtheil beistimmend zu wiederholen scheint, redet sie von Goethe's Größe und macht es gerechter. Schiller antwortet indirekt darauf in einem späteren Briefe an Karo-

line. „Was Sie von Goethe schreiben, mag allerdings wahr sein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüsten Insel oder einem Schiffe mit ihm allein wäre, so würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe scheuen, diesen verworrenen Knäuel seines Charakters aufzulösen. Aber da ich nicht an dieses einzige Wesen gebunden bin, da jeder in der Welt, wie Hamlet sagt, seine Geschäfte hat, so habe ich auch die meinigen; und man hat wahrlich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menschen zu entziffern, die schwer zu entziffern sind. Ist er ein so ganz liebenswürdiges Wesen, so werde ich es einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel sind."

„Im Ernst, ich habe zu viel Trägheit und zu viel Stolz, einem Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird er und andere mich kennen lernen, wie ich seinen Geist jetzt kenne. Erwarten Sie nicht zu viel ergießendes und herzliches von Menschen, die von allem, was sich ihnen nähert, in Bewundrung und Anbetung gewiegt werden. Es ist nichts zerbrechlicher im Menschen als ihre Bescheidenheit und ihr Wohlwollen; wenn so viel Hände an dies zerbrechliche und zarte Ding tappen, was Wunder, wenn es zu Schanden geht! Wenn mich je das Unglück oder Glück träfe, sehr berühmt zu werden (und das ist insofern heute wohl möglich, als man es jetzt wohl werden kann und wird, ohne es zu verdienen), wenn mir dieses je passirt, so seien Sie mit Ihrer Freundschaft gegen mich vorsichtiger. Lesen Sie alsdann meine Schriften und lassen den Menschen übrigens laufen."

Dies war ein Abschluß. Die Frauen gaben es auf, eine

Annäherung herbeizuführen. Den tiefsten Grund seines Unmuthes aber hatte Schiller gegen Körner allein ausgesprochen. Nicht das Gefühl, mit geringerem Talente begabt zu sein, nicht der Neid auf Goethe's Ruhm, sondern das Bewußtsein quälte ihn, daß Goethe durch Kenntnisse und Bildung, durch Dinge, welche man der äußerlichen Welt verdankt, die auch er hätte besitzen können, wenn das Schicksal gewollt hätte, Vortheile vor ihm besaß, die es nun zu spät war, nachträglich zu erwerben. Schiller sah sich mit all seinen Kräften machtlos, weil er nicht vollkommene Macht besaß, sie anzuwenden. Goethe war ein ausgebildeter Feldherr, der seine Schule durchgemacht hatte. Kein Terrain bot ihm Schwierigkeiten, jede Waffengattung wußte er anzuwenden, keinen Augenblick zu früh, keinen zu spät; er kannte mit geübtem Blicke den Punkt, wo er treffen mußte, er wog mit kundigem Geiste die Geschosse, deren er bedurfte, wandte sie an und siegte, alles so ruhig und anscheinend leidenschaftslos, so sicher, während Schiller zitternd vor Begeisterung dastand, mitten unter den Schaaren, die er führen wollte, und statt eines überdachten Angriffs blindlings in das Gefecht ging, auf seine Tapferkeit und seine gute Sache vertrauend einzig. Und jetzt, sagte er sich, ist es zu spät. Goethe hat es gelernt, als er jung war. So jung bin ich noch, und dennoch schon zu alt, um es einzuholen. Aber, und dieß war das bitterste, selbst wenn es noch Zeit wäre, ich dürfte nicht daran denken, denn ich muß arbeiten für das tägliche Brod, ich habe keine Zeit mehr, die mir selber gehörte. Das ist der Punkt, wo man sagen kann, Deutschland hatte einen seiner größten Männer im Stich gelassen.

So verflossen fünf ganze Jahre. Anfangs lebten sie in Weimar zusammen. Sie wußten kaum von einander. Schiller zog nach Jena und heirathete. Goethe sah ihn gelegentlich, sie statteten sich Besuche der Höflichkeit ab, aber es trug keine

Früchte. „Ich möchte nicht gern über Dinge, die mich nahe angehen, mit ihm streiten; es fehlt ihm die herzliche Art, sich zu irgend etwas zu bekennen," schreibt Schiller an seinen Freund. Goethe war viel auf Reisen. Oft glaubte man, er werde nie nach Weimar zurückkommen. Erschien er dann wieder, so bewegte er sich in einer ganz andern Gesellschaft, als in der, mit welcher Schiller in Zusammenhang stand. Es sah aus, als sollte es so bleiben für immer. Die Kluft, welche ihre verschiedene Art zu denken zwischen ihnen zog, ward verbreitert durch die äußern Verhältnisse, welche das gegenseitige Ausweichen begünstigten. Goethe, Staatsminister, geadelt, mit dem Herzoge auf dem vertrautesten Fuße lebend; Schiller ein armer Professor in Jena, kämpfend gegen Geldmangel und Kränklichkeit, und durch eine sich mehrende Familie auf dem Flecke festgenagelt, wo er endlich Ruhe gefunden. Goethe hatte die Welt gesehen von frühauf, unbefangen, die Taschen voll Geld; durfte jedem den Rücken kehren, der ihm mißbehagte, pflückte die Kirschen am Wege, wenn es ihn gelüstete, fuhr, ritt, ging zu Fuße, wie es ihm einfiel, und seine Leiden hatten nichts zu schaffen mit der Noth um die Bedürfnisse des gewöhnlichen Lebens. Schiller dagegen, von den ersten Schritten an durch enge Mittel gehemmt, leidet unter der Härte eines Fürsten, aus dessen Gewalt er entflieht, um wie ein vogelfreier Mensch vom guten Willen derer zu leben, denen er zufällig begegnet. Er kennt Deutschland kaum, geschweige denn Italien; er hatte, wo Goethe die Kenntnisse behaglich einschlürfte, zusammenrauben müssen, was er wußte und besaß; er hatte nie Freunde gehabt, denn Körner war ein schwacher Behelf, nie Frauen kennen gelernt, wie Goethe sie kennen lernte; und trotz dieser niederzwängenden Verhältnisse von Anfang an, die hohe hoffende Seele, die erhaben über das Gemeine dahin ging, weil sie das Gemeine nicht kannte. Das wenigstens hatte er nun erreicht, eine

ruhige Häuslichkeit in Jena. Er athmete auf und arbeitete im stillen an der Vollendung alter Pläne. Aber während Goethe gesund und frisch wie ein Jüngling die Strapazen in Frankreich mit durchmachte, wurde Schiller zu Hause von Krankheit oder Unwohlsein oft um seine besten Stunden bestohlen.

Goethe kam dann auf die Dauer nach Weimar zurück. Alle alten Verhältnisse hatte er abgebrochen, Christiane Vulpius ins Haus genommen und sich ganz in seine eigenen Gedanken vertieft. Seine Staatsgeschäfte waren ihm abgenommen, dagegen leitete er das neu begründete stehende Theater in Weimar, trieb Optik, Anatomie, Botanik und dichtete im verborgenen. Schiller liest in Jena seine Collegien, schreibt Recensionen und historische Arbeiten für Almanachs und Journale, übersetzt euripideische Stücke aus dem Französischen und dichtet hie und da einige Verse. Beider Männer sichtbare poetische Thätigkeit scheint zu ruhen. Die Ideen, welche später blühend hervorbrechen, schlummern im Keime und melden sich erst leise. Da endlich traf der Moment ein, wo sie anders als bisher mit einander bekannt wurden, und aus der Vereinigung ihrer Kräfte entfaltet sich eine neue Welt. Beide sind plötzlich wieder Dichter; nichts als das; alles andere ist Nebensache. Beide stehen sie auf gleicher Höhe. Einer ermuthigt den andern; es ist, als hätte jeder plötzlich gefunden, was er lange entbehrte und ersehnte, und indem sie sich gegenseitig auszubeuten beginnen, schaffen sie die Schätze zu Tage, von deren Entstehung wir in ihren Briefen lesen.

Die nun eintretende Produktivität erklärt das Schweigen der vorhergehenden Jahre. Sie hatten jeder für sich poetisch nichts mehr zu thun gefunden. Goethe hatte alle die lastenden Schulden gegen sich abgetragen: die begonnenen Arbeiten waren meist beendet und seine Werke in einer Gesammtaus-

gabe sinnlich gleichsam vor seinen Augen abgeschlossen. Das unfertige lag noch zu formlos da, die Vollendung zu weit in der Zukunft, um dringend zur Thätigkeit aufzufordern. Er hatte eine Pause gemacht und sich umgesehen: niemand schien ihn zu vermissen, niemand verlangte Anstrengungen von ihm oder regte leidenschaftlich seine Seele auf, daß sie sich hätte aussprechen müssen. Die geselligen Lieder, welche er von 1788 bis 1794 dichtete, die Prologe, die Epiloge, die Einlagen in Opern und dergleichen waren leichte Arbeit, die er nach augenblicklicher Laune anfertigte. Das Tiefere hielt er zurück: die römischen Elegien und den Wilhelm Meister. Er stand da wie ein gereifter vornehmer Staatsmann, der in seiner Jugend berühmte Dichtungen geschrieben hat und nun noch zuweilen auf liebenswürdige Art seiner näheren Umgebung Freude macht mit seinem Talente. — Schiller war in derselben Lage, auch ihm fehlte der äußere Anlaß, er war der jugendlichen Leidenschaft entwachsen, aus der seine lyrischen Gedichte hervorgingen, und der politischen Begeisterung, aus deren tyrannenfeindlichem Drange er die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko und Don Karlos geschrieben. Eine bestimmte Stellung legte ihm feste Pflichten auf. Ehrgeiz endlich vermochte weder Schiller noch Goethe zu litterarischer Produktion aufzustacheln. Sie fühlten sich zu hoch stehend den andern Deutschen Schriftstellern gegenüber: Goethe im vornehmen Sicherheitsgefühl der unbekümmerten Superiorität, Schiller im Vergleiche zu dem einzigen Goethe freilich im Bewußtsein beschränkterer Kräfte, unter all den andern aber so weit hervorragend, daß er keinen zweiten Nebenbuhler zu fürchten hatte. Denn er und Goethe allein hatten damals in Deutschland das Recht, mit ihrer Dichtung der Wahrheit ins Gesicht sehen zu dürfen.

Es ist etwas ungeheures, eine Sache, der man sich hingegeben hat, so zu treiben, daß man nicht zu erschrecken hat,

wenn man sie mit den höchsten Anforderungen betrachtet. Faßt man bei so vielen ausgezeichneten Künstlern ihre Leistungen ganz in der Tiefe, so entsteht plötzlich ein Zwiespalt – die Frage: warum ist das Werk eigentlich vorhanden? was will es? was nützt es? für welche Idee tritt es in die Schranken? Wer vor dieser innersten Frage zurückschreckt, ist ein unglücklicher Mensch und wenn er es noch so weit gebracht hätte. Ein Maler, welcher nicht durch ein leidenschaftliches Entzücken an seinen eigenen Arbeiten gedrängt wird, sie zu vollenden, und zugleich ewig zurückgehalten wird, sie für vollendet zu erachten, ist nicht glücklich in seiner Kunst. So auch ein Schriftsteller nicht, dem seine Arbeiten nicht ans Herz gewachsen sind, den der Rhythmus der Sprache nicht entzückt, in der er redet. Wie zärtlich trug Goethe seine Iphigenie, seinen Tasso mit sich herum! Jahrelang ließ er sie nicht los, er nahm sie zurück und arbeitete neu an ihnen, er ermüdete nicht, sie sollten alles besitzen, was er ihnen immer mit auf den Weg geben konnte. „Niemand weiß, was ich in den Tasso, in den Egmont hineingearbeitet habe," schreibt er aus Italien. Jahrelang hielt er seine Gedichte eingeschlossen, nur weil er sie zu sehr liebte. Diese Sorgfalt, Schiller's mühevolles Bedenken seiner dramatischen Pläne, ihr unablässiges Prüfen und Ausarbeiten wird heute kaum verstanden. Man meint alles sei von Anfang an bestimmt und fertig gewesen. Diese Werke, die so ganz und völlig dastehen, können unmöglich die Frucht langjährigen Bedenkens, Umänderns, ja theilweise kalter Berechnung sein. Es erschiene als ein Mangel, wenn auch nur der geringste Theil ihrer Schönheit, was die Entstehung sowohl als was den Zweck betrifft, irdischen Ursprungs wäre. Nur die reinste Begeisterung des Dichters kann die Quelle seiner Schöpfung sein, mag er selbst dagegen sagen, was er Lust hat.

Man streitet dem Dichter jede Mühe und Arbeit ab. Wo

sie zu sichtbar werden, sagt man, es wäre viel gerathener gewesen, sich überhaupt nicht damit abzuquälen; man meint, Personen, Verse, Bau des Dramas und die erste Idee dazu seien, unabhängig von der Person des Mannes, längst und von Ewigkeit an vorhanden gewesen und nur durch einen Menschen zufällig ins Reich der Erscheinungen gebracht, wie eine Frau, deren Sohn ein Heiliger ward, nur das beliebige, zufällige Werkzeug ist, durch welches er auf die Welt gesetzt wurde.

Solchen Meinungen liegt etwas zu Grunde, das sie in die höchste Ehre verwandelt. Glücklich der Künstler, dessen Werke man so betrachtet! Er empfängt den Beweis, daß seine Schöpfungen lebendig wurden. Die Menschen, im Gefühl ihrer eigenen Schwäche, halten es für unmöglich, daß einer ihres Gleichen die Arbeit thun könne, die nur Gott allein vermöchte: neue Gestalten zu schaffen. Wäre es denkbar, daß Iphigenie, Tasso, Faust jemals von der willkürlichen Laune Goethe's abhängig waren, ob sie leben sollten oder nicht? Begreift man es, daß Goethe's eigenes Leben so stark und gewaltig war, um aller jener Gestalten Leben von dem seinen abzusplittern, wie die Planeten Splitter sind, die von der Sonne abflogen und sie umkreisen? Erwägen wir nach dieser Richtung hin Goethe's und Shakespeare's Persönlichkeit, so stehen sie wie Götter vor uns, welche Menschen formten und ihnen Athem einbliesen, daß sie dastehen, als hätte die Natur sie hervorgebracht, nicht aber die endliche Vernunft eines sterblichen Menschen. Man fasse die Deutschen Dichter zusammen und stelle sie neben Schiller und Goethe: es findet sich kein Prometheus unter ihnen. Sie lassen Gestalten auftreten, aber diese stehen nicht fest auf ihren Beinen, sondern haben, wie Träume, verschwimmende Umrisse und man faßt in die leere Luft nach ihnen.

Die Leute wissen nicht, wie das zuging. Erst sehen sie

den rohen, todten Stein — dann die lebendige Statue, und es ist doch derselbe Marmor. Sie meinen, die Statue müsse doch von Anfang an darin gesteckt haben, dem Künstler sei nur durch eine zufällige Offenbarung der Zauber mitgetheilt worden, wie man das unnöthige hinwegnehmen müsse, damit das nöthige zurück bleibe. Am Ende aber ist es doch der Stein, den sie bewundern, und nicht die Hand, welche ihn bearbeitete.

Hier bleiben wir nicht stehen. Dem freieren Blicke ist jede Schöpfung eines Künstlers nur das Symbol seiner Seele, ein Theil seines Lebens. Ihn selbst verlangen wir in seinen Werken. Wer Goethe wahrhaft empfindet, der könnte alle die von ihm geschaffenen Personen entbehren um ihn her; sie fliegen wieder zu ihm zurück und sind Theile seiner Person. Nur dem blöderen Auge lösen sie sich ab und stehen allein da. Es braucht nicht ein jeder so zu denken, aber wer so zu denken befähigt ward, ist im Vortheil, scheint mir. Und vielleicht sind wir Deutschen allein im Stande, so den Geist eines Werkes, der über dem Stoffe schwebt, erkennend zu genießen. —

Im Jahre 1795 unternahm Schiller die Herausgabe der Horen. Mit dem förmlich gehaltenen, aber freimüthigen Briefe, worin er Goethe zur Mitarbeiterschaft daran auffordert, beginnt der Briefwechsel der beiden Dichter. Am 13. Juni schrieb er, am 24. antwortete Goethe, kurz, gemessen, aber zusagend. Beides sind Geschäftsbriefe, aber während Schiller durch die Fassung jedes Satzes und durch die Wahl der Ausdrücke geflissentlich zu betonen scheint, wie sehr er sich der Entfernung bewußt sei, welche von ihm zu Goethe sich erstreckte, so finden wir in Goethe's Zeilen nichts irgendwie absichtliches, sondern die vollkommenste Behaglichkeit.

Schiller war Ende Mai 95 von einer Reise nach Schwaben, wo er Frau und Kind in seiner Familie gezeigt hatte, vergnügt und frisch zurückgekehrt. Er hatte Cotta's Bekannt-

schaft gemacht und mit diesem den Plan zur Herausgabe der Horen vorbereitet. In einem Briefe an Körner vom 12. Juni finden wir die Namen derer, von welchen er Unterstützung hoffte: darunter Fichte, Humboldt, Goethe, Kant, Garve, Engel, Jakobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Baggesen, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und andere. Sechs Louisd'or Honorar für den Bogen wurden zugesichert. Die Bogen waren klein und das Geld damals theuer. Man rechnete also auf ungemeinen Absatz. Der jedesmalige siebente Bogen ward den Autoren der Aufmunterung wegen doppelt bezahlt. Schiller als Redakteur erhielt außer dem Honorar eine bestimmte Summe für seine Mühe.

Goethe, nachdem er seine Mitwirkung zugesagt, kam nun selber nach Jena. In der Nacht vom 24. zum 25. Juni fand das Gespräch zwischen ihm und Schiller statt, durch welches endlich das Eis gebrochen ward. Goethe erzählt den Vorgang in seinen Jahresberichten. Ehe er auf Schiller zu sprechen kommt, geht er den damaligen Personalstand seiner Freunde und Genossen im Reiche der Litteratur durch, und wir sehen, daß er fast allen entfremdet ist. Schiller's Einladung war ihm deshalb erwünscht und seine freundliche Bereitwilligkeit keineswegs die bloße Frucht seiner Bereitwilligkeit, andern dienstbar zu sein. Wäre er nicht so gar verlassen gewesen, wer weiß, ob er auch diesmal nicht der eingewurzelten Abneigung nachgegeben hätte, die so viele Jahre an ihm festgehalten hatte. Es war wie ein Zwang des Schicksals, daß die großen Männer sich vereinigten. Es hing wirklich an einem Haar, ob sie sich finden oder auf immer verlieren sollten, denn Goethe war im Begriff, nach Italien zurückzugehn, wo ihn dann vielleicht nichts wieder losgemacht hätte; und nur der entgegengesetzte Zug nach den Naturwissenschaften, die ihn aufforderten, sich ganz ihrem Studium hinzugeben, hielt ihn mit abmahnender Stimme von dem entscheidenden Schritte zurück.

„In diesem Drang des Widerstreits," schreibt er in seinen Annalen, „übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten."

„Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles und unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte."

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet, denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel treffliches und albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt."

„Das Rumoren aber, das dadurch im Vaterland erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Be-

mühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde schienen mir gleichfalls gefährdet: ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre, denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt."

Goethe's Selbstbekenntnis bildet hier einen Gegensatz zu dem, was Schiller über seinen Zustand an Körner schrieb. Ein wunderbar in der Menschheit verborgenes dynamisches Gesetz verlangte, daß die beiden Männer sich gegenseitig einen unerträglichen Zwang auflegten. Es war nothwendig, daß sie einen solchen Einfluß auf einander ausübten. Jeder fühlte die Kraft des andern und wehrte sich. Goethe, dem noch niemals der Erfolg eines Dichters neben ihm Sorge gemacht hatte, sah sich mit einemmal einem Menschen gegenüber, den er nicht bewältigen konnte, dessen Thätigkeit so bedeutend war, daß sie ihn hemmte und beängstigte. Schiller, der nicht ahnte, was es sein könnte, empfand seinerseits wieder die drückende Last nur von Goethe's Dasein. Hören wir, wie dieser weiter berichtet.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort."

„Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war eben so wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbständig, lebendig vom tiefsten bis zum höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener."

„An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem."

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem vorgetragenen theilzunehmen, bemerkte aber sehr ver-

ständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne."

„Ich erwiederte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe."

„Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, sondern eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen, denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Der Zwiespalt zwischen Schiller's und Goethe's Wesen war hier augenscheinlich die Frucht eines Mißverständnisses, sie bezeichneten Verschiedenes mit denselben Worten. Schiller's Philosophie trennte den Menschen von der Natur. Durch den eigenen Willen befreit sich der Mensch von ihren Banden. Erfahrung nennt Schiller das, was man wirklich erlebt und mit Augen gesehen hat. Indem diese Summe des Erlebten von der Phantasie eines durch seinen Willen über die Natur

erhobenen Menschen verarbeitet wird, entstehen daraus die Ideale. Die von Goethe erfundene Urpflanze war also für Schiller nur eine in Goethe's freier Phantasie entstandene Gestaltung, welche schon dadurch, daß sie aus der Phantasie eines freien Menschen sich entwickelte, dem Bereiche der wirklichen Botanik auf immer fern bleiben mußte. Goethe wußte nichts von einer solchen Trennung. Mensch und Natur waren ihm Eins. Die Idee seiner Urpflanze hatte für ihn dieselbe feste Existenz, als wäre sie in seinem Garten aufgewachsen und von ihm beobachtet worden. Sobald ihn einmal die von ihm entdeckten Naturgesetze auf diese Urpflanze hinführten, so war es ihm eine Nebensache, nun auch in der handgreiflichen Wirklichkeit ihre Bekanntschaft zu machen. Er war seiner Sache so sicher, wie ein Astronom seiner Berechnung vom Abstande des Mondes von der Erde. Er braucht den Weg nicht erst in Natura zurückgelegt zu haben. Goethe also mußte in dem Momente, wo Schiller sagte: „dies ist keine Erfahrung, sondern eine Idee," von demselben tiefbeleidigten Gefühle durchdrungen sein, wie wir es etwa nachempfinden können, wenn wir in irgend einer Handlung völlig mißverstanden werden. Wenn wir zum Beispiel einem andern über den Charakter eines dritten reden, und nachdem wir ihn ganz genau beschrieben haben, wie unser Scharfsinn und feines Gefühl uns dazu befähigten, am Ende die Antwort erhalten: das mag alles wahr sein, aber man müßte es doch erst selber erlebt haben, um es zu glauben.

„Schiller, fährt Goethe fort, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner

von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals eine Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein kann? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas vermittelndes, bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dem dauernden Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervor ging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis.“

„Die Horen wurden ausgegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Produktionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten.“

Man sieht, wie abgeschlossen und vereinsamt Goethe gelebt hatte und wie Schiller's Freundschaft zu einem neuen

Leben für ihn wurde. Am 23. August schreibt dieser an ihn jenen ausführlichen Brief, welcher gleichsam die Präliminarien ihres zukünftigen Verhältnisses enthält; er gibt an, wofür er sich selbst halte, wie er Goethe beurtheile und was er von ihm und von sich erwarte. Dieser Brief enthält Schiller's ganze Seele. Nirgends vertraulich, nirgends aber auch unterthänig, ordnet er sich in rührender Bescheidenheit dem Manne unter, mit dem ihn bis dahin persönlich nur ein banges Gefühl der Verpflichtung verbunden hielt. Er gibt ein Resumé des Eindrucks, welchen er bei jenem nächtlichen Gespräche von Goethe empfing. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht," schreibt er. „Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern was gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet."

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige in der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachsten Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammen hält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phtia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiäner geboren worden und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt."

Er fährt fort. Nie ist Goethe's innerste Schönheit in schönerer Sprache ausgesprochen worden. Schiller schreibt wie begeistert, Goethe erhielt den Brief gerade zu seinem Geburtstag und dankt dafür in herzlichen Worten. Es sind

nicht Jünglinge, welche eine schwärmerische Freundschaft schließen, sondern Männer, die sich ernst verbinden und zu deren wahrstem Verkehr die äußere Form des Lebens nicht mehr in Beziehung steht. Goethe blieb der Minister, Schiller der Professor, keiner opferte den geringsten Theil seiner Freiheit. Wie von zwei Ländern, die sich alliiren, jedes selbstständig und abgeschlossen bleibt und weder seine Kräfte noch seine Gränzen ändert, so that keiner dadurch, daß er den andern an seine Seite nahm, einen Schritt heraus aus der eignen Existenz. Jeder bedurfte des andern. Jeder fand im andern was er vermißt hatte. Keiner machte ein Geschenk, er gab und nahm dafür; sie waren gereift genug beide, um Hauptsache und Nebendinge zu scheiden, und so, indem ihr Verkehr ein ganz wahrer und reiner war, den keine versteckten Absichten trübten, konnte er dauern und Früchte tragen. Jeder hatte Drang zu dichten gefühlt, aber nicht das rechte Publikum gehabt; Schiller war nun Goethe's Publikum, Goethe das Schiller's. Goethe sendet die ersten Bücher seines Wilhelm Meister, Schiller soll ihm sagen, was er von den nachfolgenden Büchern erwarte; er will es sich zu Nutzen machen. Einer recensirt den andern; bald scheint es unmöglich, daß einer von ihnen irgend etwas producire, ohne an die Meinung des andern zu denken, und dennoch arbeiten beide für sich und gehen ihre eigenen Wege eben so willkürlich wie vorher. Immer enger zieht sich das Band; jeder Gedanke, sobald er eine gewisse Wichtigkeit hat, wird ausgetauscht, der gegenseitige gute Rath wird immer unentbehrlicher, sie bilden eine Welt in sich, diese beiden Männer, das erkaltete Volk umher wird durch den neuen Glanz wie aus dem Schlafe erweckt und hält erwartungsvoll die Augen auf sie gerichtet — da mitten in einem Leben, das sie beide befriedigt und beglückt, stirbt der eine plötzlich fort und der andere steht wieder allein da, einsam, wie er nie gewesen und von nun an bis an sein

Ende ohne einen ebenbürtigen Freund, der ihn so geliebt und so verstanden hätte.

Goethe verhehlte Schiller nicht, wie hoch er ihn stellte. „Leben Sie wohl, schließt einer seiner Briefe — was mich betrifft, so sehe ich voraus, daß ich keine zufriedene Stunde haben werde, bis ich mich wieder in Ihrer Nähe finde." Schiller aber lernte nun auch den Geist kennen, von dem er früher geglaubt, daß er sich ein Ideal des höchsten Egoismus zur Lebensregel gemacht hätte. „Ich kann wohl sagen, heißt es in einem kürzlich von ihm bekannt gemachten Briefe, daß ich in den sechs Jahren die ich mit ihm zusammenlebe, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten; und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und litterarischen Welt nothwendig es mit vielen verderben."

Diese Schwätzer, Heuchler und Sophisten sind auch heute noch nicht ausgestorben. Allein vergessen wir nicht, daß Schiller selbst auf das härteste über ihn geurtheilt hatte. Wenn ein Mann wie er so lange Zeit hindurch darin irrte, warum soll es andern nicht verziehen werden? Schiller erkannte seinen Irrthum freilich und lernte die Wahrheit sehen. Ein Charakter wie der seinige hätte es nicht ertragen, mit Goethe im engsten Verkehre zu stehen, ohne von Grund aus seiner ehemaligen Täuschung entronnen zu sein. Aber sogar eine Natur wie die seinige stand anfangs nicht hoch genug, um Goethe's Größe völlig zu begreifen aus eigener Macht. Es kommt mir nicht bei, Goethe für eine Art göttlicher Gestalt erklären zu wollen, der man sich kindlich, urtheilslos hingeben

müsse; aber wenn ich die Welt über ihn reden und ihn tadeln hörte, dann überkam mich bis jetzt immer ein unglaubliches Mitleid mit der Armuth der Menschen, die ihre eigenen kleinlichen Fehler in dem großen Manne entdeckt zu haben glaubten. Wie oft war ich in der Lage, still bei mir zu denken, wenn jetzt die Thür sich öffnete, er träte ein und durchschritte das Zimmer, weiter nichts, kein Wort aus seinem Munde, nur ein Blick aus seinen Augen, nur seine Gestalt, sein Antlitz, sein Gang: die, welche eben noch das große Wort führten, würden verstummen, als hätten sie die Sprache verlernt. Nicht allein weil sein Auge ihre Worte Lügen strafte, sondern, um etwas viel gewöhnlicheres zu nehmen, weil Goethe's Erscheinung so imponirend und Stille gebietend vor sie hin treten würde.

Goethe war ein Mann von vollendeter Bildung; er ging und stand wie ein vornehmer Mann, er sprach mit jener Sicherheit, welche die Frucht freien geistigen Besitzes ist; von wem Napoleon sagte: „voilà un homme," der bedarf keiner weiteren Diplome, daß er wirklich ein ganzer Mann gewesen sei. Was heißt das: ein ganzer? Nicht bloß einer, der gehen, reiten und sein Recht vertreten kann, der nebenbei eine gute Gesundheit hat und bei keinem höheren um Gnade und Orden bettelte, sondern einer, der alle die feinsten Anlagen seines Geistes ausbildete und übte, der tauglich zu der gewöhnlich praktischen Behandlung des Lebens, dennoch mitten in solchen Geschäften alles was er thut, im Hinblick auf das ideale angreift, nichts verachtend als störrige Unwissenheit, nichts anstaunend als geistige Größe. Goethe hat Rekruten ausgehoben, Bergwerke angelegt, Bauten geleitet, jede Art von Negoziationen betrieben, die bei der Regierung eines Landes und der Verwaltung eines Besitzes vorkommen. Niemals ging er in diesen Angelegenheiten unter, als wären sie die Hauptsache des Lebens, mochten sie auch die Hauptsache des Mo-

mentes sein. Es gibt heute eine ganze Klasse von Männern mit Besitzthümern, welche sie gut im Stande halten. Sie sind stolz darauf und sagen: „Ich scheere mich den Teufel um alle Philosophie, damit mästet man kein Rindvieh fett. Wenn Sie mir eine Erfindung machen, daß ich aus meiner Maische ein Prozent Spiritus mehr ziehe als bisher, so sind Sie mir mehr werth als alle Ihre Gelehrsamkeit.“ Solche Leute können gute Ehemänner, brave Familienväter, nützliche Glieder im Organismus des Staates sein, nie aber werden sie bei diesen Gesinnungen selbst in ihrer eigenen Sphäre eine höhere Stellung einnehmen. Denn auch auf den scheinbar ganz praktischen Gebieten, im Fabrikwesen, im Handel, in der Landwirthschaft, wird derjenige, der in wirklich großartiger Weise verfahren will, die Uebermacht eines gebildeten Geistes anerkennen und endlich, wenn er es weit gebracht hat, die mangelnde ästhetische Bildung nachzuholen suchen oder bitter vermissen. Gerade bei den Deutschen ist dies der Fall. Die Franzosen, welche die Sache leicht nehmen, bei denen litterarische Bildung eine Art eleganter Kleidung ist, die jeder zu tragen versteht, versetzen sich leichter auf die höhere Stufe; die Engländer, bei denen der ganze Zuschnitt des öffentlichen Lebens eine Masse von Kenntnissen, die bei uns oft von den Gebildeten sogar als entbehrlicher Luxus betrachtet werden, von vorn herein mit sich bringt, machen sich diese geistige Bildung mechanisch nebenher zu eigen, wie sie ohne weitere Entschlüsse reiten, schwimmen und fechten lernen. Die Deutschen aber, die, was sie ernsthaft angreifen, am tiefsten und am freiesten erfassen, scheuen zurück vor dem, was ihnen zu schwer zu erringen däucht, und beschränken sich auf das nächste. Viele überlassen es völlig dem Zufalle, wie sich ihr Gefühl für Kunst und Wissenschaft bilde. Da überdies durch die Ereignisse von 48, denen ein Uebermaß geistiger Thätigkeit voranging, diejenigen sehr im Preise gestiegen sind, welche

dabei in keiner Weise betheiligt waren, so herrscht gegenwärtig die beschränkte praktische Arbeit, der alle Bewegung des Geistes unverständlich, hinderlich und zuwider ist.

Wie anders war dies in den Zeiten, wo Schiller und Goethe zusammenarbeitend auf das Volk einwirkten. Man hat die Bemerkung machen wollen, daß die Blüthe der deutschen Litteratur mit der Epoche der größten politischen Erniedrigung Deutschlands zusammenfiele, und den Schluß daraus gezogen, daß die großen Schriftsteller der Nation wenig oder gar nicht mit dem Volke selbst in Verbindung gestanden hätten. Die ganze Wirksamkeit der Goethe-Schiller'schen Verbindung sei ein künstlicher Frühling gewesen, dessen Sonnenschein sich auf Weimar beschränkte. Das große Publikum habe keinen Antheil daran genommen und die geschichtliche Gestaltung Deutschlands keinen Vortheil davon gehabt. Dies ist ein Irrthum. Wer die Dinge, wie sie sich vor dem Ausbruche der französischen Revolution in Deutschland entwickelten, wie sie sich während ihres Bestehens, und endlich nach dem Einfalle und den Siegen der Franzosen gestalteten, aus den Denkmälern der Zeit kennen lernte, wird nirgends einen Zwiespalt zwischen dem Treiben der großen Dichter und der Haltung des Volks entdecken, beide zusammengenommen müssen ihm als ein natürliches Produkt der Umstände erscheinen. Man beobachtete in Deutschland das allmähliche Uebergewicht, welches die damals noch gute Sache des Volks in Frankreich erlangte, mit Theilnahme und zweifelte selbst dann noch nicht, als die Ereignisse für unsere Augen bereits den drohendsten Charakter annahmen. Heute schwebt bei jeder Erhebung der Massen die französische Revolution als furchtbares Exempel vor den Blicken, damals hatte man keine Erfahrung im Rücken, keine Ahnung der Zukunft vor sich. Die Hinrichtung Ludwig's XVI. flößte Schauder ein, aber der Eindruck ward als vereinzelter bald überwunden, mit derselben Schnelligkeit

vergaß man es, wie man heute und immer auch das grausenhafteste rasch aus der Erinnerung schüttelt, zumal wenn drängende Ereignisse folgen und die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Des ersten Consuls wunderbare Siege in Italien erweckten Bewunderung. Man glaubte in Deutschland an keinen Angriff. Beethoven wollte Bonaparte seine große Symphonie zueignen. Man ahnte nichts von den Niederlagen Preußens und der drückenden Gewalt des Kaisers. Die Freiheit Frankreichs flog mit ihren ersten Athemzügen sanft über den Rhein herüber und erweckte Gedanken an eine herrliche Zukunft. Durch den Frieden zu Basel nach dem Rückzug des Herzogs von Braunschweig erhielten später selbst die grausamsten Thaten der Republik einen Schein legitimer Anerkennung. Frankreich konnte mit sich selber anfangen was ihm beliebte. Von da bis zur Schlacht von Jena dauerte es noch über zehn Jahre. Schiller starb ehe sie geschlagen ward. Er erlebte es nicht mehr, daß seine schönen Saaten von den Rädern der französischen Kanonen zerdrückt wurden. Seine freieste Entwicklung fiel in eine Periode, wo man in Deutschland an den Früchten der Freiheit friedlich theilzunehmen hoffte, die in Frankreich so viel Blut gekostet hatte, trotzdem aber ein ungeheurer Fortschritt zum Bessern erschien. Man kann nicht sagen, daß wir damals erniedrigt waren. Es wäre unmöglich, denn es wurden in jenen Zeiten alle die Männer erzogen, die, als dann wirklich die Unterdrückung eintrat, augenblicklich im Volke zu wirken begannen und die Ereignisse von 1813, 1814 und 1815 vorbereiteten.

Wie sehr in den Jahren, wo Schiller dichtete und schrieb, das Volk wirklich mit ihm in Berührung kam, beweisen die Auflagen seiner Werke. In zwei Monaten hat die Cotta'sche Buchhandlung 3500 Exemplare des Wallenstein verkauft, zu gleicher Zeit druckt ihn ein Buchhändler in Bamberg nach und ein anderer in Wien erhält sogar ein kaiserliches Privi-

legium für seinen Nachdruck. Damals wurde zudem der Buchhandel beschränkter als jetzt betrieben und man würde für heute diese Zahlen mehr als verdoppeln. Waren es aber nur die „Gebildeten," welche diese Massen konsumirten, so beweist das wieder, wie ausgedehnt die Bildung war, und daß die beiden Männer nicht wie Oasen in einer Wüste, sondern wie Gebirge dalagen, von denen herab die Ströme in ein fruchtbares Land hinunter flossen. Die freudige Stimmung in den letzten dramatischen Werken Schiller's ist kein künstliches Licht inmitten einer ängstlichen Dämmerung. Einzelne, denen vielleicht die Herzlosigkeit und Unzuverlässigkeit der höheren Beamten in der Verwaltung wie in der Armee bekannt war, mögen das traurige Schicksal vorhergesehen haben, aber selbst Goethe sieht die Dinge getrost kommen und zweifelt nicht am entscheidenden Gewichte, mit dem Preußen sein Schwert in die Wagschale werfen würde.

In dieser Stimmung dichtete Schiller den Prolog zum Wallenstein, mit welchem 1798 die Schaubühne in Weimar eröffnet wurde. Er redet darin von der großen Zeit, von des Jahrhunderts ernstem Ende, wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo wir den Kampf gewaltiger Naturen und ein bedeutend Ziel vor Augen sehn —

Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Schiller, der seiner ganzen Anlage nach ein politischer Dichter war, wie Corneille vor ihm, der immer aus der Gesinnung des ganzen Volkes heraus geschrieben hatte, traf auch diesmal sicherlich mit seinen Versen die Gedanken, welche das Land bewegten. Die französische Republik hatte ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilt. Das Diplom, von 1793 datirt, gelangte erst 1798 in seine Hände. Er bat Goethe, dem Herzoge die Sache zu notificiren und von ihm Verhaltungsbefehle zu verlangen. Der Herzog wünschte das Originaldiplom für seine

Bibliothek zu haben, Schiller ließ sich jedoch vorher eine beglaubigte Abschrift machen „für den Fall, daß seine Kinder einst von diesem Bürgerrechte Gebrauch machen könnten.“ Er warf es also keineswegs verächtlich unter Tisch, wie die Beleidigung eines verbrecherischen Volkes, sondern behandelte es praktisch als einen eventuellen Vortheil. Napoleon's Tyrannei und der Franzosenhaß, den die Freiheitskriege mit sich brachten, geben uns den Standpunkt, von dem aus wir die Geschichte der französischen Revolution betrachten, und die Abneigung, welche seit der Schlacht von Jena zwischen Frankreich und Deutschland herrscht, wird unwillkürlich zurückdatirt. Dies ist ein Irrthum. Frankreich war trotz der Schlacht von Roßbach wieder ein befreundetes Nebenland Deutschlands geworden. Keine Seele dachte an die Rheingränze, auf die hin der Kaiser heute die Gemüther dressirt. Französische Bildung blieb nach wie vor die Schule des Deutschen; französischer Mist düngte Lessing's Felder, so sehr dieser gegen Voltaire eiferte, Goethe's Anfänge erklären sich allein aus französischer Bildung, Gellert, Wieland, Gotter, Musäus sind Schüler gleichzeitiger Franzosen, Schiller's erste theatralische Versuche sogar beruhen auf der dramatischen Cultur Frankreichs. Das Studium der griechischen Tragiker führte ihn dahin zurück in späteren Zeiten (da er griechisch nicht verstand), er übersetzt Racine's Phädra, Goethe Voltaire's Mahomed und Tancred, und der Herzog, der noch fest an die Oberherrschaft der französischen Tragödie glaubte, drang sogar auf eine Deutsche Bearbeitung Crebillon's, wovon Goethe einmal Schiller wie von einem nahenden Ungewitter in Kenntnis setzt.

Ohne das Studium der französischen Dichter des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist das Aufblühen unserer Litteratur nicht zu verstehen. Shakespeare, obgleich er in Goethe's Jugend eine so große Rolle spielte, kommt

daneben kaum in Betracht, dieser begann erst später eine lebendige Herrschaft. Sein Geist entspricht mehr dem Geiste unserer Zeiten. Seine Person ward von vielen enthusiastisch verehrt, für das allgemeine Deutsche Publikum jedoch waren seine Stücke noch zu gewaltig, es wehte eine zu scharfe Luft in ihnen. Man spielte ihn und er erschütterte, den Gemüthern der Schauspieler aber widerstrebte er heimlich: überall suchte man die Ecken abzuschleifen und zu mildern. „Eckhof, sagt Iffland in seinen Memoiren, fürchtete die Folgen von Shakespeare's Stücken auf Deutschen Bühnen. Er sagte mir einst: das ist nicht, daß ich nichts dafür empfände oder nicht Lust hätte, die kräftigen Menschen darzustellen, welche darin auftreten, sondern weil diese Stücke unser Publikum durch die starke Kost verwöhnen und unsere Schauspieler verderben würden. Jeder, der die herrlichen Kraftsprüche sagt, hat dabei eben weiter nichts zu thun, als sie auszusprechen, das Entzücken, das Shakespeare allein erregt, erleichtert dem Schauspieler alles. Er wird sich alles erlauben und ganz vernachlässigen. Unsere heutigen Theater können die Stücke von Marivaux und Destouches nicht mehr geben, wie man sie vor 25 Jahren auf dem Ackermann'schen und Seiler'schen Theater sah." So betrachtet verliert dann auch die Opposition des berliner Theaters unter Engel und Ramler, welche fest dabei stehen bleiben, daß Schiller's versificirte Dramen einen Verderb der ehemaligen auf prosaische bürgerliche Rührstücke basirten Cultur herbeiführen würden, das Gehässige und Lächerliche. Will man ganz kühl urtheilen über die dramatische Form, welche sich unter Goethe's und Schiller's Leitung in Weimar ausbildete, so kann man sagen, daß sie eine zu eigenthümlicher Selbständigkeit erhobene Mischung der altfranzösischen Tragödie, von der man den Ernst und die Feierlichkeit der Sprache nahm, des französischen Rührstückes à la Diderot und Marivaux, von dem man die span-

nenden Situationen nahm, und des Shakespeare'schen Dramas sei, dessen bilderreiche Sprache man nachbildete und dessen ungebundene Form man sich manchmal zunutze machte. Im Ganzen aber verdanken Schiller und Goethe am meisten der französischen Bühne. Niemand kann sich den Einflüssen dessen entziehen, was zu seiner Zeit das Herrschende ist. Alfieri haßte die französische Sprache und die tragischen Autoren Frankreichs und beruht dennoch auf ihnen, nur weil er sie kannte, so gut wie heutzutage eine jede höhere dramatische Arbeit auf Shakespeare, jede theatralische Fabrikarbeit auf der französischen Komödie beruhen muß. Nachahmung ist ein Gesetz, das den stärksten Geist zur Unterwerfung zwingt. Alle Kunstformen sind entlehnt, jedes Volk hat ein anderes, jeder Autor einen andern bestohlen. Es kommt immer nur darauf an, was ein Autor aus seiner Sache zu machen verstand. Das geistige Eigenthum ist ein Unbegriff, denn Sprache, Gedanken und Form sind gemeinschaftliche Güter. Die Kraft aber und Größe eines Dichters kann niemand stehlen. Die Gesetze gegen Nachdruck beschützen den buchhändlerischen Verkauf bedruckten Papiers, die Gedanken eines Buches kann jeder nach Belieben davontragen.

Durch Schiller's und Goethe's vereinte Thätigkeit ward das weimaraner Hoftheater zu einem idealen Institute, das in der Kunstgeschichte als ein einziges Phänomen dasteht. Dichter, Schauspieler, Verwaltung und Publikum bildeten ein Ganzes. Goethe brachte langjährige Erfahrung und Lust zur Sache mit. Er wußte alles und leitete alles von der höchsten Idee ab. Die Accentuirung der Worte, die Inscenirung, die geringsten Bewegungen der Gestalt waren wichtige Dinge, die man mit Ernst behandelte. Sein Beifall stand höher als der des Parquets. Schiller warf seine eigene rastlose Arbeit hinzu; er konnte nicht gut an einem Drama arbeiten, wenn er nicht mitten darin schon an ein anderes denken durfte. Er

feuerte Goethe an, dieser ermunterte ihn zur Arbeit. Es ist nicht zu leugnen, daß in dem ganzen Treiben etwas künstliches lag. Ich habe die Bildung, den Besitz der Kenntnisse, die Theilnahme an den höchsten Interessen der Kunst und Gelehrsamkeit in ihren fördernden Wirkungen gepriesen, es darf aber die Kehrseite der Medaille nicht unbeachtet bleiben. Dadurch daß Schiller aus Goethe's Händen eine Last eindrücklichster Belehrung empfing, daß alle Schätze der Goethe'schen Erfahrung ihm offen geboten wurden, verlor sein Fortschreiten das sanfte, naive Element der Selbstbestimmung, die innere Nothwendigkeit, aus der alle seine Werke ehe er nach Weimar kam, Goethe's sämmtliche Werke aber entsprungen sind, geringere Nebensachen abgerechnet. Goethe ließ sich von ihm erregen, aber nicht irre machen, Schiller jedoch verfiel der Uebermacht seines Freundes. Er bekam etwas von einem Handwerker im höchsten Sinne des Worts, seine Kunst erhielt einen starken Zusatz von Wissenschaft, und die Fortschritte, welche er macht, erstrecken sich mehr auf die letztere. Dies ist unverkennbar. Er hat sich keine eigene Sprache geschaffen. Aus den poetischen Schönheiten seiner Diktion werden rhetorische. Er war zu spät in das neue Element gekommen, um sich von Grund aus anders zu formen. Er mußte sich Zwang anthun; Goethe, dem es einst eben so gegangen war, veränderte sich noch im Wachsthum. Goethe war ein Parvenü, aber der geschenkte Adel war ihm sachte ins Blut geschlichen, sein Tasso ist wirklich im vornehmen Tone geschrieben; bei Schiller offenbart sich ein Zwiespalt zwischen Ton und Ausführung. Seine Helden sind vornehm auf den Brettern, vornehm für das Lampenlicht, bei der ruhigen Lektüre entbehren sie das staatsmännische, über der Masse stehende Wesen, das als ihre innerste Eigenthümlichkeit dann erst recht hervortreten müßte. Antonio redet im Tasso seiner Stellung gemäß, wenn auch symbolisch und in sanft

ausgesponnenen Wendungen; Wallenstein tritt nicht immer als ein Feldherr auf, und weder Maria noch Elisabeth als Königinnen. Ich wage die Behauptung, daß in Schiller's historischen Helden weniger Heroismus steckt als in den Personen aus Kabale und Liebe. Eine gewisse Rücksicht auf Nebensachen, auf Kleidung und äußeres Arrangement, wodurch sich das Genre von der historischen Auffassung gerade unterscheidet, hat stets Werth für ihn. Man hat Goethe den Realisten, Schiller den Idealisten genannt. Was bedeutet dieser Gegensatz? Nirgends ist Schiller so natürlich als in den Räubern, in Kabale und Liebe oder in Fiesko. Nur einmal wird er später wieder so unbefangen, und dies ist in Wallenstein's Lager; es fließt ihm da alles so frisch aus der Feder und ist so handgreiflich, daß man das Lederzeug der Patrontaschen und Sättel zu riechen glaubt. Man zeige mir bei Goethe ein Stück, welches so auf dem festen Boden der Natürlichkeit steht, eine Scene, deren Inhalt so die einfachen Gefühle eines rechtschaffenen Mannes ergreift, wie die, in welcher der Gefreite von seinem General zu wissen verlangt, ob er ihn für einen Hochverräther zu halten habe oder nicht. Goethe's prosaische Lustspiele, seine Schwänke, seine Zoten sogar erhalten dagegen einen ätherischen Anflug. Neben der überschwänglichen Sprache der Braut von Messina oder der Piccolominis aber erscheinen dann wieder sogar Tasso und Iphigenie realistisch.

Goethe hatte die Dinge fest vor Augen als ganze Gestalten; indem er sie beschreibt oder sie reden läßt, erscheinen sie so leibhaftig, als ließen sie sich fassen; das nennen wir realistisch. Schiller besaß diese malerische Anschauung nicht in so hohem Grade. Er hüllt seine Personen in kostbare Gewänder, aber deren Falten verschwimmen oft ein wenig, und das erscheint dann als das ideale. Er wußte es recht gut und sprach es aus. Er kannte die Gränzen seiner Kunst.

Er traute sich weniger zu als er vermochte. Beim Klang der Goethe'schen Verse fühlt man, daß jedes Wort eine Nothwendigkeit war, bei Schiller stehen die Gedanken fester als die Verse, in die er sie kleidete.

Goethe war für Schiller mehr als dieser für ihn. Wäre er gestorben, so wäre Schiller vernichtet gewesen. Er aber konnte jeden entbehren, er hätte in einer Höhle einsam fortleben können; es wäre denkbar. Alles was er that, sobald es sich in einer einzelnen Handlung koncentrirte, ward zur Nebensache dem großen allgemeinen Geschäfte des Lebens gegenüber. Er betreibt die Dinge von oben herab, er dichtet, studirt, reist, baut, sammelt wie ein Fürst, der, während er sich mit irgend jemand, und wäre es sein bester Freund, ganz und gar zu befassen scheint, dennoch nie die Gesammtheit der übrigen vergißt, gegen die er Pflichten hat. Schiller ging auf in seinen Arbeiten und Ideen. Es war ihm unerträglich, als er Goethe zuerst sah, daß ein Mann, der so herrliche Gedichte geschrieben, so kühl und unberührt scheinbar von allem Menschlichen durch die Menschen ging, daß der, der so leidenschaftlich dichtete, so sehr dem geringsten Affekte auswich, als hätte er nichts damit zu thun gehabt sein Leben lang. Goethe trat am liebsten incognito auf, unbetheiligt, wie ein Dritter, er empfing die Leute, als wäre er nur ein Freund Goethe's, der sich selber unsichtbar verschlossen hielt. So auch seinen Sachen gegenüber. Er ließ sie ruhig liegen, bis das Papier vergilbte; kam der günstige Moment, so benutzte er ihn mit erfrischten Kräften, während Schiller unausgesetzt fortarbeitete, denn die Vollendung des angefangenen lag ihm drückend auf dem Herzen. Die beiden Naturen waren grundverschieden von einander. Von der natürlichen Tochter, dem einzigen Stücke, das Goethe während ihrer Gemeinschaft schrieb, wußte Schiller nicht ein Wort, ehe es fertig war. Von Wallenstein, von Tell ward Goethe jede Scene mitge-

theilt, jeder Effekt besprochen, nach den Umständen verändert, wenn er nicht zusagte. Dagegen wurden Egmont und Götz mit neuen Effekten versehen, nichts davon aber in die Ausgabe der Werke aufgenommen. Für das Verständnis der Schiller'schen Stücke ist der Briefwechsel eine unumgängliche Belehrung. Er enthält einen vollständigen Cursus der Aesthetik für die dramatische Dichtkunst.

Schiller dichtete seine Stücke für die Bühne von Anfang an. Er schrieb sie des Eindruckes wegen, den sie machen würden, er war ein Theaterdichter, wie Shakespeare einer war. Goethe sagt zwar von sich, daß er Tasso und Iphigenie für die Bühne gearbeitet habe, allein es waltet doch ein Unterschied zwischen seiner und Schiller's Thätigkeit. Für ihn bestand der Reiz eines Sujets nicht in der Erwartung des Echos aus dem Publikum, sondern darin, daß keiner es genoß, bevor er selbst es nicht genossen; erst wollte er sich selbst entzücken, dann die andern. Er schrieb die Dinge nieder, wenn es so weit gekommen war, daß er sie nicht mehr ungeschrieben lassen konnte. Er producirte weil es ihn drängte. Was er erlebte, nahm in seiner Seele die Gestalt eines Kunstwerkes an, das sich selbst formte ohne sein bewußtes Zuthun. Erst wenn er vor sich sah was er geschrieben hatte, begann er darüber nachzudenken, vorher wußte er nie, was es werden würde. Wie der menschliche Körper für jeden Krankheitsstoff unendlich empfänglich ist, mit derselben Energie stößt er ihn später wieder von sich. So auch der Geist des Menschen; er hat eine Begierde nach Schmerzen und Verlust und zu gleicher Zeit die Kraft empfangen, alle Trauer zu verklären und jeden Verlust in Gewinn zu verwandeln. Darin bestand Goethe's poetische Thätigkeit. „Mein Element ist das Versöhnende, sagte er. Ich bin nicht gemacht, Tragödien zu schreiben. Ich erschrecke vor dem bloßen Unternehmen. Ich bin beinahe überzeugt, daß der bloße Versuch mich zerstören

könnte.“ — Die ächte Tragödie aber, die im furchtbarsten Leiden zugleich die Versöhnung enthält, hat er dennoch gedichtet, Werke von so hohem geistigen Inhalte, daß nur wir Deutschen sie begreifen können.

Shakespeare besaß viele Vortheile, die Goethe mangelten: Phantasie, Anschäuung politischer Ereignisse, Gewandtheit in Benutzung des hergebracht Theatralischen und eine bilderreiche Sprache; allein er besaß nicht die sich vordrängende Persönlichkeit Goethe's, der die Ereignisse stets zu einem Schlusse lenkte, dessen letztes Wort die Verherrlichung der sittlichen Gewalt des Menschen ist. Bei Shakespeare sind die Leidenschaften Erdbeben; die Abgründe, welche sie reißen, schließen sich nicht, sondern starren unausgefüllt zum Himmel auf, die Versöhnung liegt nur darin, daß wir mit einer trostlosen Resignation eingestehen: es mußte so kommen, aber es ist grausenhaft, daß es so kam.

Bei den Griechen war die treibende Kraft der Tragödie eine dunkle zerstörende Gewalt, die über allen Menschen schwebend, von einem einzigen Gliede einer Familie herabgelockt, nun alle andern mit vernichtet. Wie eine Gewitterwolke hängt das Schicksal am Himmel, die höchste Tanne zieht den Blitz herunter und der ganze Wald geht in Flammen auf. Wir aber, die wir jeden Menschen allein der Menschheit und Gott gegenüberstellen, weil uns das allmächtige Gefühl der Familienverbindung abhanden kam, erblicken in dem Fatum der antiken Völker nur eine äußerliche unmotivirte Ursache des Verderbens. Soll Antigone durch die Sünden des Oedipus von Anfang an mit verloren sein? Wir erkennen das nicht an. Wer untergeht, soll sich selbst vernichtet haben, in sich allein trägt jeder das Schicksal seines Lebens. So stellt Shakespeare seine Menschen hin. So reiben sich bei ihm die Schicksale an einander zu Tode, am Ende aber bleibt eine trübe dunkle Stelle in der Empfindung des Zuschauers, und wenn der

Verstand uns vorrechnet, daß alles so geschehen müsse, sehnt sich das Herz trotzdem nach der Befreiung auch von dieser Nothwendigkeit. Hier steht Goethe über Shakespeare. Seinen Tragödien wohnt die Lehre inne, daß Jeder freilich durch den eignen Charakter seines Glückes Schmied sei, allein daß alles, was daraus entsteht, das Böseste und Jammervollste selber, zum Guten führen müsse, daß alles einer Glorie fähig sei. Für ihn gibt es keine ungeheilten Wunden, kein vorher bestimmtes Schicksal, keine Schuld sogar; nichts im Reiche der Freiheit, nichts im Reiche der Nothwendigkeit kann den Menschen um die Verklärung seines eigenen Wesens betrügen, alle finstern Thaten lösen sich in Licht auf eines Tages, sind nur verhüllende Gewölke, hinter denen ewig die Sonne liegt. In diesem Gefühle schrieb er seine Tragödien. Im zweiten Theile des Faust hat er diese Lehre in mystische Formeln gebracht, die ganz zu begreifen die Zeit noch nicht gekommen ist. Die Richtung seiner Lehre aber liegt offen da, sie ist die einzige, die uns heute befriedigen kann. Mit ihr wandte sich Goethe an das Volk im höchsten Sinne, so wird er vom Volke im höchsten Sinne verstanden und erscheint ihm als der größte Dichter.

Dergleichen bricht nicht im Moment zu Tage. Es bedarf langer Jahre, ehe man es entdeckt, und wiederum langer Zeit, ehe man mit Sicherheit an die Entdeckung glauben lernt. Goethe dachte an die Jahrhunderte wenn er schrieb; wo er aber für den Moment nur dichtete, da erscheint er freilich von leichterem Gewichte oftmals als Schiller, für den der Moment eine größere Wichtigkeit besaß. Schiller hatte mehr mit dem Publikum zu thun, er verstand es besser als Goethe und bedurfte seiner. Er und Goethe besprechen in ihren Briefen dies wichtige Element mit seltener Kenntnis. Es ließe sich aus ihnen eine förmliche Lehre vom Publikum zusammenstellen. Man hätte nicht bloß die theoretischen Exempel, son-

dern gleich die praktische Anwendung. Goethe war gereifter in Berechnung der höheren Kreise, Schiller besaß den Instinkt, was für alle zusammen im Augenblick geschehen müsse. Er traf mit Sicherheit die allgemeine Empfindung. Er mußte fühlen, daß er so wirkte, um glücklich zu sein. Er konnte den augenblicklichen Beifall der Menschen nicht entbehren und brachte Opfer, um seiner gewiß zu sein; diese Herablassung, mochte sie aus den edelsten Motiven hervorgehen, ließ ihn zu einem Theil des Publikums werden, für das er arbeitete und mit dessen Verschwinden vieles verschwand, was in seinen Werken nicht länger lebte, als das Leben derer dauerte, die es begeistert hatte. Wenn in fernen zukünftigen Tagen Goethe's Dichtungen vielleicht wie Heiligthümer gelesen werden, während er selbst mit seinen Schicksalen und, wenn es möglich wäre, mit seinem Namen verloren ginge (etwa wie man heute Homer für eine mythische Person hält und sogar Shakespeare so betrachten könnte), so daß nur seine Seele, abgetrennt von den geringsten irdischen Theilen uns umschwebte in seinen Werken: so wird man Schiller's bloßen Namen dann vielleicht wie ein Wort, dessen Klang die Gewalt eines Talismans besitzt, wiederholen, von seinen Dichtungen aber nichts mehr wissen, weil seiner Sprache die Zähigkeit fehlte, durch Jahrtausende den Geist festzuhalten, der einst aus ihr die Menschen anflog, welche seine Genossen waren vormals. Es fehlt seinen Werken der geheime harmonische Zusammenhang, welcher Form, Inhalt und Sprache auf gleiche Höhe stellt, wie drei Symptome, deren eines die beiden andern in sich trägt. So ist es bei Goethe, wo eines der drei nicht ohne die beiden andern denkbar wäre.

Schiller war weit entfernt, sich hierüber zu täuschen. Er sprach es härter aus, als uns nothwendig scheinen könnte, er wachte mit Angst darüber, daß er sich nicht ein Lob beilegte, welches Goethen allein zukam. Ihr Verkehr war ein freier.

Schiller ordnete sich unter, aber er diente nicht, Goethe stand über ihm, ohne jemals Ansprüche zu machen auf diese Höhe. So uneigennützig und rein war ihre Freundschaft, daß während der Jahre, die sie gedauert hat, niemals ein Mißverständnis vorkam, oder ein gereizter Ton nur angeklungen hätte. Man weiß, wie eine gewisse Clique in Weimar sich Mühe gab, sie zu veruneinigen, aber ohne Erfolg. Hätte Schiller jemals Anmaßung, Goethe je eine Spur von Hochmuth gezeigt, so wäre es ein leichtes gewesen, sie zu trennen. Man hatte es künstlich so weit gebracht, daß eine Beleidigung Schiller's durch Goethe fast erzwungen wurde, allein der Feldzug mißlang, und die beiden, die nichts äußeres an einander fesselte, konnte auch nichts äußeres in eine feindliche Stellung gegen einander versetzen.

Obgleich sie ungleiche Kräfte hatten, so war der augenblickliche Erfolg der Schiller'schen Werke jedesmal zu groß, als daß für ihn seine Inferiorität zu einer Beschämung geworden wäre; ja dieser Erfolg söhnte Goethe vorübergehend mit einer Art zu dichten aus, die er doch niemals im tiefsten Herzen anerkannte. Er ließ sich sogar durch Schiller verführen, zu dichten nur um zu dichten. Er giebt Schiller's Antriebe nach, der ihn auffordert, die Zeit anzuwenden und im Winter Geld zu verdienen, damit man es im Sommer ausgeben könnte. Als er dann hinweggestorben war, ließ diese künstlerische Produktivität sogleich wieder nach, Goethe kehrte zur alten Weise zurück und kam der Gelegenheit, Verse zu machen, nie mehr einen Schritt entgegen. Aeußerlich blieb er unverändert und unbewegt als er den Schlag erlitt. In aller Stille traf er Anstalten, ihn zu überwinden und die Lücke auszufüllen, wie ein Monarch, der seine beste Provinz verloren hat und nun, was ihm übrig blieb, so gut zu verwalten sucht, daß der Ausfall sich dennoch deckte. Nirgends ist Goethe von Vielen so mißverstanden worden als hier, denn

nicht jedermann weiß, wie tief ein Mensch berührt werden kann durch den Tod eines Andern.

Hören wir Goethe nun selbst. „Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinem Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich mich aus, ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen."

„Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. — — Indem ihn ein Ereignis vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig mitgewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches

Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. — — Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbnis überdauern sollte; sie wendete sich um und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten."

Wir verstehen nun, warum er Frau von Wolzogen das von ihr verfaßte Leben Schiller's ungelesen zurücksandte. Seine italiänische Reise machte den ersten tiefen Einschnitt in die Entwicklung seiner männlichen Jahre. Schiller's Tod war der zweite. Mit ihm erst schließt das vorige Jahrhundert ab. Nach der Schlacht von Jena entstand ein verändertes Leben in Deutschland; Goethe war den Sechzigen nicht mehr fern; und noch einmal verlangte eine neue jugendliche Generation um ihn her, er solle ihre Blindheit und ihre Wünsche theilen.

Weil sie selber noch nichts erlebten, sollte er seine vergangenen Jahre vergessen und die Last der Erfahrung über Bord werfen.

Er that es nicht und konnte es nicht thun. Schiller hatte nur eine einzige Epoche des Deutschen Lebens durchgemacht. In jungen Jahren erfüllte ihn der Haß, mit dem sich die Jugend gegen das tyrannische Treiben der abgelebten Deutschen Fürstenwirthschaft in den kleinen Staaten stemmte. Maitressen, die ein armes Land aussaugen, Soldaten, die man nach Amerika verkauft, Unterdrückung der bürgerlichen Redlichkeit durch höfische Verruchtheit, Unheil aller Art, durch eine lügnerische Staatsform hervorgebracht, das war der Inhalt seiner ersten Tragödien. Daran, daß diese allgemein die Gemüther ergriffen, lernt man die damalige Stimmung kennen. Nun zeigte sich in Frankreich ein aufglimmender Funke, die Freiheit, das Volk begann sich zu fühlen und zu helfen. Man fing an die kühnsten Hoffnungen bei uns zu hegen. Alle Greuel von Paris konnten sie nicht dämpfen. Ehe aber die französische Freiheit uns die Sklaverei gebracht hatte, starb Schiller, er lernte den Umschwung der Dinge nicht bis zur äußersten Gränze kennen, er ist niemals enttäuscht worden. Goethe war früher auf die Welt gekommen. Er machte noch jene erste Entwicklung der Litteratur mit durch, deren Kämpfe Schillern fern blieben. Goethe war schon ein fertiger Mann, als er auf einer Durchreise durch Schwaben an Schiller vorüberging, der ihn wie ein Meteor anstaunte, selbst aber noch blutjung war. Dann als Goethe aus Italien zurückkam, arbeiteten sie gemeinschaftlich. Auch das ging vorüber; die Romantiker umgaben ihn plötzlich, reicher an fremden Formen als an eigenen Gedanken. Endlich als auch diese ausgebrannt waren, kam die philosophisch ironische Generation, welche auf den Umsturz im Jahr 1830 hindrängte, deren Ausdruck Heine und Platen sind, und beklagte sich über Goethe's hellenische Kälte. Welch eine

ungeheure Spanne Zeit von der Stimmung des Volkes, das Gellert's Gedichte und die Messiade las, zu derjenigen, in der es Heine's Gedichte verschlang! Man meint, es sei unmöglich, daß ein einziger Mensch das erlebte. Goethe als Jüngling und Goethe als Greis: man meint, es müssen mehr als hundert Jahre dazwischen liegen. Und dennoch gab er die Saat her, aus der alles aufging, was dazwischen blühte. Er war der Schöpfer der Schiller'schen Begeisterungsdichtung, und wiederum enthält sein westöstlicher Divan den ganzen Heine, die Sprache sowohl als die Wendungen. Alle litterarischen Bestrebungen, die während Goethe's Leben auftauchten; schöpften aus ihm die Lebenskraft. Oft scheint er sich kalt in der Ferne zu halten; sehen wir genauer zu, so laufen doch die Fäden in ihm zusammen.

Welch ein Volk besaß einen solchen Mann? Voltaire ist eine Karrikatur neben ihm. Auch dieser beherrschte seine Zeit Jahrzehnte lang, aber wie ein kleinlicher Tyrann, während Goethe ein uneigennütziger Herrscher war. Wen hat er geärgert, wie Voltaire seine Gegner? wo hat er gelogen, geschmäht oder dergleichen? Er hat niemals seine Nebenbuhler bekämpft, er ist immer mit gesenkten Waffen abwartend zurückgetreten. Die, welche er in seiner Jugend angriff, waren nicht Nebenbuhler, sondern Vertreter von Richtungen, die er für falsch und verderblich hielt und die er als der schwächere anpackte. Wo er der stärkere war, ließ er stets großmüthig den andern die Straße frei. Hülfreich war er gegen alle in einer Weise, die oft so schön ist, daß seine Handlungen rührend wie seine Gedichte werden. Sein Leben gewährt uns was wir in ihm suchen. Jedes Gefühl findet Beruhigung in ihm, weil er voll empfand und treulich aussprach. Wie ein Felsen stand er da und ließ die schwankenden Meinungen seines Zeitalters an sich vorüberfließen, aber wo man an ihn anschlug, sprang eine lebendige Quelle hervor. Was seine

Verkleinerer gegen ihn vorbringen, ist nichts als die Geschichte ihrer eigenen Schwäche. Der beste Beweis für die lebendige Kraft, die ihm innewohnte, ist die Frische, in der heute noch seine Dichtungen glänzen. Das Feuer ist unsterblich, mit dem er seine Lieder geschrieben hat. Bei Schiller ist es nicht weniger die Begeisterung, mit der er die Hoffnung seiner Zeit in seinen Dramen aussprach. Heute, wo alles anders ist, wo seit seinem Tode fünfzig Jahre vergangen sind, klingt uns noch dieser Drang nach Freiheit aus den Worten seiner Gestalten wie eine fremde begeisternde Musik. Ich muß gestehen, es macht mir einen halb lächerlichen, halb traurigen Eindruck, wenn ich einen Schauspieler das „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit" herausbrüllen und das Parterre Beifall klatschen höre. Was begeistert die Leute? Ist Gedankenfreiheit heutigen Tages noch ein Geschenk, das ein Fürst gewähren könnte auf den Fußfall eines Marquis Posa hin? Daran denkt aber auch niemand, sondern das wahrhaft jugendliche Feuer, mit dem einst Schiller diese Tirade gegen eine Tyrannei schrieb, die begraben und vergessen ist, theilt sich so lebendig wieder mit durch seine Worte, daß allen zu Muthe wird wie ihm in jenen längst verlebten Zeiten.

Hätten Schiller und Goethe in unsern Tagen gelebt, in einem Lande, das durch Eisenbahnen und Telegraphen beinahe zu einer einzigen ungeheuren Stadt geworden ist, nimmermehr hätten sie sich zu dem entwickeln können, was durch den Einfluß ihrer Zeit und ihrer Zustände aus ihnen wurde. Ihre litterarische Oberhoheit, als sie zusammen waren, Goethe's einsame Autorität bis zu seinem Ende wären heute vielleicht unmögliche Erscheinungen. Bis zu den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts dauerte immer noch die Herrschaft der Gebildeten, die in Sachen des guten Geschmacks ein letztes entscheidendes Urtheil behielten und sich ihrerseits Goethe's Einflusse nicht zu entziehen vermochten. Heute aber

herrscht Niemand. Jeder steht heute ganz allein. An den Erfolg mancher litterarischen Spekulationen, welche jetzt etwas gewöhnliches sind, hätte man damals so wenig gedacht, als man heute etwa noch nicht an die Waarenbeförderung durch Luftballons denkt. Als Cotta noch seine Packete langsam abtraben ließ, als ein Buch Monate bedurfte, ehe es dem Autor ein Resumé der öffentlichen Stimme nur seiner Freunde einbrachte, kannte man die Industrie nicht, die heute nothwendig geworden ist. Heute ist ein Buch im Momente überall. Man schreibt in kolossalem Maßstabe und im ganzen besser als sonst. Hätten Goethe und Schiller heute geschrieben, so hätten sie vielleicht schärfer gesprochen, vieles nicht gesagt, das sie sagten, vieles aber auch ausgesprochen, das sie verschwiegen. Darauf aber kommt es nicht an. Immer wird es die Menschen durchdringen, wenn eine große Kraft sich unter ihnen geltend macht, niemals kann die zauberische Gewalt einer großen Persönlichkeit wirkungslos bleiben. Niemand kann den Einfluß ermessen, den das Auftreten eines Mannes haben würde, der ruhig wie Goethe alle übersähe und in den Schranken hielte, oder der wie Schiller alle an sich kettete und mit sich fortrisse. Gerade eine Zeit wie die unsrige würde ihrem durchgreifenden Einflusse doppelten Raum gewähren. Sie lebten beide unter Bedingungen, trotz deren sie sich entwickelten. Die Freiheit des öffentlichen Lebens, die heute geringere Talente nicht aufkommen läßt, ist stärkeren Naturen erst die rechte Lebensluft. Goethe empfand den Druck der öffentlichen Zustände und ihren einengenden Einfluß auf die Litteratur. „Man sehe unsere Lage, wie sie war und ist," schreibt er 1795, „man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich Deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusam-

men fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen, von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Litteratur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genöthigt und ohne Anleitung, ihre eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das schlechte nach dem guten mit eben dem Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der Deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für seine Familie sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher Deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit gesucht habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Litteratur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen, sich früher zu entwickeln."

„Und nun betrachte man die Arbeiten Deutscher Poeten und Prosaisten von entschiedenem Namen! Mit welcher Sorgfalt, welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer auf-

geklärten Ueberzeugung!“ — Er redet von Wieland's unermüdeter Arbeit an den eigenen Werken und fährt dann fort: „Denn worauf ungeschickte Tadler am meisten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen (1795), indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben unter mancherlei Hindernissen sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt herein tritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen erleuchten will; der Tag ist angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.“

So hat Goethe nach dem Jahr 1806 nie wieder geurtheilt. 1795 glaubte er, der Tag sei angebrochen. Die unsichtbare Schule, die er damals nannte, hat seitdem ihr Wachsthum erlebt und ihren Untergang. Heute ist der Tag da, aber keine Schule. Wir besitzen jetzt ein allgemeines großes Publikum, wir sind unabhängig von fremder Bildung, wir haben ein großartiges, öffentliches Leben, endlich, wir haben jene Umwälzungen erlebt, von denen Goethe in demselben Aufsatze voll von ahnender Voraussicht sagte, daß er sie dem Deutschen Volke nicht wünschen wolle, obgleich sie allein geeignet seien, klassische Werke hervorzubringen. Unsere Richtung auf das Praktische, Materielle, scheint die ideale Anschauung des Lebens heute beinahe auszuschließen. Im Gegentheil, sie schärft den Blick dafür. Wir glauben nicht mehr an äußerliche politische Wunderkuren, aber wenn ein Mann auf-

träte, wie Goethe, so würde er sich bald ein Reich erobern, nicht indem er die litterarischen Formen des alten Goethe nachahmte, sondern indem er die Wahrheit stark empfände und frei und in einer lebendigen Sprache mittheilte, wie es ihm ums Herz war. Darin zeigte sich Goethe's Genius, alles Uebrige waren zufällige Zuthaten vergänglicher Verhältnisse.

Einstweilen aber sind die Schätze, die wir ihm verdanken, noch wenig bekannt. Alle nennen Goethe's Namen, Wenige kennen in der That seine Worte. Träte eine barbarische Zeit ein, die alle Denkmäler des geistigen Lebens vernichtete, diese Werke ausgenommen, es ließe sich aus ihnen ein neues leuchtendes Bild unserer Größe formen, wie in den wenigen Schriften der griechischen Dichter und Philosophen ihr ganzes Vaterland verborgen liegt. Goethe's Schriften alle zusammen, seine Poesien, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Briefe ordnen sich heute organisch zu einander in ein großes Ganze. Der andern Menschen Leben, so weit wir umhersehen, sind dunkle Ströme, die im Verborgenen entsprangen und verrauschten. Nur hie und da fließen sie eine Strecke lang bei offener Tageshelle. Und selbst dies sind wenige. Goethe's Leben strömt offen dahin vor unsern Augen, und jeder, der sich in ihm spiegelt, erblickt in seinem Schicksale tiefer und vollkommener das eigene wieder. Goethe schrieb nichts, das er nicht erlebte. Alles rührte ihn, was in den Bereich des menschlichen Lebens fallen kann, nnd erweckte ein Echo aus seiner Seele. Ich habe Schicksalsverwirrungen durchgemacht, die mir ohne Beispiel schienen, so eigenthümlich waren die Charaktere der Menschen und die Verhältnisse, unter denen sie zusammentrafen: plötzlich entdeckte ich bei Goethe eine Relation darüber, als hätte er daran theilgenommen, so genau stellte er die Menschen und die Dinge dar. Und dabei kam alles an ihn heran. Nichts suchte er auf.

Seine Seele war wie mit Sammt bekleidet, an dem jedes fliegende Stäubchen hängen bleibt und sichtbar wird. Wo er ging, flogen ihm die Ereignisse zu, er sog die Dinge auf, wie die Sonne die Feuchtigkeit der Erde zu sich aufzieht und die schimmernden Wolken dann bestrahlt, die sich aus den unendlichen Theilen in tief gesetzlicher Weise frei zusammen ballten.

Von einer solchen Thätigkeit, wie sie der Mann ausübte, der sich nach dem Urtheile der Menschen in kalt abschließendem Egoismus zurückzog, finden wir keine Spur bei Schiller, der alle Menschen liebend an sein Herz zog — seid umschlungen Millionen! und doch eine so enge Straße ging. Er hatte weder das Talent noch die Gelegenheit zu beobachten, wie Goethe es verstand. Er schreibt über Aesthetik, aber Malerei, Skulptur, Architektur sind ihm so gut wie unbekannt. Er bittet einmal Körner, ihm einige gute Stiche nach Rafael zu besorgen, er wolle doch wenigstens einen Anflug von diesen Dingen haben. Sie beschäftigten ihn niemals. Das Theater war seine Leidenschaft, er nimmt es im höchsten Sinne, aber seine Idee war eine Illusion. Die feinere Ausführung bekümmerte ihn nicht, Goethe bedachte jede Handbewegung. Goethe, der sogenannte Realist, hatte beim Theater niemals einen außer der Kunst selber liegenden Zweck vor Augen; die Poesie sollte auch hier wirken, ohne etwas zu wollen, wie ein Blick ins Paradies den Menschen beglücken, ohne ihn um bestimmte Ideen reicher zu machen. Schiller hatte einen Zweck dabei, der außerhalb der Poesie liegt: eine Tragödie soll als die höchste geistige Arznei die Seele des Menschen ergreifen und veredeln, an das Gewissen anklopfen und dem Bösewicht seine Sünden vorhalten. Goethe widerstrebte eine solche moralische Nutznießung. Er erklärte die Aristotelische Katharsis deshalb auch nicht als eine Reinigung der Leidenschaften des Publikums, sondern meinte, es seien

damit diejenigen Leidenschaften gemeint, aus deren Contacte die Tragödie selbst sich entwickelte, und die nun vor den Augen des Publikums sich, von den irdischen Zufälligkeiten gereinigt, in ihrer freien Wirkung auf den Menschen darstellten. Aber gerade Schiller's moralische und politische Hintergedanken bestachen Viele zu seinen Gunsten. Die Leute begreifen das Praktische leicht, sie sehen einen edlen Zweck und edle Mittel. Vergeblich suchen sie das bei Goethe, der sein Licht leuchten läßt über die Gerechten und Ungerechten. Schiller richtete, Goethe richtete niemals. Schiller, von Anfang an mit wahren und großartigen Intentionen begabt, drang auf die Verwirklichung seiner Ideale — Goethe kannte sich selbst zu gut, was er gefehlt und gelitten, er erblickte in jedem Akte der Natur die Manifestation einer bis ins Kleinste sich erstreckenden Ordnung, er sah überall Symptome der Vorsehung, er tadelte nicht, er corrigirte nicht, er zog sich höchstens zurück, wo ihm etwas unerträglich war. Selbst das Absurde konnte er so vertheidigen. In einer Abendgesellschaft bei Hofe kommt die Rede auf das Nützliche und Unnütze. Es wird jener Mann erwähnt, der aus einer gewissen Entfernung Hirsekörner durch ein Nadelöhr werfen konnte und von Alexander dem Großen, statt eine Belohnung zu empfangen, seiner unnützen Künste wegen ausgelacht wurde. Goethe vertheidigte ihn. Es sei doch immer eine durch große Uebung erlangte Fertigkeit gewesen. Nun kann sich Wieland nicht mehr halten und bricht los gegen eine solche Ansicht. Goethe läßt ihn ausreden und bemerkt dann, Alexander hätte diesen Mann den Seinigen als Exempel aufstellend sagen sollen: Wenn man durch Beharrlichkeit in solchen Kleinigkeiten solche Sicherheit erwerben kann, wie weit werdet ihr erst kommen, wenn ihr mit euren Kräften und eurer Ausdauer das Große angreift! — Aber Goethe war auch muthig und groß genug, sich der Welt gegenüber zu stellen, wenn es sein mußte. Das

ist ihm wiederum zum Vorwurf gemacht worden. Diejenigen nämlich, die ein ähnliches Gelüsten verspürten und plötzlich zu ihrem Schrecken inne wurden, daß ungemeine Kraft dazu gehört, eine eigene Meinung Angesichts der Nation aufzustellen und durchzufechten, klagten ihn nun der Vermessenheit an. Alle seine Feinde sind Dilettanten auf irgend einem der Gebiete, die er ganz beherrschte, das auch sie sich aneignen wollten, schließlich aber bemerkten, daß sie zu schwach seien. Das Verfahren solcher beschränkter Naturen ist überall das gleiche. Willkürlich nehmen sie eine der unendlichen Aeußerungen seiner Thätigkeit aus dem Zusammenhange heraus, deuten sie dann von ihrem eigenen beschränkten Standpunkte nach Belieben falsch und schließen dann nach diesem Einzelnen, das sie so zugerichtet haben, rückwärts auf den ganzen Goethe. Er aber wird einst nur dem fortschreitenden Genius der Menschheit unterliegen. Man kann der Sonne den Rücken zudrehen, aber sie nicht auslöschen. Man kann ihre Flecken beobachten und zählen, aber sie wärmt und leuchtet und lockt das Lebendige aus dem Boden.

Goethe sagte von sich selbst, alle nennten ihn Meister, aber niemand sei sein Schüler gewesen. Das heißt wohl, er wollte sagen, daß er keinen Meister gezogen habe, der in seinem Geiste weiter dichtete. Schüler hatte er die Fülle, wir alle haben von ihm sprechen und schreiben gelernt, während Schiller's sogenannte Schüler einen hohlen, süßlich philosophischen Ton annahmen, der mit Schiller selbst wenig zu thun hat. Denn seine Seele war groß genug, um alle die prachtvollen Phrasen, die er gebrauchte, mit Lebenskraft und Wärme auszufüllen. Das konnte ihm keiner nachmachen. Er hatte Nachahmer, keine Schüler eigentlich. Nachahmer hatte Goethe besonders unendliche; er war aber auch nicht zu umgehen, er unterjochte die Gedanken der Menschen ohne daß sie es wußten. Schlegel's Shakespeare, Tieck und so

weiter die ganze Reihe der Dichter bis auf Platen reden seine Sprache; wenn wir die Kraft der Einzelnen messen wollen, legen wir den Maßstab an, daß wir sehen, wie weit sie es darin brachten, sich von Goethe'scher Ausdrucksweise loszureißen. Zweien gelang es, Kleist und Arnim. Arnim steht noch freier da als Kleist, weil er Sprache sowohl als Komposition am unbekümmertsten und am kräftigsten seiner Individualität unterordnete. Er dichtete ohne sich um irgend etwas in der Welt zu scheren. Oft ist er inkorrekt, nachlässig, seltsam, nirgends aber ein Nachahmer fremder Persönlichkeiten, seine Welt ist sein Eigenthum, er ist in jedem Betracht ein Mann, der auf eigenen Füßen einhergeschritten kommt. Man kann dies Kleist nicht in eben so hohem Grade nachrühmen, obgleich er und Platen durch sorgfältige Arbeit da über ihm stehen, wo es auf Arbeit ankommt. An innerem Reichthum erreichen sie ihn nicht von ferne. Arnim dichtete für sich, nicht für die Leute, die es lesen würden. Kleist und Arnim sind einer wie der andere von Goethe verkannt worden. Sie paßten nicht in das Reich, das er errichtet hatte. Ihre Dichtungen erfüllten ihn mit Unbehagen, und er wandte sich ab davon. Eben so fremd blieben ihm Clemens Brentano und Uhland, deren Schule das Deutsche Volkslied war.

Wie Goethe konnte freilich keiner für sich selbst dichten, denn keiner sah wie er die Dinge in ihrem eigenen Wesen. Mit wenig Worten deutet er etwas an und scheint es zugleich ganz zu erschöpfen. Seine italiänische Reise athmet die Luft Italiens aus; es ist das einzige Buch, das nicht geschminkte, parfümirte Balletdekorationsmalereien bringt, sondern den reinen Himmel, der sich über Rom ausspannt. Er sagt so wenig über die herrliche Stadt, er berührt das wenigste von dem, was man dort, auch nur beim flüchtigen Besuche, zu sehen pflegt, manches nennt er ohne weitere Beschreibung nur

mit seinem Namen, meistens redet er von seinen Gedanken, Versuchen, Arbeiten; aber als ich diese Briefe später las, da stiegen mir die Dinge alle, die ich gesehen und geliebt hatte, so schön in der Erinnerung empor, als lockten sie unbekannte Mächte. Die nüchternen Beschreibungen des Buches sind die getreuesten Bilder. In ihm finden wir nichts von jenen das große Publikum bestechenden Landschaften, wo eine inkorrekte Zeichnung sich mit abenteuerlichen Lichteffekten verbindet. Goethe sah die Dinge selber so wahr und deshalb so schön, daß er sich keine Illusion zu fingiren brauchte, um von der Natur entzückt zu sein. Niemals wollte er bestechen oder blenden. Nur einmal in seinem Leben täuschte ihn die Welt: damals, als er im vollsten Glanze nach Italien abreiste, nach zwei Jahren wieder kam und seinen Platz von Andern ausgefüllt sah. Iphigenie, Egmont und Tasso ließen die große Menge kalt. Es empörte ihn, es war seine erste Erfahrung, aber auch die letzte auf diesem Gebiete. Fortarbeitend verachtete er den Beifall des Tages und begnügte sich, den Anforderungen eines idealen Publikums zu genügen, an das er glaubte, wie er an sich selbst und an die Nation glaubte. Aus dem innern Drange allein, den er stets verspürte, sich auszusprechen und seine Gedanken schriftlich niederzulegen, hätte er für seine eigene Beruhigung die Berechtigung seiner Arbeit deduciren können, wenn er dieses Trostes jemals bedürftig gewesen wäre. Er folgte seinem Instinkt und zweifelte nie wie Schiller, der stets mit tausend Aengsten zurück und in die Zukunft sah. Seine Art, thätig zu sein, ist gründlich verschieden von der seines Freundes. Er läßt sich vom leisesten Luftzuge der Laune regieren, weil er aus Erfahrung wußte, daß Widerstand unmöglich sei. So weiß er nie was er thun wird, nie, wann er das thun wird, was er thun möchte, niemals, wie lange er bei der Arbeit aushält. Plötzlich kreuzt ein Gedanke den andern und schnappt ihm das Leben fort; er beschließt

eine Arbeit und beginnt sie niemals, beginnt und beendet sie nicht; wie vom Himmel herab fällt ein Gedanke in seine Phantasie, und er bringt bei anhaltender Arbeit ein Werk zu Stande, das ihn eben so sehr erstaunt als die, denen er es mittheilt. Er schreibt, er legt die Feder hin: in allem folgt er der Stimme, die ihm zuruft. Schiller dagegen, der für das Volk schrieb, das er begeistern wollte, Dramen, die nicht seine eigene Geschichte enthielten, sondern Thaten, die er fremd in sich aufnahm und wiedergab, und zwar so, daß sie rührten, rührten wie er wollte, nahm sich ein Pensum vor und führte es trotz aller Hindernisse durch. Krankheiten hemmen ihn nicht immer, den erschöpften Geist belebt er durch gewaltsame Reizmittel, bösen und unbehaglichen Tagen gibt er durch seine Energie eine Art gleichmäßiger, erträglicher Temperatur; er will vorwärts, er hat Eile, er drängt zum Schlusse seines Werkes. Goethe ist nirgends pressirt. Hemmt ein plötzlicher Frost das Eintreten des Frühlings, so werden schon sonnige Tage das Versäumte wieder einbringen. Wird es nicht fertig, so ergibt er sich darein. Er kommt über alles hinweg. Gut oder böse, ein Weg findet sich immer. Gelingt es nicht mit der Poesie, so greift er zur Naturgeschichte; indem er sich den Umständen völlig fügt, gewinnt es den Anschein, als dienten sie ihm. Weil niemand sieht, wie er dagegen ankämpft, scheint es, als träfe er sie immer am bequemsten, glücklichsten, und selbst die Widerwärtigkeit scheint er herbeigerufen zu haben; während Schiller, der etwas festhielt, das er durchsetzen wollte, überall Plackereien und Aufenthalt erlebte.

Lassen wir alles das bei Seite und stellen noch einmal die beiden Männer einen dem andern gegenüber, suchen wir den einfachsten letzten Grund ihrer Verschiedenheit, so sehen wir in ihnen den ewigen alten Zwiespalt neu verkörpert, der seit Beginn der Welt die Menschen theilte und in allen Jahr-

hunderten die Parteien bildete, die sich bekämpfen, deren Kampf und abwechselnde Oberherrschaft der Inhalt aller Geschichte und der Grund alles Fortschrittes sind. Ueberall reduciren sich auf diesen Zwiespalt die letzten Ursachen der Begebenheiten. Er ist zu oft genannt, als daß es vieler Worte bedürfte. Aber wir sehen auch, daß eine Versöhnung unmöglich ist.

Beide Parteien streben dem Göttlichen entgegen, aber die Einen sehen es in den Dingen, die andern außer den Dingen; die Einen haben ein Gefühl des Ganzen von Anfang an und erblicken alles Einzelne nur als seinen Bruchtheil; die Andern sehen eine unendliche Masse einzelner Erscheinungen, das Ganze aber suchen sie erst zu entdecken, zu konstruiren. Beide kennen sie die geheimnißvolle Mischung von Freiheit und Nothwendigkeit, durch welche unsere Geschicke vorwärts getrieben werden, jene aber theilen der Nothwendigkeit die größere bewegende Kraft zu, diese geben der Freiheit das Uebergewicht. Schiller entwickelte die Idee der Tragödie, indem er seine Helden dadurch dem Untergange entgegenführt, daß er sie die Pflichten verletzen läßt, die ihnen eine außer ihnen herrschende göttliche oder menschliche Autorität auflegt; Goethe gibt den tragischen Konflikt, indem er einen bestimmten Menschen sich seiner eigenen Natur hingeben läßt, die ihn durch eine innere Stimme dahin oder dorthin lockt, Iphigenie zur Freiheit, Egmont zum Tode, Tasso zur Trennung von der Geliebten, alle aber zur Versöhnung. Hätte Schiller einen Egmont zu schreiben gehabt: der Kampf in dem Grafen, ob er dem Könige anhänglich bleiben solle oder sich dem Vaterlande, oder den Interessen seiner Frau und Kinder zu weihen habe, ob er rebelliren oder protestiren solle, hätte den Inhalt seines Stücks gebildet. Nichts davon bei Goethe. Er stellt einen lebensfrohen, unbekümmerten Menschen hin, der plötzlich durch seine edle Natur zum Rebellen gemacht, aus einem Lieb-

linge des Volks eine Beute des Schaffots wird und sorglos in seiner letzten Stunde die Freiheit seines Vaterlandes lächelnd in der Gestalt seiner Geliebten erblickt. So verliert er sein Leben unter dem Beile des Henkers, als fiele er mitten im Schlachtgewühle. Er sinkt nieder wie Achill und Siegfried sanken. Die Liebe und die Schönheit einer vollen, überschwellenden Jünglingsnatur verklären seinen Untergang. Es bedurfte keiner Sünden, keiner Pflichtübertretung. Er scheint kaum einen Willen zu haben. Er ging unter, weil er, für glückselige Inseln bestimmt, vom Schicksale des Lebens in ein Land geschleudert ward, dessen Unglück ihm und vielen Tausenden den Tod brachte. Tragisch wird uns sein Schicksal, weil er so schön war, weil wir trauern, daß ein so wundervoller Mensch zu Grunde ging. Wir ahnen es gleich im Anfang, welches Loos ihm fallen werde. In der Herrlichkeit seiner Jugend, die dem unbarmherzigen Fanatismus verfallen mußte, liegt der tragische Konflikt. Wenn wir eine rohe Faust sehen, die einen blühenden jungen Baum knickt, da fühlen wir, wie das volle Leben die Vernichtung heranlockt, und daß das Schöne zu gut sei, um zu leben. Tragisch ist für Goethe das Schicksal eines Menschen, der das innerste, reinste Gefühl seines Herzens in das Leben hinein trägt und damit siegt oder untergeht. Nothwendig wird die That erst, weil sie geschah. Schiller war anfangs noch so sehr im Aeußerlichen gefangen, daß er Goethe's unsichtbare Kraft nicht sah. Er lernte den Egmont später anders verstehen, als wie er ihn früher recensirte. Schiller verlangte einen schärferen Sporn für die Thaten seiner Personen, als den aus der Tiefe strömenden Drang, von dem keine Rechenschaft gegeben wird. Er läßt gewaltsame, zwingende Begebenheiten eintreten. Was bleibt übrig, wenn wir dem Wallenstein das Heer, den Sterndeuter und die Tochter nehmen, Marie und Elisabeth ihrer Krone und des Purpurs entkleiden? Was aber, wenn

wir Iphigenie, Tasso, Egmont, Klärchen, Gretchen aus all ihren Schicksalen herausrissen und ihr Jahrhundert, ihre Kleider, ihre Sprache, ihre Armuth, ihren Reichthum vergäßen? — Fülle der Jugend und wunderbare Schönheit: nackt wie die griechischen Götter über Wolken wandelnd, würden sie ihre Natur bewahren. Solche Menschen hat Schiller nicht geschaffen.

Aber er ist neben Goethe der größte Dichter Deutschlands. Wer ihn mit Goethe auf Eine Höhe stellen wollte, würde ihm einen Platz anweisen, den er sich selbst zu geben niemals wagte. Er wußte zu gut, wo seine Kräfte anstießen, er empfand Goethe's Uebergewicht und war dankbar für das, was er von ihm lernte. Goethe hat ihm das Glück gewährt, das den Wenigsten zu Theil wird: einer stärkeren Kraft sich neidlos hingeben zu dürfen in vertrauungsvoller Verehrung; durch ihn aber empfing Goethe die Wohlthat, einen Mann zum Freunde zu haben, der Ein Ziel mit ihm verfolgte, der ihn liebte, ihm in der schönsten Sprache sagen konnte, wie tief er ihn verstanden, und nie die leiseste Befürchtung entstehen ließ, es könne seine Nähe ihm beschwerlich werden. Ihre Freundschaft entbehrte des jugendlichen Reizes leidenschaftlicher Anhänglichkeit; kein Moment der Begeisterung, kein Zufall, kein Zwang führte sie zusammen, sondern freie Wahl lenkte den Einen zum Andern und sie hielten treulich ihre Hände gefaßt, bis der Tod sie trennte.

Goethe und die Wahlverwandtschaften.

(1872.)

„Das Frommann'sche Haus und seine Freunde," eine Geschichte der Familie Frommann zu Jena, ist in zweiter, um ein Drittheil vermehrter Auflage erschienen. Die Erzählung des Zusammenhanges mit Goethe, von dem eine Reihe Briefe mitgetheilt werden, ist ein sehr anziehendes Kapitel des Buches. Am wichtigsten aber sind die Nachrichten über Minna Herzlieb, die bei Frommann's in Jena erzogen wurde und die Goethe in deren Hause dort gekannt hat.

In Betreff der Art und Weise, wie aus Minna Herzlieb die Ottilie der Wahlverwandtschaften geworden sei, waren von Stahr zuerst entscheidende Behauptungen aufgestellt worden. Gestützt auf Nachrichten über das spätere Leben Minna Herzlieb's hatte er deren früheres nach seiner Weise konstruirt, Goethe'sche Verse verschiedener Art zur Bekräftigung seiner Ansicht benutzt und so die Darstellung eines erschütternd leidenschaftlichen Verhältnisses zusammengebracht, welche in der dritten Ausgabe (1870) seiner „Frauengestalten Goethe's" zu lesen war. Eine Anzahl handgreiflicher Irrthümer und Mißgriffe ließen darauf eine Umarbeitung des Aufsatzes wünschenswerth erscheinen und gaben zu einer neuen Darstellung im Märzhefte 1870 der Westermann'schen Monats-

hefte Veranlassung. Anderes noch kräftiger zu berichtigen, kam dann mit derben Schritten Hermann Frommann hinterher, der im Septemberheft 1871 der Westermann'schen Monatshefte das Wort ergriff. Das hier Gesagte findet sich so ziemlich im „Frommann'schen Hause und seine Freunde" erweitert wieder vor.

Bereits im Maiheft 1870 des Magazins für Litteratur des Auslandes hatte jedoch Düntzer sich gegen Stahr's Buch gewandt, hatte sowohl dessen Behauptungen, als überhaupt das gesammte vorliegende, Stahr nur zum Theil bekannt gewesene Material kritisch durchgenommen und war zu Folgerungen gelangt, die insofern mit den Traditionen des Frommann'schen Hauses stimmten, als sie jeden Gedanken an eine Leidenschaft sowohl bei Goethe als bei Minna hinwegnahmen. Düntzer geht darauf zum Vergleich Minna's mit der Ottilie der Wahlverwandtschaften über und schließt mit der Mittheilung einer Reihe durch Herrn von Löper gegebener Nachrichten, welcher Frau Walch in ihren letzten Zeiten besucht und vor ihr, soweit dies möglich war, die Vergangenheit zur Sprache gebracht hatte.

Es könnte nun scheinen, als sei mit dieser doppelten Zurückweisung der Hypothese Stahr's die Sache erledigt. Meiner Ansicht nach jedoch würde bei dieser Lage der Dinge die Frage trotzdem noch offen bleiben und dafür will ich Einiges beibringen. In gewissem Sinne muß die Unmöglichkeit eines Abschlusses bei allen historischen Fragen ähnlicher Art eintreten, wo es sich darum handelt, aus begränztem Materiale, das, mag der Reichthum noch so üppig sein, doch nur eine zufällige Sammlung von Fragmenten bilden wird, auf Wahrheit oder Unwahrheit zu erkennen. Der intimste Zeuge wird immer nur im Vorhofe gestanden haben, und sogar wo der, dessen Thun und Denken beurtheilt werden soll, selbst über sich Auskunft gibt, bleibt die Frage stets

gestattet, ob er die Wahrheit sagen wollte oder sagen konnte. Je zarter die Fäden sind, die es zu verfolgen gilt, desto schwieriger ist die Natur des Gewebes zu erkennen, zu dem sie sich in einander verketten.

Unter Goethe's Sonetten befindet sich folgendes, „Wachsthum" betitelt.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch' eine Schwester! und ich wär geborgen:
Wie könnt ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebestoben.
Umfaß' ich sie, die Schmerzen zu beschwichtgen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Ueber diese Verse war als einziges Nähere bisher bekannt, daß sie sich in Bettina's Buche: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" unter der Ueberschrift: „Sonett, im Brief an Goethe's Mutter eingelegt" abgedruckt fanden. Daß Bettina sie damit als an sich gerichtet beansprucht habe, wie behauptet worden ist, ergibt sich daraus nicht. Stahr bringt das Gedicht zu Minna in engste Beziehung und hierfür träte nachträglich bestätigend ein, daß diese selbst Herrn von Löper gegenüber sich als diejenige bekannte, an die Goethe es gerichtet habe. Freilich der Schluß des Sonettes passe nicht auf sie, dagegen sei sie als Kind oft mit Goethe spazieren gegangen! Frommann versichert dagegen, niemals sei Minna mit Goethe allein spazieren gegangen. Düntzer wiederum legt Werth auf den Umstand, daß Minna Herzlieb, auch wenn sie das Gedicht auf sich bezog, dennoch nicht behauptet habe, daß es von Goethe ihr

gegeben worden sei. Herr von Löper theilt die Meinung, die Verse seien an die Prinzessin Caroline gerichtet gewesen.

Hier nun sehen wir recht, wie weit wir bei derartigem Inquisitionsverfahren gelangen. Minna bezieht das Gedicht auf sich, empfing es aber nicht. Nichts einfacher nun als die Annahme eines Irrthums von ihrer Seite, indem sie das Sonett, in welchem einiges auf sie zu passen schien, andern Sonetten, die sicher an sie gerichtet waren, anreihte. Es gehörte aber keineswegs zu diesen, sagt die neue Kritik. Denn wo hätte Minna das Gedicht von Goethe empfangen müssen? Doch nur im Frommann'schen Hause. Und gerade von hier aus streitet man ihr es bestimmt ab und weist es gleichfalls der Prinzessin Caroline zu. Damit wäre wohl endgültig entschieden.

Nun aber: Neben diesen Frommann'schen Nachrichten des Buches, gibt es noch andere, ebenfalls Frommann'sche Nachrichten, ungedruckt aber und zufällig mir bekannt, dem sie durch Allwine Frommann's Mittheilung in die Hände kamen und die die Sache mit einem Schlage anders wenden.

Minna Herzlieb vermachte Allwinen, ihrer Jugendfreundin (mit der auch ich seit langen Jahren befreundet bin), ein Packet, das neben einigen andern Reliquien ähnlicher Art, folgende Goethe'sche Produkte enthielt.

1. Eine kleine Landschaft in Sepia von Goethe gemalt.

2. Eine getrocknete Blume in Papier gewickelt, auf welchem von Minna's Hand bemerkt war: „Mit großem Bedacht und gewiß mit manchen schönen Gedanken im Innersten der Seele vom alten lieben theuern Herrn den 20. Juni 1807 im traulichen Kreise von wenig Menschen bei uns in der blauen Stube gepflückt."

3. Das Sonett von Goethe, „Wachsthum" von ihm selbst geschrieben. Die vier ersten Zeilen abgeschnitten. Darunter „D. 13. Dec. 1807. Mitternacht."

Hier also doch das Sonett von Goethe's eigner Hand in Minna's Nachlaß, zugleich mit der Variante: „Ich kniee nur vor deinem Blick, dem flüchtgen," die sich bei Bettina bereits nicht mehr findet. Wie aber lautete die Ueberschrift? Warum diese sammt den vier ersten Versen abgeschnitten? Warum Jedermann, selbst Frommann's unbewußt, daß dies Gedicht in Minna's Hände gelangt war und in ihrem Besitze sich befand? Und nun, wenn Minna behauptete, sie habe Briefe und Gedichte Goethe's verbrannt, was sogar Allwine Frommann, wie sie mir selbst schreibt, für unwahrscheinlich hält, warum dies nun in Abrede stellen?

Dagegen aber wieder: Jene Bemerkung zur getrockneten Blume leidet an dem bedenklichen Mangel, daß Goethe am 20. Juni 1807 nicht in Jena sondern in Carlsbad war, nicht also in Frommann's, aus dem Buche wohlbekannter, blauer Stube eine Blume brechen konnte, von der übrigens auf dem Zettel nicht gesagt wird, daß sie Minna von ihm geschenkt worden sei. Demzufolge hätte Minna diese Bemerkung nachträglich verfaßt und sich im Datum geirrt haben müssen. Jedenfalls aber deuten die Wendungen „mit großem Bedacht" sowie „im Innersten der Seele" entschieden auf etwas hin, was nicht ausgesprochen werden sollte. Wer nun sollte die hier aufsteigenden Fragen an der Hand desjenigen Materials lösen wollen, welches Düntzer zur Entkräftung von Stahr's Hypothese zumeist aus Knebel's Tagebüchern und Briefen vorbringt? Düntzer beruft sich darauf, wie seelenruhig Goethe gerade in den Tagen, wo er, hätte er Minna geliebt, am leidenschaftlichsten hätte empfinden müssen, sich unter den Menschen in Jena bewegt habe und in seinen Beschäftigungen vom Einen zum Andern gegangen sei. War Goethe aber so leicht zu durchschauen, und hätte er durch diesen Wechsel von Menschen und Dingen sich nicht ebensogut betäuben wollen können? Und wenn er bei späteren Besuchen seine Frau mit

nach Jena und zu Frommann's brachte, liegt darin irgend Beweisendes? Und wenn Düntzer wahrscheinlich macht, daß die beiden Sonette, die ohne jeden Zweifel an Minna gedichtet wurden:

„Epoche"
Mit Flammenschrift ist mir ins Herz geschrieben ꝛc.
und „Charade"
Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen ꝛc.

nur den Petrarca'schen Curialstyl der Leidenschaft äußerlich zur Schau tragen, eine Annahme, die in jeder Weise berechtigt erscheint, so handelt es sich doch nur um eine wahrscheinlich gemachte Vermuthung,

Und zu alle diesem nun als Letztes die wunderbare Stelle in Sulpiz Boisserée's Tagebuche. Am 6. Oktober 1815 fährt dieser mit Goethe nach Heidelberg. „Wir kamen auf die Wahlverwandtschaften zu sprechen, schreibt er. Goethe legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast räthselhaft ahndungsvoll in seinen Reden. Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb schläferig, im schönsten Sternenlicht, bei scharfer Kälte nach Heidelberg."

Wie Stahr diese Stelle ausnutzt, scheint für ihn keiner Entschuldigung zu bedürfen. Düntzer sucht Boisserée als eingestandenermaßen schläferig darzustellen, so daß er Goethe nicht mehr verstanden habe. Das mag sich so verhalten haben: jedenfalls liegt es nicht in Boisserée's Darstellung. Und somit: Geben jene beiden weder anzuzweifelnden, noch in ihren Worten undeutlichen Sonette, verbunden mit dieser Stelle nicht die Erlaubniß, eine Hypothese aufzustellen, wie Stahr gethan, und wird dieselbe nicht durch den Inhalt des

an Allwine Frommann vermachten Packetes zum Theil bestätigt? Daß Niemand im Frommann'schen Hause oder sonst im Jenenser Kreise Goethe's Gefühle gemerkt habe, daß er Minna vor den Leuten gleichgültig behandelte, beweist gar nichts. Goethe hatte Haltung genug, um sich nicht zu verrathen und kannte die Jenenser Klatscherei genügend, um ihr ausweichen zu können. Die vor einiger Zeit von H. Uhde veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Malerin Luise Seidler, welche Jenenserin und eine Freundin Minna's war und die sich ganz aus eigner Initiative über Goethe's Verhältnis zu dieser genau in dem Sinne der Familie Frommann ausspricht, vermögen nichts zu ändern.

Jeder erfährt ja an sich selber, wie wenig oft die besten Freunde um unsere innersten Gedanken wissen. Ich erinnere an Goethe's Verhältnis zu der jungen Mailänderin in Italien. Wie leidenschaftlich er, seinem eigenen Zeugnisse nach, sich anfangs hineinverlor, wie streng er plötzlich dann sich zurückhielt, und wie ohne seinen und ihren Schaden die Dinge schließlich in sanfter Strömung sich verliefen als sei hier nie von Klippen und Wirbeln die Rede gewesen. Wer aber, hätte Goethe nicht selbst geredet, würde darum gewußt haben? Hätten Tischbein oder Kayser oder selbst Angelica Kauffmann etwas, wie man zu sagen pflegt, gemerkt: was denn wären sie vom wirklichen Thatbestande zu entdecken fähig gewesen? Und was gölten all ihre Andeutungen oder Indiscretionen neben Goethe's eigner Darstellung? Und jenes junge mailändische Mädchen selber, sollte ihr nicht ganz in der Folge vielleicht erst dieses ahnungsvolle Verhältnis klar geworden sein? Wer kennt die Tiefe einer Menschenseele und die heitern und dunkeln Tage ihres Verständnisses eigner und fremder Gefühle und Gedanken? Goethe hat sich niemals über sein Verhältnis zu Minna Herzlieb ausgesprochen. Hat er dies nicht gethan weil überhaupt keins vorhanden war, oder weil

er schweigen wollte? War bei ihr dasselbe der Fall? Ueber Vieles hat Goethe so reinen Mund gehalten, was spätere Zeiten erst enthüllten, so weit beschriebenes Papier überhaupt Menschenschicksale zu enthüllen vermag.

„Minna, schreibt Louise Seidler, war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen, die — mehr sanft als streng — Jeden unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das Gesicht vom Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtnisse. Ihr Anzug war stets einfach. Gewöhnlich trug sie beim Ausgehen nur ein Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden.“ Düntzer bemerkt bei Lotte Buff, wie Goethe ihre blauen Augen im Romane zu schwarzen gemacht; bei Minna Herzlieb hat er die dunkle Schönheit bestehen lassen. Schwarze Augen wie Minna hat auch Ottilie (cap. 13.), mit langen Augenwimpern (cap. 6.), schlank ist ihr Wuchs, ruhevoll sind ihre Bewegungen.

„Bei aller Aufmerksamkeit, welche man ihr bewies, erzählt Luise Seidler weiter, blieb ihr Auftreten anspruchlos, bescheiden, heiter. Alles Hervortreten war ihr zuwider; sie war eine innerliche Natur und stets blieb ihr Augenmerk darauf gerichtet, wie sie sich durch Schönes und Edles, das in ihren Gesichtskreis trat, weiter fortbilden könne. Bei aller Unbefangenheit jedoch, mit der sie sich Andern mittheilte, verschloß sie dennoch ihr tiefstes Innere; ganz in dasselbe einzubringen, mochte kaum irgend Jemand gelingen. Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten zartesten Aufmerksamkeiten würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung, allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie mehrfach vermuthet wurde, wurde entschieden von

allen denen in Abrede gestellt, die sie näher kannten.“ Luise Seidler geht dann dazu über die Aehnlichkeiten zwischen Minna und Ottilie zu entwickeln und darzulegen, wie die halb unbewußte Richtung ihres Wesens auch Minna einem tragischen Schicksale schließlich zugeleitet habe. Soviel dürfen wir unsererseits dieser Schilderung wieder entnehmen: es steht uns eine verschlossene Natur in Minna gegenüber, von deren innerstem Leben, so hingebend sie sich verhält, ihre nächste Umgebung nur wenig erfährt. Und so flösse auch von dieser Seite her ein Recht zu, Geheimnisse hier anzunehmen, die der Divination allein durchdringbar wären.

Soweit gekommen jedoch, will ich die Frage nicht auf sich beruhen lassen. Stahr's Hypothese mag, was Minna anlangt, in den Bereich der Möglichkeit fallen: keinenfalls stimmt sie zu Goethe's Charakter. Goethe ist ein Gebirge, dessen Schluchten und Abhänge, dessen Höhen und Tiefen genau erforscht und gemessen worden sind. Niemals würde Goethe einer Natur wie der Minna's gegenüber die Rolle habe spielen können, die Stahr ihm zuweist. Dies hat Düntzer scharf hervorgehoben, wenn er auch im Widerspruche seinerseits zu weit geht.

Düntzer gelangt aus allgemeinen Gründen zu dem Resultate, es sei weder eine „Leidenschaft“ Goethe's zu Minna, noch ihrer zu ihm anzunehmen. Hier, wo wir die Dinge im Großen und Ganzen betrachten und abwägen, fühlen wir wieder festen Boden unter den Füßen. Düntzer sagt: der Lauf der Dinge wie Stahr ihn darstellt, ist in sich unmöglich. Sicherlich war das der Fall. Düntzer und Löper, die Seidler und Frommann's glauben nicht an diesen heimlichen Verkehr, auch ich glaube nicht daran. Um diese Ueberzeugung aber zu begründen, lassen wir all jene Erinnerungen und Notizen Anderer als *entscheidende* Beweismittel bei Seite und schlagen den direkten Weg ein, daß wir von Goethe selbst ausgehen.

Vorab: zu einer Hauptsache für unsere Kritik wird der Umstand, daß Goethe's Wahlverwandtschaften zu einer Zeit bereits in Gedanken fertig dagewesen sein müssen, wo die 1789 geborene Minna Herzlieb überhaupt nicht in der Lage war, auch nur im äußerlichsten Sinne den Grundgedanken für Ottilie zu liefern.

Goethe spricht zweimal von der Arbeit an dem Romane in seinen „Tages- und Jahresheften.“ Zuerst sub anno 1807, wonach es allerdings den Anschein gewinnen könnte, als sei gerade jetzt zum ersten Male die Dichtung in ihm aufgetaucht. Im Winter 1807 bis 1808 weilte er in Jena, wo Minna Herzlieb's liebliche Erscheinung das Centrum der dichterischen Verherrlichung Goethe's und Anderer gewesen war. Nichts natürlicher, als daß im Herbste des Jahres 1808 diese Dinge poetische Form angenommen hätten. Allein Goethe's Aufzeichnungen für das nächstfolgende Jahr 1809 machen diesen Verlauf unmöglich. „Einige Jahre“ bereits hatte er ihnen zufolge den Hauptgedanken gefaßt. „Eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut“ nennt er den Inhalt dieser Dichtung. Wie sollte im Jahre 1806 aber bereits diese volle tragische Entwicklung des Romanes in Goethe's Seele hervorgebracht worden sein? Denn dieses Jahr doch müßte mindestens angenommen werden. Damals aber war von Minna noch kaum die Rede. Diese Frage wirft Düntzer auf und bemerkt dabei, Stahr selber schiebe die eigentliche Entstehung des Romans vor die Zeiten des Winter 1807—1808 zurück.

So betrachtet sind Goethe's Gefühle gegen Minna für die Wahlverwandtschaften gar nicht mehr von so großem Werthe; nur um Minna's Erscheinung als Hülfsmodell gleichsam für Ottilie kann es sich noch handeln. Wie ein Maler oder Bildhauer für eine Figur, deren ganze Bewegung und Bedeutung längst feststeht, nun da es an die Ausführung geht,

ein lebendiges Wesen sucht, ein Vorbild nach dem sich arbeiten läßt, so kann Goethe, der in Gedanken seine Dichtung herumtrug, beim Anblick Minna's, deren Blüthezeit in den Winter 1807—1808 fiel, inne geworden sein, daß er mit Hülfe dieser Natur seine Ottilie am schönsten zum Leben zu erwecken fähig sein werde. Dazu aber bedurfte es keiner leidenschaftlichen Neigung. Wohl aber ließe sich das Sonett „Epoche" in dem Sinne nun auslegen.

> Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
> Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
> Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
> Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben rc.

Goethe könnte das so gemeint haben, als sei ihm in Minna Herzlieb endlich wie eine begeisternde Erscheinung die Ottilie seines Romanes leibhaftig entgegengetreten, für die er so lange vergebens ein lebendiges Wesen als Trägerin ihrer Natur gleichsam gesucht, bis er es zuletzt aufgegeben. In diesem Sinne wäre die Erscheinung der in ihrem ganzen Wesen neu entfalteten Minna Urheberin einer „Epoche" für ihn geworden. Ganz im Sinne Petrarca's wäre zudem das Verhältnis so aufgefaßt.

„Minna Herzlieb, schreibt mir Allwina Frommann aus eigner Erinnerung, wenn man ihr davon sprach, daß Gedichte Goethe's an sie gerichtet gewesen seien, wiederholte oft: es mischen sich da wohl viele Bilder." Dies ihre Worte. Gewiß fand sie in ihnen den richtigsten Ausdruck für ihr Verhältnis zu Goethe und zur Ottilie der Wahlverwandtschaften. Wir wissen, wie Goethe in Italien vor einer Heiligen von Guercino sich gelobte, seine Iphigenie kein Wort sagen zu lassen, das dieser Gestalt nicht über die Lippen kommen dürfe. Goethe suchte damals noch nach Fleisch und Bein für Iphigenie, deren Umrisse bis dahin schwankend in ihm gewesen waren. Ich erinnere an Raphael's Ausspruch

in seinem Briefe an den Grafen Castiglione: um eine schöne Frau zu malen, müsse er deren mehrere sehen, aus denen sich dann eine ideale Gestalt in ihm forme. Eine hat zuletzt aber dann doch den Ausschlag gegeben, fühlt man Raphael's Bildern wohl an. So Minna Herzlieb vielleicht, als Goethe für seine Ottilie Leben suchte. Wer will verfolgen, welche Bilder da sich mischten? Wer wollte sie entwirren? Für Goethe selbst aber ward diese endlich gefundene Ottilie nun zu einer festen, ihm selbständig gegenüberstehenden Erscheinung, die weder Minna Herzlieb noch sonst wer war, und die er, wie er in jener Nacht Boisserée erzählte, lieb gehabt hat und die ihn unglücklich gemacht hat. Nur von Ottilien sprach er damals ja, nicht, wie Stahr die Stelle versteht, vom Originale Ottiliens. Wir wissen, welche Gewalt Goethe's eigne Schöpfungen über ihren Meister gewannen. Er berichtet, wie er sich in die verführerische Adelheid seines Götz von Berlichingen zuletzt selber verliebt hatte. Darin vielleicht lag das „räthselhaft ahndungsvolle“ für Boisserée in Goethe's Mittheilungen. Boisserée verstand nicht, wie Ottiliens erfundenes Leiden dem, der doch am besten hätte wissen sollen, daß nichts von alle diesem Unheil sich faktisch ereignete, so das Herz zerreißen könne. Dichter sind mehr als bloße Protokollführer erschütternder Begebenheiten, die weil sie nur in ihrer Phantasie sich entwickeln, bei aller Tragik einen schließlich doch ungefährlichen Verlauf nehmen.

Düntzer aber sucht hier doch zuviel zu beweisen. Minna Herzlieb soll, ihm zufolge, nun fast nichts mit Ottilie zu thun haben. Nur einzelne Züge soll Goethe von Minna für sie entlehnt haben. Der Zusammenhang beider Gestalten, so daß sie sich beinahe decken, soll späteren Vermuthungen ihr Dasein verdanken. Goethe habe ja, sagt Düntzer, Minna den Roman als er fertig war, nicht einmal zugesandt. Nun, und wenn Ottilie und Minna Eines gewesen wären, hätte Goethe nicht

gerade deshalb Minna den Roman nicht geben können? So zweifellos ist meinem Gefühle nach Minna Herzlieb der wilde Stamm, an dem Goethe das Senkreis seiner Ottilie zur Blüthe brachte, wie Bettina Brentano und Luciane ein und derselben Wurzel entstammen könnten. Irremachen darf uns nicht, daß diesmal Bettina's schwarzes Haar bei Lucianen in lichtbraune Flechten sich verwandelte; auch hier handelt es sich nur um das Ganze der Erscheinung, um das specifische Gewicht der Natur. Der Gegensatz beider Mädchennaturen ist ein vollständiger, und im Roman durchgeführt wie nur Goethe das verstand. Die Verwandtschaft Lucianens und Bettina's wurde auch sofort herausgefunden. Es scheint am Platze, gelegentlich hier überhaupt ein Wort über Goethe und Bettina zu sagen.

Bettina's Buch, „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde," wurde trotz Meusebach's, gleich beim Erscheinen des Werkes gerechte Bedenken aussprechender Kritik lange für realen Stoff genommen. Allmählich drehte sich der Wind und man begann Alles für erfunden anzusehen. Dann wieder traten bei vielen Stücken die Beweise der Aechtheit überzeugend entgegen. Diesen nun ertheilte man gleichsam einen Paß, privatim unangefochten zu existiren. Im Ganzen aber, indem der Briefwechsel als nicht recht zu behandelndes Material bei Seite gethan war, ließ man in Bezug auf Bettina tabula rasa in Goethe's Beziehungen entstehen, und dabei ist es geblieben. Lewes sprach in seiner falschen Darstellung das letzte Wort. Vertheidiger fanden sich kaum mehr. Niemand war in der Lage, das Buch kritisch zu behandeln, und so hat sich in den letzten zehn Jahren mehr und mehr ein Usus feindseligen Verhaltens gegen Bettina gebildet, der im Gegensatz zu der vorherigen hingebenden Bewunderung immer ein merkwürdiges Phänomen der Litteraturgeschichte bleiben wird.

Um alles Unnöthige bei Seite zu lassen: ich selbst habe

einen Theil von Goethe's und Bettinens Briefen im Originale gesehen und mit dem Drucke verglichen. Eine ganze Reihe Briefe dagegen habe ich nicht gesehen, sei es, daß sie verloren waren oder niemals existirten. Von den vorhandenen stimmten die Originale sowohl was Inhalt als was Datum anlangt in Vielem mit dem Abdrucke nicht. An der Hand des seitdem übrigens publicirten Materiales dürfte es jedoch jetzt nicht schwer fallen, aus den Briefen, wie sie gedruckt vorliegen, die ächte Korrespondenz wiederherzustellen. Besonders die von Keil letzthin mit ziemlich unfähiger Hand publicirte Zusammenstellung der Briefe an Goethe's Mutter geben für Feststellung der Daten, sowie überhaupt für die Beglaubigung einzelner Briefe Bettina's wichtigen Anhalt. Bettina's „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde“ ist als Ganzes, als litterarisches Werk, ein Kunstwerk außerordentlicher Art. Alles was Bettina Goethen hatte sagen wollen, was sie von ihm hatte hören wollen, ist hineingebracht. Sein Tod gab dem Strome der Erinnerung und der selbstschöpferischen Sehnsucht plötzliche Freiheit, sich auszugießen. Der einzige Vorwurf, der Bettina traf, war, an ihre Schöpfung als an eine Reihe durchaus realer Thatsachen später geglaubt zu haben. Diesen Glauben hegte sie in vollem Maaße. Herausgabe von Briefwechseln in dem exakten Sinne des heutigen Tages kannte man ihrer Zeit überhaupt noch nicht. Sie am wenigsten hätte dergleichen begriffen. Sie nahm ihr Verhältnis zu Goethe als historisch-poetischen Stoff, mit dem sie verfuhr wie Goethe einst mit seinen Erlebnissen Lotten gegenüber. Wie Goethe im Werther Alles, was er empfunden und gedacht, in Wirklichkeit aber niemals ausgesprochen hatte, in Scene setzte als sei es geschehen, so suchte Bettina ihren inneren Verkehr mit Goethe offenbar zu machen. Die Briefe waren nur ein Theil ihres Stoffes. Sie ließ fort, setzte zu, veränderte die Reihenfolge der Stücke, erhob das Ganze in

jeder Weise zu künstlerischer Wahrheit und hat so ein Werk geschaffen, „dessen Anmuth, wie Meusebach's Recension schließt, und poetische Schönheiten, je öfter wir das Buch lesen, nur immer desto frischer und reizender uns hervorleuchten. Das Buch, schließt er, wird der Unsterblichkeit schwer zu entziehen sein." Als später dann die Welt andere Ansprüche an die Herausgabe von Briefwechseln stellte und man darauf hin die Arbeit anzuzweifeln begann, war Bettina sich so sehr bewußt, in ihrem Sinne die volle Wahrheit gegeben zu haben, daß sie jedes Wort als ächt vertheidigen zu dürfen glaubte. Genau ebenso ist Bettina dann in der Folge mit den Briefen der Günderode, sowie ihres Bruders Clemens verfahren, denen sie unvergängliche Denkmale gesetzt hat. So wenig war sie sich in Betreff Goethe's eines Unrechts bewußt, daß sie mir damals, als Lewes' Angriffe kamen, die Briefe selbst auf einen Nachmittag, unter ihren Augen, überlieferte, um mich zu überzeugen, wie grundlos diese Beschuldigungen seien. Damals konnte ich einen Theil meines Exemplars danach kollationiren. Seitdem sind sie mir nicht wieder zugänglich gewesen.

Bettina war die Tochter Maximiliane de la Roche's, von der bekannt ist, wie sehr Goethe sie geliebt. Daher, gleichsam als hätte Goethe, jener Zeit sechzigjährig, ihr Vater sein können, der Gedanke bei ihr, sich sein Kind zu nennen. Niemals hat sie sich neben ihm eine andere Stellung geben wollen. Aus den bei Keil stehenden Briefen der Mutter Goethe's erhellt, welche bedeutende Stelle Bettina im Herzen der Frau einnahm und ebenso, welchen Eindruck sie in Weimar machte. Gerade zu der Zeit, wo Goethe's Verkehr mit Minna Herzlieb am blühendsten gewesen sein kann, 1807 und 1808, stand auch der mit Bettina in Blüthe. Goethe's Briefe an sie von Weimar und Carlsbad, die sich nachweisen lassen, athmen das höchste, natürliche Interesse und herzliche Zuneigung zu

ihr. Wir müssen bedenken, wie ganz anders Goethe in Frankfurt und am Rheine sich hingab als in Norddeutschland. Bettina war für ihn die Tochter einer der angesehensten Frankfurter Familien, verwandt durch die gemeinsame Vaterstadt, verwandter ihm noch als Tochter Maximiliane's und als Enkelin der Sophie de la Roche, verwandt am meisten als Liebling seiner Mutter. Bettina war eine bezaubernde Erscheinung. Das Wenige was der Frau Rath unzweifelhafte Briefe über sie enthalten, gibt den vollen Wiederklang dieser Verhältnisse.

Vergleichen wir nun aber die beiden Charaktere: Minna Herzlieb und Bettina Brentano, so findet sich hier ein Gegensatz, der brillanter gar nicht gedacht werden kann. Für einen Dichter lag beinahe die Nöthigung vor, das darzustellen. Dort wie eine Lilie im Mondschein, hier wie ein Rosenbusch im Sonnenschein. Dort Alles plastisch, ruhig, zur Zeichnung, zum Architektonischen neigend; hier Alles bewegt, unruhig, in glühender Farbe die Form verläugnend. Vielleicht daß dieser Gegensatz beider Naturen, denen Goethe sich zu gleicher Zeit hingab, das Entscheidende für die äußere Gestaltung der Wahlverwandtschaften geworden ist. Warum aber, wenn Goethe Minna Herzlieb jenes Sonett „Wachsthum" in einer Weise schenkte, daß sie, an die es ursprünglich nicht gedichtet war, mit vollem Rechte es ihr Lebenlang als an sich gerichtet ansah, sollte er es Bettina nicht zu gleichem Irrthume geschenkt haben? Bettina druckt darüber: „Sonett, im Brief an Frau Rath eingelegt." Doch nur für Bettinen? Durfte sie die Sendung nicht so auffassen? Warum sollte Goethe ihr nicht ebenso jene Charade gesandt haben, deren Auflösung freilich „Herzlieb" war, ohne ihr die Auflösung jedoch mitzutheilen? Daß die Fassung, in der Bettina das Sonett „Mächtiges Ueberraschen" abdruckte, die allererste, ursprüngliche, vom späteren Drucke des Jahres 1815 bereits abwei-

chende sei, hat Herr von Löper nachgewiesen. Ich selbst habe dieses Sonett, von Goethe's eigner schönster Schrift geschrieben, oft in ihren Händen gesehen. Das Blatt ist verschwunden. Das allerdings ist zweifellos, daß sie bei der Herausgabe zu ihren früheren Briefen andere später hinzudichtete, (sowie ältere mit Zusätzen versah), welche den Anschein erweckten, als seien Verse Goethe's direkt aus ihren Worten geschmiedet worden. Allein auch hierzu gab Goethe selbst vielleicht den Anstoß, denn den Brief Bettina's, worin sie Goethe die Anrede an sie in den Mund legt: „Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz (freilich nicht, wie das Buch vermuthen läßt, ihr erster Brief an ihn, auch nicht vom 15. Mai sondern bei richtigem Datum „vom 15. Juni 1807"), habe ich Wort für Wort mit dem allerdings abweichenden, in den entscheidenden Worten aber stimmenden Originale verglichen. Die Frage wäre nun, ob das Zehnte Sonett „Sie kann nicht enden," worin diese Anrede fast gleich sich findet, vorher oder nachher gedichtet worden sei. Düntzer verlegt, mit Riemer, die Entstehung der meisten, zumal der obengenannten Sonette in den Dezember 1807. In diesem Falle wäre die Entstehung des Zehnten Sonettes nach dem Briefe Bettina's unzweifelhaft. Man will heute Goethe's Verhältnis zu Bettina damals so auffassen, als habe er ihre Liebe nur geduldet, sich ablehnend verhalten. Dies ist unrichtig. Viel später erst und plötzlich trat abwehrendes Schweigen seinerseits ein, während er bis dahin all ihre Anhänglichkeit erwiedert und ihre Briefe herausgefordert hatte. Es lag ganz in Goethe's Charakter, eine überraschend neue Natur zur Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit eher zu reizen als sie zurückzuhalten. Seine Sonette können sich jener Zeit zwischen beiden Mädchen getheilt, ihnen beiden gehört haben, wie seine Zuneigung. Nun aber fragen wir: empfing Bettina Briefe von Goethe's Hand, deren Inhalt so unverfänglich war, un-

schuldige Zeugen seines Wohlwollens und Wohlgefallens, warum sollte Minna Herzlieb gelogen oder geirrt haben, wenn sie ein Packet mit solchen Briefen empfangen, dann aber verbrannt haben wollte? Goethe's Benehmen Bettina gegenüber illustrirte so am besten die Art, wie er sich zu Minna stellte. Auch bei Bettina muß Goethe's Frau immer dabei sein, Grüße empfangend und Grüße mitsendend. Bei dieser Betrachtung des Verhältnisses Goethe's zu Minna werden wir zudem am sichersten den Gedanken los, als sei Leidenschaft mit ins Spiel gerathen, während wir väterliche Zuneigung in so hohem Grade annehmen können, als uns nur immer genehm ist.

Und so können wir Düntzer auch darin beistimmen, daß er den Brief Goethe's an Bettinen für ächt hält, worin Goethe ihr über den Roman selbst Rede steht: „Ueber die Wahlverwandtschaften, schreibt er den 15. September 1810, nur dies: der Dichter war bei der Entwicklung dieser herben Geschicke tief bewegt, er hat seinen Theil Schmerzen getragen, schmäle daher nicht mit ihm, daß er auch die Freunde zur Theilnahme auffordert. Da nun so manches Traurige unbeklagt den Tod der Vergangenheit stirbt, so hat sich der Dichter die Aufgabe gemacht, in diesem einen erfundenen Geschick, wie in einer Grabesurne, die Thränen füt manches Versäumte zu sammeln.“ Ich habe zwar diesen Brief Goethe's damals nicht vor Augen gehabt, als ich die Briefe durchsah. Kein Anderer aber als er selbst wäre im Stande gewesen, so über die Dichtung zu reden. In auffallender Weise auch stimmen seine Aeußerungen hier zu dem, was er Boisserée sagte und ergänzen es.

Die meisten von Goethe's Dichtungen sind Verherrlichungen tiefempfundener Entbehrungen. Von Zeit zu Zeit durfte er in dieser Gestalt seine Seele erleichtern. Das Reale in seinen Dichtungen sind dann aber nicht die Verwicklungen der äußerlichen Schicksale, als hätte er seine eignen Erlebnisse ver-

werthen, gleichsam abschreiben können, sondern nur der höchste Inhalt Anfangs formlosen Gefühles, für das er allmählich arbeitend eine Form fand, ist sein eigenstes Erlebnis. Gretchen, Clärchen, Iphigenie, Ottilie sind keine Gestalten, die ein glücklicher Zufall gerade ihm einmal entgegen führte, um sie in treuen Schilderungen für die Unsterblichkeit festzuhalten. So wenig ihm, wie Julia Capuletti oder Imogen Shakespeare jemals begegneten.

Goethe und Suleika.

(1869.)

Die Epochen in Goethe's Leben theilen sich am natürlichsten nach seinen Hauptkorrespondenzen. Für die Zeit vor Weimar ist die mit Lotte Kestner die wichtigste. Bis zur italiänischen Reise der Briefwechsel mit Frau von Stein. Von da bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts empfängt Schiller die besten Briefe. Von dessen Tode bis zum Ende der Freiheitskriege stand Knebel Goethe am nächsten. Für die folgenden Jahre tritt Sulpiz Boisserée ein. Für das letzte Jahrzehnt, neben ihm, Eckermann's Tagebuch. Lotte und Frau von Stein gegenüber zeigte Goethe die glühende Jugendlichkeit, die Alles nur soweit sieht als ihr eigenes Feuer es anstrahlt. Schiller gegenüber geht Goethe aus sich heraus und sucht die Welt an sich zu umfassen. Knebel, der Altersgenosse, empfängt schon nur Berichte, weil er offenbar der zuverlässigste Vertraute ist. Boisserée, nach ihm, ist der jüngere Mann, dem der ältere sich niemals über eine gewisse Linie hinaus aufschließt, aber dessen Meinung Gewicht hat. Eckermann, endlich, empfängt nur, ohne geben zu dürfen. Neben der Correspondenz mit Boisserée aber wird in Zukunft vielleicht die mit Marianne von Willemer als gleich wichtig herlaufen, von der einstweilen nur sehr wenig bekannt ist.

Aus Boisserée's Briefen an Andere lernen wir diese Frau jetzt allein in ihren jungen Jahren kennen; was ich hier folgen lasse, sind Erinnerungen an sie aus ihren letzten Zeiten. —

Sulpiz Boisserée gehörte keineswegs zu Goethe's glühenden Verehrern, im Gegentheil, ein gewisses Fundamentalgesetz seiner Natur bricht immer wieder durch, das ihn auf ganz anderem Boden stehend erscheinen läßt, als auf dem, der bis dahin diejenigen zu erzeugen und zu nähren pflegte, welche Goethe näher traten und nahe standen. Sulpiz Boisserée war Romantiker: Deutsch, religiös, im bewußten Gegensatze zur alten klassischen Anschauung sich verhaltend und von Anfang an nicht geneigt, auch im Geringsten Goethe nachzugeben. Aber auch dieser täuschte sich nicht über das, was den jüngeren Mann diesmal an ihn fesselte. Goethe war im Deutschen Leben damals eine allgemein wirkende Macht geworden, welche die Brüder Boisserée für ihre Zwecke zu gewinnen trachteten. Diese dagegen, mit ihrer reichen Bekanntschaft in ganz Deutschland, ihren Kunstschätzen, Kenntnissen und durchgreifenden Absichten bildeten ein Element, das Goethe sich nicht entgehen lassen durfte. Man wußte gegenseitig, was man an einander besaß. Dazu trat etwas Großes für Goethe: die Boisserée's waren gutsituirte unabhängige Männer, mit Feuereifer für ihre Sache (ihre Doppelbildsäule gehört einmal vor den Kölner Dom, wenn er vollendet sein wird, denn ihnen allein verdankt der Dom, daß die Arbeiten an ihm überhaupt wieder aufgenommen worden sind), keine Litteraten, keine zünftigen Gelehrten, wohl aber im Stande, Goethe in seiner großartigen Unabhängigkeit zu verstehen und sich ihm unterzuordnen, ohne einen Schritt von ihrem Standpunkte zu weichen. Goethe hatte das bald heraus. So werthvoll war ihm dies Verhältnis, daß er an ihm unter allen Umständen festhielt.

Gerade deshalb, weil sie, aus so manchen Gründen, eine komplicirte war, ist diese Verbindung so werthvoll für die Nachwelt. Man blieb sich immer fremd bis auf einen gewissen Punkt. Die Boisserée's standen bei aller Verehrung für Goethe doch auch mit Friedrich Schlegel in Connex, der in seinen Briefen an sie von dem „alten abgetakelten Herrgott“ reden darf. Alle Litteratur, die nicht Kunstgeschichte war, hatte geringeren Werth für die Brüder. Sie haben stets einen Anflug von Geschäftsmäßigkeit in ihrem Auftreten, sie sind die Diplomaten für zwei große Sachen: Vollendung des Kölner Domes und würdige Unterbringung der von ihnen gesammelten Gallerie. Beides Zwecke, die groß genug erscheinen, um ein paar Menschenleben voll in Anspruch zu nehmen.

Boisserée's Lebensnachrichten sind auch deshalb so werthvoll für die Kenntnis Goethe's, weil sie ihn als Süddeutschen zeigen. Boisserée's waren Kölner. Köln aber will sagen „der Rhein,“ und der Rhein ist der Fluß, welcher Süddeutschland mit dem Meere in Verbindung setzt. Am Rhein ist das Leben mehr auf den Sommer und das Leben außer dem Hause zugeschnitten, im Gegensatze zum Norden, in dessen geschlossener Stubenluft Goethe doch niemals ein Gefühl leiser Gefangenschaft ganz los ward. Die freie Luft war sein eigentliches Element. Das Leben der Leute in den Straßen, wo sie sitzen und arbeiten und kochen und wohnen, entzückt ihn am meisten beim ersten Eintritt in Italien. Immer sucht er sich unabhängig von seinem Wohnplatze zu fühlen und wechselt oft und gern die Behausung. Auf Reisen, die nach den Rheingegenden gerichtet sind, trifft er mit Boisserée zusammen, bald hier, bald am andern Orte, sich begegnend, sich wieder verlierend. Er gibt sich anders unter dem süddeutschen Himmel, voller, unbekümmerter, als in Weimar, Jena oder Karlsbad. Welch eine Generation von Männern und Familien

aber auch, welche damals in jenen Gegenden den Ton angaben! Nichts von Dampfschiffen auf dem Rheine und Fabriken in den Städten daran. Selbst in Frankfurt ordnet sich der Handel gesellschaftlich der wissenschaftlichen Bildung unter. Allüberall in großen, kleineren und kleinsten Städten Kunst- und Litteraturkenner, seien es ihrer auch noch so wenige; überall zugleich landschaftliche Eigenheit der Bildung; altes festes familienhaftes Drinsitzen in den Verhältnissen, an denen sogar die französischen Zeiten nur stark gerüttelt hatten ohne sie zu zerstören. Fremde, die heute wie ein großer Strom diese Theile Deutschlands überfluthen, nur tropfenweise zufließend. Und zu alledem ja: Frankfurt war Goethe's Vaterstädt.

Es war im Herbste 1849, als ich auf einer in die Schweiz gerichteten Studentenexpedition durch Frankfurt kam. Fast alle die Leute sind todt, welche der Stadt ihr damaliges Aussehn gaben. Frankfurt hatte etwas sonntägliches. Frankfurt war, wie vordem, die Vereinigung einer großen Anzahl alter, solider Familien mit hergebrachter Lebensweise und geistiger Tradition. Reichthum, Stolz auf die unabhängige eigene Regierung, Nähe des Rheines und Frankreichs, Zusammenfluß von Diplomaten aus allen Theilen Europa's: lauter Elemente, die sichtbar zur Geltung kamen. Frankfurt war noch immer ein Reich für sich, unantastbar, im schönsten Theile Deutschlands mitten drinliegend. Heute liegt es, in 12 Stunden zu erreichen, vor den Thoren von Berlin so gut wie die Schweiz oder Paris und London. Man steigt ein ins Coupé, aus der Halle des Berliner Bahnhofs, schläft ein und wacht nach Belieben am Rhein oder Main, oder mitten in Bayern und Oesterreich wieder auf. Es gibt keine Reize mehr, die in der Entfernung liegen und keine Geheimnisse mehr im andersgestalteten Leben anderer Städte und Reiche.

Freilich, wenn man bedenkt, daß Goethe schon in den

neunziger Jahren in seinen Reisebriefen an Schiller Frankfurt als einen für ihn ganz veränderten, zur Weltstadt gewordenen Platz beschreibt, von dessen athemloser Lebenshast er redet wie ein Deutscher Dorfschulmeister, der plötzlich auf dem Boulevard steht, von Paris, und wenn man dies Frankfurt mit dem von 1815 wieder vergleicht, so muß es seltsam klingen, wenn für 1849 noch soviel als zurückgebliebener Rest alten Lebens genannt wird, der die Stadt um diese Zeit als Heimath Goethe's verständlicher erscheinen läßt. 1849 aber lebten noch Viele, welche Goethe dort oder in Weimar wenigstens kannten. Goethe war damals kaum 20 Jahre todt, jetzt ist die doppelte Zeit seit seinem Fortgehn verstrichen. Wie wenige, die heute noch in ihrem Bildungsgange auf ihm beruhen, während die vergangene Generation imprägnirt war von seinem Geiste und seinen Gedanken. In Frankfurt schien jedes Haus an ihn zu erinnern. Ueber jede Schwelle schien er gegangen zu sein. In andern Städten standen Statuen von Fürsten und Feldherren, hier die Goethe's, damals noch seine einzige in Deutschland, thronend in Mitten einer Republik, die keinem Soldatenthum ihren Ruhm verdankte.

Da nun fand Goethe im Jahre 1814 Marianne von Willemer als reizende junge Frau in der Mitte eines Kreises, den sie belebte und entzückte. Auf der Gerbermühle, in der Nähe der Stadt, oder in Frankfurt selber bildete ihr Haus die Mitte, zu der Alles sich hingezogen fühlte, was an gebildeten Elementen nach Frankfurt kam. Doch in Boisserée's Lebensnachrichten steht davon zu lesen. Als ich 1849 Marianne kennen lernte, war sie eine alte Frau und von den Freunden jener Zeit nur wenige noch erhalten.

Ich erinnere mich nicht mehr, in welchem Hause ich sie zuerst sah. Desto lebendiger steht vor mir, wie ich sie zum erstenmale besuchte. Sie wohnte ganz allein in der alten Mainzer Gasse. Durch ein hohes Gitter trat man in einen

hofartigen Gang zwischen steilaufstehenden Häusern, gelangte durch eine etwas versteckte Hausthür sofort auf die braune, blankgebohnte Treppe und klomm zwei Stiegen hinauf. Hier eine Fensterthür mit schneeweißen, feingefältelten Vorhängen dahinter, in der Ecke des Vorplatzes lag eine Katze von Papiermaché in natürlicher Größe. Sie schien zum Hause zu gehören und Jedermann kannte sie, weil Jedermann sie so lange ansehen mußte bis auf Anziehen der Glocke die Magd erschien. Nun gelangte man in die beiden allerliebsten Zimmer, wo durch lichte Fenster der Blick auf den Main und Sachsenhausen und das volle weite Land dahinter ging.

Das erste Zimmer schien größer als es war, weil der alterthümliche sauber glänzende Hausrath Stück für Stück so durchaus an seiner Stelle stand, daß das Gefühl von Behaglichkeit keine Kritik, wie eng und niedrig dieser Raum doch sei, aufkommen ließ. Da stand das äußerst schmale Klavier, fast nur Spinett zu nennen, an dem von Zeit zu Zeit junge Mädchen sangen, denen das Großmütterchen, diesen Namen führte Marianne überall, freiwilligen Musikunterricht gab. Sie hatte selbst niemals Kinder, stand aber an der Spitze der ausgebreiteten Familie des verstorbenen Geheimeraths. Da erblickte man, offenbar und doch geheimnißvoll und unnahbar, in einem expreß dafür gearbeiteten Kasten mit gläsernen Wänden, den Schatz der Goethe'schen Briefe, alle auseinandergefaltet und lose ein Blatt auf das andere gelegt. Da hing, dicht neben der Eingangsthüre, groß eingerahmt, ein prachtvolles Blatt: ein Gedicht von Goethe's Hand in sorgfältiger lateinischer Schrift, ein voller Rand aus bunt und goldgemalten Arabesken darum. Ich weiß nicht was daraus geworden ist. Goethe schrieb in der zweiten Hälfte seines Lebens nur im Nothfalle. Er ging im Zimmer umher und diktirte, er hatte nicht einmal einen Schreibtisch darin. Dagegen sind eine Anzahl eigenhändiger Blätter von ihm vor-

handen, welche mit größter Sorgfalt, langsam und groß geschrieben, meist Abschriften eigner Verse, Zeugnis dafür ablegen, daß sich das eigne Gefühl sinnlichen Wohlgefallens nicht bei ihm verloren hatte, mit dem wir Männer, welche schöne und große Gedanken haben, diese in schönen und großen Zügen gern niederschreiben sehn.

Im anderen Zimmer, der eigentlichen Wohnstube, stand am Fenster das kleine Kontörchen, daneben das kleine Kanapee, mit karirtem Ueberzuge, der an den Beinen mit sich kreuzenden Bändern angebunden war, eben groß genug für zwei Menschen nebeneinander. In der Tiefe die breite Thüre zum Alkoven und daneben, das einzige Große im Zimmer, die Uhr mit Messingbeschlägen, die alle Sonnabend ein uralter Uhrmacher aufzuziehn kam. Die Wände aber waren bedeckt mit Zeichnungen zumeist von Steinle, alten Radirungen, Aussichten aus allerlei Fenstern von Dilettanten gezeichnet oder gemalt. Hier nun, im Eck des Kanapees habe ich oft, damals und in den folgenden Jahren bei ihr gesessen, während sie vor dem aufgeklappten Kontörchen saß und mir erzählte, oder mich erzählen ließ.

Niemals kam ich, ohne daß sie mir dies oder das von Goethe geschenkt hätte. Einmal von seiner Handschrift, auf grünem glänzenden Papier, ein Gedicht, das in den Werken steht unter dem Titel: Mit einem Blatt Bryophyllum calcinum.

Was erst still gekeimt in Sachsen
Soll am Meyne freudig wachsen &c.

Aus Boisserée's Briefen wissen wir, wie viel damals von der wunderlichen Pflanze die Rede war und wie Goethe sich Mühe geben mußte, ehe er sie erreichte. Unterzeichnet ist das in Deutscher Schrift von Goethe selbst geschriebene Blatt mit G. Dazu: 12. N. 1826.

Ein anderes Mal empfing ich eine im Durchmesser einen

halben Fuß messende Pappschachtel, lila mit weißen aufgepreßten Verzierungen, innen auf dem Boden ein von Goethe eingeklebtes Papier, das in lateinischer Schrift folgende Zeilen trägt:

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden zog nach Norden
Als die Frucht gespeist geworden
Eilt sich wieder einzustellen
Das Gehäus woher es kommen
Bringet keine süssen Früchte
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Und als Lösung des Räthsels dieser Worte empfing ich zugleich, als dazugehörig, ein in Wachs bossirtes Medaillon Goethe's, in schwarzem Rahmen mit rundem Glase darüber. Unter dem Gedichte steht: April 1819.

Noch ein drittes Geschenk sei erwähnt: ein koklikorother Band mit goldenen Verzierungen, grünem Schnitt und Titel, Goethe's Wanderjahre enthaltend, und auf dem ersten Blatte die Inschrift:

Fräulein
Adele Schopenhauer
Erinnerung
des 12. Jun. 1821.
Weimar. Goethe.

Eingeklebt aber, dieser Schrift gegenüber, auf dem inneren Deckel des Buches ein grünes Blättchen mit Folgendem:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman
Der selbst Romane spielt!

Weimar
am 12. Juni am 12. Juli.
1821.

In dem Buche liegen jetzt noch zwei Briefe. Der erste von Marianne selbst, der die Erklärung der beiden Inschriften gibt.

„Frankfurt d. 17. Juni 1852.

Hierbey, l. H. das versprochene Buch, dem ich einen Commentar zu besserem Verständnisse in beyfolgendem Briefe mitgegeben, ich habe nur noch die kleine Geschichte zu erläutern; wie die erste Ausgabe der Wanderjahre erschien, die Du vielleicht in dieser Zusammenstellung gar nicht kennst, schickte Goethe 1 Exemplar an mich und eins an Fr. Schopenhauer, durch den wunderlichsten Zufall wurden die Addressen verwechselt, aber auf einen Tausch, den ich vorgeschlagen hatte, wollte Fr. Schopenhauer nicht eingehn, und statt dessen sandte mir Goethe die kleine Strophe auf grün Papier, die ich später in das Buch klebte; das übrige steht in seinem Briefe."

Dieser Brief, einer der wenigen, die aus Mariannens Korrespondenz bekannt geworden sind, ist bis auf die Anrede, welche Goethe in den vom Schreiber leergelassenen Raum eigenhändig eingefügt hat, von fremder Schrift, und lautet:

„Diesmal — allerliebste Marianne, — hat sich die moralische Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchst gerecht und anmuthig erwiesen: Sie sollten erfahren, wie das kunstreiche Mädchen hieße, welche Turban, Shawl und Zubehör so niedlich zu- und ausgeschnitten; Ihnen selbst sollte der Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni, ob Sie vielleicht nicht, bei dessen glücklicher Wiederkehr, an demselben nicht auch freundlichen Theil nehmen wollten? Und so ist denn Alles, durch Kreuz- und Quergang, am schönsten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch höheren Einfluß veranlaßt.

Damit Sie denn ferner diesem guten Kinde noch mehr geneigt werden, sende eine andere kleine Arbeit und muntere Sie

zugleich auf, wenn Olfried und Lisena auf der Mühle noch nicht gekannt wären, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine Unterhaltung an manchen, nächst zu hoffenden trocknen und heiteren Sommerabenden.

Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Musik weiß ich zu ehren und gebe gerne zu, daß die Compositionen von Liedern und sonst, genau besehen oft nur ein qui pro quo geben; selten ist der Dichter durchdrungen und man lernt dabey nur etwa den Kunstcharakter und die Stimmung des Componisten kennen. Doch hab ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, in dem man sich vielmal abgespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Bethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall, die Musik zu Egmont durch kurze Zwischenreden dergestalt zu exponiren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie solche wahrscheinlich gehört haben.

Eigenhändig angefügt:

Indem ich schreibe statt zu kommen, nach Böhmen gehe statt an den Mayn, ist mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen.

Herzlichst

Weimar, den 12. July 1821. G."

Einen zweiten Brief Goethe's, der jedoch nur wenig Zeilen enthielt, habe ich einem Sammler geschenkt. Von den Briefen aber, welche aus den früheren Jahren stammen und die eigentliche Blüthe der Freundschaft zeigen müssen, hat sie mir niemals etwas weder zeigen noch lesen wollen.

Von dieser Zeit an bis zu Mariannens Tode blieb ich in Korrespondenz mit ihr und ihre Briefe bilden ein ziemliches Packet. Es ist mir beinahe unbegreiflich, wenn ich diese Blätter durchsehe, mit welcher konstanten Liebenswürdigkeit und Geduld sie einem jungen Menschen, der im unbehaglichen Mauserzustande, den die Jahre um das zwanzigste mit sich

bringen, die Welt vorschnell konstruirt, aburtheilt und abstößt, immer wieder den Kopf zurecht setzt. Ich ließ mir das eben gefallen und nahm die Pfirsiche oft hin, ohne dem Baum, der sie getragen, ein Kompliment zu machen: Mariannens Theilnahme und Freundlichkeit blieben sich immer gleich. Die gesellschaftliche Stimmung unserer Zeit ist eine so verschiedene von der damaligen, daß sich die Liebenswürdigkeit und der Reiz einer solchen Frau wohl andeuten, nicht aber das deutlich machen läßt, was ihrer Erscheinung solche Bedeutung beilegte. Seit 1848 ist soviel Weltgeschichte gemacht worden, daß die heutige Jugend kaum begreifen wird, wie vor diesem Jahre des Umschwunges die Welt angesehn ward. Die französischen Zeiten und die Freiheitskriege standen uns um das Doppelte näher als heute und trugen heroischeren Glanz. Die Leute, die das miterlebt und die Menschen gekannt hatten, welche da die ersten waren, schienen das ungeheure Vorrecht zu besitzen, überhaupt etwas erlebt zu haben. Für das eigene Leben gab man die Möglichkeit, Aehnliches durchmachen zu dürfen, von vornherein auf. Man glaubte, die Welt werde sich in friedlicher Civilisation langsam aufzehren. Man blickte rückwärts auf jene Tage der Erhebung und auf die Männer, welche damals Pulver gerochen. Man lebte in den Werken und in den Reliquien von Männern, die todt waren, die man, wäre man ein wenig früher gekommen, vielleicht noch hätte sehn können, deren Verlust man bedauerte, die keinen ihrer würdigen Nachwuchs producirt hatten. Der Wald war geschlagen, es wuchs nur noch Gebüsch aus den alten Wurzeln auf.

Diese Zeiten des Ruhmes und der Noth waren die der Jugend für Marianne gewesen. Sie hatte Reiche zerfallen und sich wieder erheben gesehn. Sie war eine Frau, um die seit dieser Jugend bedeutende Männer sich bemühten, die die Strömungen des Deutschen Bildungsganges verfolgt, Alles

gelesen hatte und immer noch die neuen Ereignisse und Menschen frisch aufnahm, verstand und richtig taxirte, und die dabei so unscheinbar einfach mit ihren Aeußerungen kam, als habe sich nie ein Mensch um das viel gekümmert, was sie sagen würde. Ich kannte damals Boisserée's Briefe natürlich nicht. Wie reizend tritt uns die Erscheinung Mariannens, als sie noch jung und schön war, aus diesen Blättern entgegen. Ihr Lebenslauf war ein höchst seltsamer gewesen. Blutjung hatte sie von der Bühne des Frankfurter Stadttheaters die Welt kennen lernen. Entzückend soll sie gewesen sein, wenn sie in einer Pantomime, deren Namen ich vergessen habe, als Pierrot aus einem großen Ei hervorkam. Geheimrath Willemer lernte sie da kennen, nahm sie fort und in sein Haus, das durch die Grazie ihrer Erscheinung, durch ihren Gesang und ihre Gabe die Mitte eines gesellschaftlichen Kreises zu sein, der Sammelplatz einheimischer und fremder Freunde war. Ihren Mann, den sie um ein bedeutendes überlebte, hat sie Jahre lang in einer ihn langsam hinnehmenden Krankheit zu Tode gepflegt.

Von all dem wußte ich natürlich nichts, als ich sie kennen lernte. Es trat mir in ihr nichts entgegen als das alte Großmütterchen, das mit Goethe eine geheimnißvolle Korrespondenz geführt, und das, wie ich von Andern hörte und bald an mir selbst erfuhr, die wunderbare Gabe besaß, Menschen anzuziehen und festzuhalten. Was mir Marianne besonders hochstellte, war ihr Freimuth. Sie präparirte nichts in usum Delphini, sondern sprach sich flottweg aus. Das Gegengewicht gegen diese Unabhängigkeit bildete dann wieder eine eigenthümliche Gabe, sich Respekt zu erzwingen. Es war manchmal, als hätte ein junges liebenswürdiges Mädchen zum Spaß die Maske einer Frau in Jahren vorgebunden.

Ihrer ganzen Erscheinung war ein Element von Grazie und Zierlichkeit beigemischt, das überall sich geltend machte.

Wie sie stand und ging, sich bewegte, sich aussprach, immer dieselbe Präcision und Festigkeit. Eine eigenthümliche Kunst besaß sie, aus sorgfältig getrockneten Blumen der kleinsten Art farbige Kränze zusammenzukleben, die auf dem Karton fast den Eindruck einer Malerei machten. Ich besitze ein solches Kunstwerk ihrer Hand, dem sie folgende Verse beifügte:

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht ich dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
Ist mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken
Die in leisen Tönen klingen
Und dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens Fülle
Sind in Duft und Blumenhülle
Doch der Blumen Glanz und Leben
Muß dem Worte Deutung geben.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt dir Blumenworte,
Mögen sie vor deinen Blicken
Sich mit frischen Farben schmücken.

Ich darf mir leider nicht sagen, daß ich selbst Mariannen zu diesen Versen begeistert hätte, sie haben früher schon einmal, ihren Weg von Frankfurt nehmend, einen ähnlichen Kranz begleitet. In Goethe's Werken, Nachlaß VII, 138, finden wir sie nebst der Ueberschrift: Mit einem zierlichst-aufgetrockneten Blumenkranze, darunter, als zweite Ueberschrift: Sie. Gegenüber, Seite 139, sehen wir Goethe's Erwiderung, mit der zweiten Ueberschrift: Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nur in zarten Kreisen
Die von dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne,

Was ich in der Fern' empfinde
So als wär kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Dies das erstemal, daß ich Verse von ihr in Goethe's Werken fand. In den nächsten Jahren, nachdem ich Marianne kennen gelernt, brachte ich einige Wochen auf dem Lande in der Nähe von Frankfurt zu. Ich benutzte die erste Gelegenheit, um in die Stadt zu fahren und Frau von Willemer hinaus zu persuadiren. Hier nun lernte man sich aus größerer Nähe kennen, ein solches Zusammensein erst läßt die Menschen auf natürliche Weise sich finden. Marianne zeigte sich auch hier als Meisterin. Sie war unglaublich gewandt in der Unterhaltung, von jener Gewandtheit, die wiederum das Erbtheil einer verflossenen Generation war, einer Generation, die ich ausgestorben nennen würde, wüßte ich nicht eine einzige Frau noch, die für mich allein noch eine Ausnahme bildet (und die vielleicht lachen wird, wenn sie dies liest). Es handelt sich dabei weniger um Geist und Bildung, als um den Genuß am Austausche der Gedanken, zu dem heute Niemand mehr die Ruhe besitzt. Wir gehen, da wir auf anderen Gebieten soviel gewonnen haben, auf dem der geselligen Poesie oder der poetischen Geselligkeit einem Zustande von Rohheit entgegen, der freilich ein Zeichen derberer Gesundheit des öffentlichen Lebens sein mag, aber den zu erleben, wenn man ihn anders gekannt hat, für den Einzelnen etwas Melancholisches hat. Die Zukunft liegt uns zusehr in den Gliedern, um diesen für den Genuß der Gegenwart die rechte Leichtigkeit zu gewähren. Die Zeit ist kein unendliches Kapital mehr,

wir leben mit der Uhr in der Hand. Wir wissen zu genau, was jede Stunde werth ist, die wir benutzen oder unbenutzt gelassen haben.

Dieser Landaufenthalt brachte durch einen Zufall dasjenige zu Tage, was Marianne in ihrem Verhältnisse zu Goethe nicht nur den allgemeinen Rang einer Freundin anweist, mit der Goethe eine gewisse Verbindung aufrecht erhielt, sondern ihr eine feste Stellung gibt, zu ihm persönlich sowohl als zum westöstlichen Divan.

An das Landhaus, in dem wir wohnten, stieß ein abgezäunter Garten, dessen ganze Länge nach der einen Seite ein ungeheures Resedabeet bildete, dahinter eine ebenso ausgedehnte Wand mit Pfirsichspalieren, deren wundervolle reichliche Früchte in größerer Anzahl uns zu Gebote standen als wir ihnen gerecht zu werden im Stande waren. Man überblickte von da aus das fruchtbare Land, das in weiter Ebene sanft abfiel, so daß der abschließende gebirgige Horizont sich um so kräftiger wieder erhob. Wir gingen da eines Abends und hatten über Goethe gesprochen. Ich erinnere mich deutlich, wie über den Himmel von Westen her allerlei Gewölk zog, welches schlechtes Wetter für die nächsten Tage ankündigte, und ein seufzender Wind über die Felder ging. Ich weiß nicht, wie mir Goethe's Verse da in den Sinn kamen „Ach, um deine feuchten Schwingen, West wie sehr ich dich beneide.“ Ich sprach sie halblaut vor mich hin im Weiterschreiten.

Marianne machte Halt, sah mich eine Weile mit ihren graublauen, glänzenden und beweglichen Augen an und sagte „Höre, wie kommst du dazu, dies Gedicht zu sagen?“

„O, es fiel mir gerade so lebhaft ein, antwortete ich. Es ist eins von Goethe's schönsten.“

Marianne sah mich immer an, als wolle sie etwas sagen und besänne sich, ob sie es thun sollte.

„Ich will dir etwas sagen, rief ich plötzlich aus und weiß selbst nicht wie ich darauf kam: das Gedicht ist von dir? du hast es gemacht.“

Diese Vermuthung lag doch nicht so fern. Der Divan ist da, wo es sich findet, fast wie ein Duett gehalten. Ich wußte außerdem, welchen Antheil Marianne im Allgemeinen an der Entstehung dieser Dichtung hatte.

„Du darfst es Niemand wiedersagen, begann sie nach einer Weile und streckte mir die Hand hin: Ja, ich habe die Verse gemacht.“

Dies kam mir doch unerwartet. Sie brach dann aber dies Gespräch ab. Der nächste Morgen schon war der Tag der Abreise. Marianne wurde auf dem Stift Neuburg bei Heidelberg längst erwartet. Das Stift Neuburg war der eigentliche Mittelpunkt der Gesellschaft, in der Marianne in ihren späteren Jahren sich wohl fühlte. Eine alljährliche Reise dahin verstand sich von selbst. Der specifisch katholische Ton, der dort geherrscht haben muß, war dennoch, wie sehr sie sich dort auch zu Hause fühlte, nur ein modus vivendi für sie, der keine Verpflichtungen auflegte. Sie schrieb mir oftmals von daher, aus ihrem Stübchen, „wo der Himmel und ein Stückchen Berg ihr so freundlich ins Fenster schauen.“ In einem Briefe, der vom Stift Neuburg datirt ist, sprach sie sich nun zum erstenmale näher über ihr Verhältnis zu Goethe aus.

„Frau von Stein, schrieb sie, habe ich nie gekannt; ich war nie in Weimar und habe Goethe im Jahr 14 in Frankfurt zuerst gesehn, ihn bei seinem Aufenthalte vom 2. August bis 6. Oktober 1815 bei uns auf dem Lande kennen und lieben lernen und war bis zuletzt, 4 Wochen vor seinem Tode, in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm; doch sind diese Briefe von ganz anderer Art als jene an Frau von Stein und ich finde es eine heillose Indiskretion, daß man sie drucken

läßt. Ungefähr 6 oder 8 Wochen vor Goethe's Tode schickte er mir ein wohlgepacktes Päckchen und schrieb mir dabei mit liebenswürdiger Empfindung, er schickte mir hiermit meine Briefe, ich möge aber das Packet uneröffnet lassen bis zur unbestimmten Stunde, die leider nur zu bald schlagen sollte. In derselben Stunde, als man mir seinen Tod meldete, erbrach ich das Siegel und fand obenauf einige Strophen von seiner Hand; sie sind in der neuen Ausgabe aufgenommen und ich wills dir zur Aufgabe machen, sie zu finden."

Zu finden war dies Gedicht nicht schwer, es steht unter denen des Nachlasses (VII, 219):

Vor die Augen meiner Lieben
Zu den Fingern dies geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet wie empfangen,
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerschönster Zeit.

Weimar, 3. März 1831.

Auffallender Weise (Marianne machte mich erst wieder darauf aufmerksam) sind diese Verse nach dem Tode der Frau von Stein geschrieben worden. „Du wirst Dich recht wundern, schreibt sie mir später (18. Februar 52), daß ich den Eckermann gar nicht besitze und lange nicht gelesen habe, aber eben im dritten Theil von Goethe's Briefen an die Stein bin. Du findest am Schlusse auf dem letzten Blatte, vorletzte Seite, den Anfang jener Strophen, die mir Goethe mit meinen Briefen sandte und die gewiß am 3. März 1831, also nach dem Tode der Stein geschrieben wurden. Doch dies bleibt, wie immer, unter uns."

Daß es jetzt nicht mehr bloß unter uns bleibt, würde Marianne gewiß gebilligt haben.

Sie hatte die Absicht, mir ihren Briefwechsel mit Goethe

zu hinterlassen, trotzdem ich sie von Anfang an gebeten hatte, dies nicht zu thun. Ich hatte ein Gefühl von Verantwortlichkeit, das mir aus diesem Besitz erwüchse. Auch hat sie schließlich anders darüber verfügt. Sie sollen bis zum zwanzigsten Jahre nach ihrem Tode auf der Frankfurter Stadtbibliothek deponirt bleiben.

In der Folge kam sie dann auch brieflich auf jenes Gespräch im Garten zurück. „Im Divan (schreibt sie d. 5. Apr. 56) hast Du nichts auszuscheiden; außer dem Ost- und Westwinde habe ich nichts auf meinem Gewissen, als allenfalls noch „Hochbeglückt in deiner Liebe," und „Sag du hast wohl viel gedichtet." Doch habe ich manches angeregt, veranlaßt und erlebt! Ich glaube Dir das Orginal vom Westwind versprochen zu haben, es ist zwar nur sehr weniges verschieden vom Abdruck, aber doch bezeichnend. Nun mag denn dieses Blatt Dir ein Frühlingsblatt scheinen und Dich stürmisch begrüßen, denn hier weht ein Sturm wie lange nicht."

Ganz genau schreibt sie endlich am 21. Jan. 57: „Es war meine Absicht, Dir das Briefchen durch —'s Vermittlung zu senden, aber ich brachte es nicht zur Ausführung, weil ich noch unbeweglich war und sie nicht mehr zu mir kommen konnte; so sende ich es denn auf seine eignen Füße gestellt und zugleich jene Strophen, die Du von mir verlangt hast, es ist doch nur eine einzige die G. verändert hat, und ich weiß wirklich nicht warum, ich finde die meine wirklich schöner, und um Deine Erwartung nicht allzu sehr getäuscht zu haben, schicke ich Dir noch einige Blättchen mit, die damals den Hauptreiz unseres Briefwechsels bildeten, wo das Geheimnis, ein wesentlicher Bestandtheil, nicht fehlen durfte. Die bezeichneten Stellen sind aus dem Divan von Hafis, den Du entweder selbst hast oder leicht anschaffen kannst. Die Nummer, das heißt die bezeichneten Seiten, die ich dagegen sandte, müssen verloren gegangen sein, ich habe sie mit einigen Briefen nicht

erhalten, doch ein schönes Gedicht aus jenen einzelnen Strophen verbunden und was anfängt: Dir zu eröffnen mein Herz verlangt mich 2c., und weiter: Ich habe keine Kraft als die, im Stillen ihn zu lieben, habe ich zwar später erhalten, aber unbegreiflicher Weise verloren, es steht auch nicht unter den gedruckten Sachen, vielleicht entdeckst Du es irgendwo. Wenn Du nun im Divan das schöne Gedicht: Geheimschrift, Laßt Euch, o Diplomaten — — so ist es für Dich keine Geheimschrift mehr, und ich habe Dir wieder einiges aus der glücklichsten Zeit meines Lebens mitgetheilt, warum ich es aber just heute Abend thun muß, wo ich schon seit einer Stunde mit schlechter Feder und noch schlechterer Dinte kämpfe, das kommt daher 2c. — Dies hat mich so aufgeregt, daß ich mir vornahm, Dir sogleich zu schreiben, und die Einlage, die ich schon einige Tage früher gesucht, mitzuschicken, ich weiß nicht, es treibt mich ein Gefühl, daß ich nicht mehr lange an Dich schreiben kann, das Versäumte nachzuholen, und so möge einstweilen dies Blatt den Anfang machen. — — Bleibe mir treu und verschwiegen und gedenke des

Großmütterchens
M. W."

„Da doch ungewiß ist, ob Du den Hafis besitzest, so sende ich Dir das Blättchen mit, das jene von mir bezeichneten Stellen enthält, und auch einige von G. Es ist eine Spielerei, ich weiß es wohl, und Du wirst es nachsehn, daß ich Dich damit langweile.

Guten Morgen."

Es scheint mir keine Untreue, diese unschuldigen Dinge, jetzt fast 10 Jahre nach Mariannens Tod, zu veröffentlichen. Sie selbst will ja, daß ihre Briefe an Goethe, die sie Niemand zeigte, in der doppelten Zeit herauskommen sollen. Ich weiß nicht, ob ich selbst später dazu kommen würde, diese Dinge niederzuschreiben. Auch bezieht sich ihre Bitte um Ge-

heimnis zumeist auf Urtheile über lebende Personen, welche in ihren Briefen enthalten waren, welche, weiter gegeben, Unheil hätten anrichten können und die heute kein Interesse mehr haben.

Als Beilage dieses Briefes zuerst ein Blättchen, auf dessen einer Seite: Ostwind Wiedersehn d. 6. 8ber 15.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh noch diese Hügel düstern
Sitz ich still zu seinen Füßen.

Und du magst nun weiter ziehen,
Diene Frohen und Betrübten,
Dort wo hohe Mauern glühen
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Athem geben.

Steht mit der Ueberschrift Suleika im westöstlichen Divan, S. 161 der Originalausgabe. Goethe hat die vierte Strophe ins Leidenschaftliche verändert und nicht zu ihrem Vortheile, scheint mir.

Auf der andern Seite des Blättchens: **Westwind Rückkehr von Heidelberg Oktober 1815.**

Ach um deine feuchten Schwingen
West wie sehr ich dich beneide,
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich durch die Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder,
Ach, für Leid müßt ich vergehen,
Hofft ich nicht, wir sehn uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen,
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verschweig ihm meine Schmerzen.

Sag ihm nur, doch sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Goethe's Aenderungen sind hier unbedeutender Art. Das Gedicht „Dir zu eröffnen," das Marianne nirgends gefunden haben wollte, steht im Divan S. 395, und eine Einleitung davor, welche zur Bestätigung dessen dienen kann, was sie mir schrieb. Goethe sendet dies Gedicht den 4. März 1816 an Zelter, mit der Variante:

Wie Morgenkerzen
Ward mir mein Vorsatz

in der zweiten Strophe, während im Divan, „wie Sonnenaufgang" steht. Boas hat dies Gedicht gleichfalls für ein ungedrucktes gehalten und in den Nachträgen S. 25 wieder abgedruckt.

„Hochbeglückt in deiner Liebe," wozu sich Marianne ferner bekennt, ist S. 125 des Divans unter dem Titel Suleika, und „Sag du hast wohl viel gedichtet" S. 132 unter dem gleichen Titel zu finden. Diese Details sind wichtig, weil sie zeigen, wie wenig ihr, die an dem Divan so großen Antheil hatte, das Werk als gedrucktes Buch bekannt war. Marianne hatte einmal das ihr von Goethe geschenkte Exemplar beinahe schon in meine Hände gelegt, nahm es dann aber zurück, weil es ihr unmöglich sei, sich davon zu trennen.

Da sie außerdem manches Andere darin angeregt haben will (vielleicht auch vergessen hat), so dürfen wir wohl einige weitere unter der Ueberschrift Suleika gegebenen Gedichte ihr zurechnen. So das: „Als ich auf dem Euphrat schiffte," dessen letzte Strophe ohne Zweifel ursprünglich anders lautete:

Also träumt ich, Morgenröthe
Blitzt ins Auge durch den Baum,
Sag Poete, sage Goethe,
Was bedeutet dieser Traum.

Auf die hier nothwendige Veränderung von Hatem in Goethe hat zuerst Simrock aufmerksam gemacht, die in dem Gedichte Hatem, S. 149 ebenso natürlich erscheint:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Das Gedicht Geheimschrift folgt S. 173. Und gleich darauf, als Antwort auf den Abglanz S. 175, das Suleika überschriebene Gedicht S. 177:

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, empfind ich deinen Sinn,
Liebevoll, du scheinst zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Indessen, Marianne sagt nichts davon. Fast will mir scheinen, als habe sie mit einer gewissen Klugheit den vollen

Umfang ihres Antheils am Divan nicht verrathen wollen, der sich übrigens aus ihren Briefen einst in seinem wirklichen Maße ergeben wird. Daß aber auch ihr Gedächtnis sie zuweilen im Stiche ließ, ist klar. Sie schrieb mir doch, daß sie das Gedicht Goethe's, bestehend aus den Anfängen ihrer Chiffreantworten weder im Divan noch sonst habe auffinden können, und auf dem Blatte, das ich jetzt folgen lasse, weist sie selbst auf die Seite hin wo es steht: 393—396. Wir dürfen nicht vergessen, daß Marianne über die Siebzig heraus war, als sie mir ihre Mittheilungen machte.

Von den in Chiffren geschriebenen Briefen Goethe's trägt der eine Datum und Adresse, und hat folgendes Aussehn:

I.	II.
313 — 3. 4.	121 u. 122.
314 — 7 — 18	
315 — 11. 12.	
316 — 17 — 20	
317 — 19 — 22	
329 — 9. 10	
335 — 15 — 18	
336 — 1 — 4	

10. O. 1815.

Auf der Rückseite Mariannen.

Der zweite Brief besteht in einer Visitenkarte mit Goldschnitt, trägt als Ueberschrift einige arabische Buchstaben, ohne Zweifel von Goethe's Hand geschrieben, und darunter:

1. 3. 4.
2. 13 — 16
3. 9 — 12
4. 3 — 14
9. 9.
10. 11.

16. 1 — 4.

19. 1 — 8.

Als Auflösung dazu ein Zettel von Mariannens Hand, auf dem sie die aufgesuchten und gefundenen Sprüche zusammengestellt hat.

Die Einsamkeit ist schön
Sobald die Freundin meine Freundin ist.

Aus meinem Kopfe gehet
Die Sehnsucht deines Aufenthaltes nicht
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist. u. s. w.

Ich lasse die gesammte Reihe nicht folgen, da diese Sprüche heute nicht mehr das Interesse haben, das ihnen vor 50 Jahren Reiz verlieh.

Man nehme nach dem Mitgetheilten nun Goethe's Divan und lese das, sehr wenig umfangreiche, Buch Suleika durch. Gleich die einleitenden Gedichte scheinen auf Marianne zu gehn, wie denn dieses Buch ein am wenigsten ungleichmäßiges ist. Goethe's Divan ist aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt. Er scheint eine Masse von Gedichten, die sich aus den verschiedensten Epochen vielleicht angesammelt hatten, angeregt durch Hammer's Hafis, mit dem starken einheitlichen Parfüm persischer Anschauungen versetzt und dadurch, mit etwas Gewalt, zu einem Ganzen vereinigt zu haben. Man bringe eine beliebige Anzahl Dinge mit Rosenöl in Berührung: sie werden, obgleich ganz unzusammengehörig, durch eine sinnliche starke Verwandtschaft verbunden erscheinen, und dadurch etwas penetrant Eigenthümliches empfangen, das früher gar nicht in ihnen lag. Was Goethe im Buche Suleika von Mariannens eigener Hand empfing, wird erst die Zukunft lehren. Einstweilen dürfen wir ihr wohl direkt oder indirekt zuschreiben, was die Ueberschrift Suleika trägt. Diese Verse haben etwas Verwandtes. Es waltet in den

Vorstellungen ein eigenthümlicher Ton, den ich dem Moll der Volkslieder vergleichen möchte und der Goethe nur in seltenen Fällen eigen ist. Im Divan haben ihn fast ausschließlich die Suleikalieder. Nebenbei bemerkt, es wäre interessant, die Sprache Goethe's darauf hin zu untersuchen und die aus ihm sich ergebenden Reihen der Vokale mit denen anderer Dichter zu vergleichen. Hier liegen Forderungen und Gesetze verborgen, welche der Aufmerksamkeit der Forschung noch zu sehr bisher entgangen sind.

Wie ich um Goethe's Briefe gekommen bin, so bin ich es auch um Mariannen's Portrait aus jener Zeit ihres Glanzes. Ich bat sie einmal um ihr Bild. Sie suchte und kam zuletzt mit einer Miniatur zum Vorschein, die sie als blühende junge Frau zeigte. Sie hielt sie mir hin mit den Worten: „danke Gott, daß du mich nicht kennen lerntest, wie ich so aussah“ und lachte. Ich wollte das Portrait nicht, weil es ihr wirklich nicht mehr ähnlich sah, oder vielmehr sie ihm nicht mehr. Sie betrachtete das Bild eine Weile aufmerksam, schüttelte mit dem Kopf und schloß es fort. Später verlangte ich es ihr ab, allein sie behauptete es mittlerweile verschenkt zu haben.

Ich sehe sie noch dastehen, wie sie mit ihren feinen, aber kräftigen Händen unter allerlei glänzendem Kram herumwühlte, um das Bildchen zu finden. Sie gab mir aus dieser Sammlung ein Petschaft: Goethe's Profil in einem Glasfluß, mit Perlmutterstiel, dazu eine andere Glaspaste mit Knebel's Kopf. Ich verzehrte, während sie nach diesen Dingen in einer Schublade herumrappelte, eine köstliche Traube, die der Hauswirth zum Präsent gemacht. Die ganze Seite ihres Hauses nämlich, die auf den Mainquai ging, war dicht mit Wein berankt, der bei Mariannen mit seinen zarten Trieben durch die Fensterritzen in die Stube hineinwucherte. So pflegten, wenn das Jahr gut war, Trauben als Tribut zu erscheinen. Vor

diesem Genusse war ein anderer vorausgegangen: sie hatte mir in ihrer kleinen silbernen Maschine selber Kaffee gemacht, gerade eine einzige Tasse, weil sie sonst von vorn hätte anfangen müssen. Und holte während dem allerlei Karrikaturen heraus, eine darunter mir besonders erinnerlich, Goethe darstellend, der mit einer Kerze in der Hand zu einem offenen Fenster heraussieht, um, wie die Unterschrift besagte, so auf der Gerbermühle den Mond besser sehen zu können. Ich war niemals auf der Gerbermühle, obgleich Marianne immer davon sprach, mit mir hinaus zu wollen. Es schien ihr unmöglich, daß Jemand der sie kannte und liebte, nicht die Gerbermühle kannte, wie ich selber Marianne heute nicht von ihrer kleinen Wohnung zu trennen vermöchte. Man blickte gar zu behaglich von ihren Fenstern auf das glänzende Wasser und die Brücke mit dem Gewimmel der Menschen. Durch diese Fenster sah Marianne so viele Jahre hindurch den Winter zum Frühling, den Herbst zum Winter werden. Ihre Briefe enthalten immer etwas davon. Noch jetzt, wenn ich auf den alten Blättern lese, daß die Wälder, die man nach rechts hin mit einem Blicke weit überflog, sich zu färben begannen, daß der Wind Wolken vorübertreibe, daß der Fluß gefroren sei oder daß er aufthaue, meine ich es vor mir zu sehen. Sie ließ mich einmal in ihrer Wohnstube allein warten, während sie nebenan, bei nicht ganz geschlossener Zwischenthür, mit einem jungen Mädchen unterhandelte, das zur Singstunde sich eingestellt hatte und wieder fortgeschickt werden sollte meinetwegen, vorher aber Spohr's letzte Rose singen sollte, was dann auch geschah. Ich saß im Kanapee-Eck und hörte zu. Die Sonne stach mit einem schmalen Strahle quer durchs Zimmer, in den halboffenen Alkoven hinein auf das Bette, über dem ein Kruzifix an der Wand hing. Ich mußte denken, wie dieser wohlgeordnete Hausrath bald zerstreut sein würde. Neulich sandte mir ein Frankfurter Antiquar seinen Katalog,

Es fielen mir einige Sachen darin auf, ich suchte andere und fand diese ebenfalls: offenbar Mariannens Bibliothek, die auf diesem Wege wieder ein Unterkommen suchte, auch wohl Goethe's Divan, den ich so gern gehabt hätte. Indessen mir erscheint ein solches Schicksal irdischer Dinge immer noch heiterer und würdiger, als wenn sie eingeschlossen und unbenutzt in kalten dunkeln Stuben als ein todtes Denkmal dastehen, das Niemandem Nutzen oder Freude bringt. Goethe's verschlossene Zimmer, in die niemals ein Mensch und ein Sonnenstrahl eindringt, haben etwas, das mehr Schauder als Ehrfurcht erweckt. Marianne sprach von ihrem Tode ohne jede Sentimentalität, wie von einem in nächster Zeit nothwendigen Ereignisse. Und so ist sie schließlich auch, als die ungewisse Stunde sich in eine gewisse verwandelte, rasch und ohne viel Umstände aus der Welt gegangen, der sie bis zuletzt herzlich gut war.

Diese Liebe zum Leben und zum Lebendigen, die stets in ihr wach blieb und sie immer neu verjüngte, war der eigentliche Grundton ihres Wesens. Was hat Goethe an ihr und in ihr geliebt? Eine reizende junge Frau, deren Lebendigkeit und Frische, deren Gesang, deren poetische Bewegung und deren treue Zuneigung ihn anzog. Sie verlangte nichts mehr, als ganz in der Stille sich bewußt zu sein, daß Goethe sie schätze und liebe. Welches Gefühl für Marianne, von ihren eigenen Versen im Divan zu wissen, und zwar eins der Gedichte, die man zu Goethe's schönsten gerechnet hat, ihr eigenes! Ich weiß nicht ob sie Jemand davon gesprochen hat ehe sie mir das Geheimnis vertraute, jedenfalls ist es gut bewahrt worden. Mir scheint dies als einer der höchsten Züge in Mariannens Charakter: das gänzliche Verzichten darauf, ihren Namen öffentlich mit dem Goethe's genannt zu hören. Sie sprach auch mir nie von Goethe, ohne daß ich sie mit leiser Nöthigung dazu getrieben hätte. Es war als

fürchtete sie durch solche Mittheilungen den Vorrath des eigenen Erinnerten, von dem sie zehrte, kleiner zu machen.

Sie dagegen wußte Goethe wohl zu erfassen, es war nicht nur sein Ruhm der sie anzog. „Goethe! — schreibt sie mir den 12. Mai 52 — Ja, wer ihn kannte! Wärst Du mir gegenüber, ich könnte Dir wohl von ihm erzählen, was nicht alle wissen. Wenn sich die Strahlen seines Geistes in seinem Herzen koncentrirten, das war eine Beleuchtung, die einen eigenen Blick verlangte, es war wie ein Mondlicht und Sonnenlicht, eins nach dem andern, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärte sich auch jenes Wundervolle seines Wesens, sein Gewahrwerden, sich klarmachen, und für Andere zur wahren, aber verklärten Erscheinung bringen. Genug! —“

Und endlich in einem Briefe vom 3. Juni 55. „Es ist mir immer einleuchtender geworden, daß man sich nicht zu rechter Zeit findet; aber glaube mir, mein Freund, unter den tausend Menschen, die Du mir zu kennen aufbürdest, sind mir die meisten unbekannt, und wenn ich sie auf bekannte reducire, bleiben vielleicht etwa funfzig, und diese auf Freunde bleibt etwa die Hälfte, masculinum und femininum, und wenn ich die zähle, die mir so nahe standen, daß ich sie mir deutlich machen konnte und mein Herz oder mein Verstand sie mir eigen machte, wiewohl nicht immer mit Erwiedrung, so bleiben wenige, die das Eine nicht auf Kosten des Andern befriedigten, entweder litt ich von Herzen mit Schmerzen, oder klein wenig, oder gar nicht. Diese wenigen nun kann ich zählen, über Allen steht Goethe und grade an der Stelle, wo ich die vollste Uebereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzenreich steht Clemens Brentano, den ich als ein Mädchen von 16 Jahren zum ersten Male sah, den ich freilich lieben mußte ohne zu wissen, daß er schon lange vorher mich liebte. Er hat es mich nie wissen lassen, bis nach Jahren, als ich schon verheirathet war, ich mußte erfahren, daß wir

uns unbewußt so nahe standen und scheinbar so ferne. Sulpiz Boisserée darf ich noch zu meinen Freunden rechnen, und noch Einen, und noch Einen, und Dich? Nicht wahr? Von Frauen spreche ich nicht, es ist etwas anderes. —“

Die Brüder Boisserée lernte ich im Jahre 48 als Student zu Bonn kennen. Sie bewohnten ihr eigenes Haus in der Poppelsdorfer Allee, Melchior im Erdgeschoß, wo die Glasgemälde in einer Reihe von Stuben auf eine der ganzen Einrichtung entsprechende Weise aufgestellt waren. Einmal wurde ich zu deren Besichtigung besonders eingeladen. Er führte mich von Stück zu Stück, provocirte und ertrug das höchst unbefangene Urtheil eines jungen Menschen von geringer Erfahrung mit stets gleicher Freundlichkeit und merkte mit der ihm eigenen Feinheit an, wo ich das Richtige in seinem Sinne getroffen hatte, während er über das ihm nicht zusagende mit wohlwollendem Stillschweigen hinüberging. Jedenfalls haben Boisserée's Mariannen näher gestanden als ihr gedruckter Briefwechsel erkennen läßt.

Ueber sie selbst noch eine letzte Bemerkung.

Das Leben rüstet eine Natur oft mit den schönsten Mitteln aus, ohne ihr Gelegenheit zu bieten, diese Mittel voll zu gebrauchen. Marianne begann in frühester Jugend mit der bewegtesten Existenz, welche für eine Frau irgend geschaffen werden kann. Eine Stellung auf dem Theater macht ein Kind von 17 Jahren frei und selbständig, nöthigt es moralisch und bürgerlich für sich zu sorgen, bringt es in ewig wechselnde aufregende Lagen und hält alle Fähigkeiten des Körpers und der Seele in stets sich erneuernder Spannung. Ohne Zweifel besaß Marianne Alles, um die so begonnene Laufbahn glänzend durchzuführen. Plötzlich ward sie ihr entrissen und an die Seite eines älteren Mannes, in eine ganz andere Lebensweise, in die Mitte von Ansprüchen völlig veränderter Natur versetzt. Ich weiß nicht wie dieser Umschwung sich vollzog,

jedenfalls wurde ihrem eigentlichen Wesen die Spitze abgebrochen, die Entwicklung zu dem versagt, wozu sie ursprünglich angelegt war. So mußte, was sie von nun an erlebte, doch immer nur für ihr geheimstes Gefühl ein Surrogat für Verlorenes, nie Genossenes sein. Die alten Mittel aber blieben ihr. Es drängte sie unablässig, dem Leben neue ideale Seiten abzugewinnen; bis ins späteste Alter bewahrt sie die Lust am Neuen, an dem was Erwartungen erweckt, die Frische des Gefühls, durch die sie den Menschen entgegengedrängt wird. Solche Herzen geben immer mehr als sie empfangen. Daher wohl stammte ihre besondere Zuneigung zu mir, daß sie wirklicher Anhänglichkeit zu begegnen glaubte. Vielleicht auch wirkte mit, daß sie in ihrer Natur und ihrem Schicksal stillschweigend sich begriffen oder doch empfunden fühlte. Und wer im Leben steht uns so nah, als der, von dem wir, sei es auch nur ahnen dürfen, daß ihm das arme Räthsel unseres irdischen Daseins, sei es auch nur hier und da eine Stunde liebevollen Nachdenkens werth sei?

Goethe und Luise Seidler.

(1874.)

Die natürliche Art des Volkes, große Männer zu feiern, ist weniger, das zu rühmen was sie geleistet haben, als vielmehr noch Größeres von ihnen zu begehren. Es ist falsch, ungeheure Ansprüche für ein Zeichen von Undankbarkeit und Ungenügsamkeit zu halten. Ein Staatsmann, wie das Volk ihn sich vorstellt, soll alle Tage ein großes Diner und ein Souper mitmachen, dazwischen Deputationen empfangen und Reden halten, die Nacht Depeschen dictiren und Morgens um 5 wieder frisch sein. Friedrich, Napoleon, Alexander hätten Monate lang nicht aus dem Sattel zu kommen brauchen, und müßten dabei regiert, Wissenschaft und Kunst protegirt und die beste Gesundheit gehabt haben. Krankheit wäre fast böser Wille gewesen. Und dabei ist was sie faktisch leisteten nichts gegen das, was man ihnen zutraute. Die größten Siege waren die, von denen ihre Soldaten sicher waren, daß sie sie noch erfechten würden, wenn sich nur Feinde und Schlachtfelder fänden. Denn dieses Kämpfen und Siegen war ihnen ja doch nur ein Spiel, und sie brauchten am Baume des Glücks nur zu schütteln, um die goldenen Aepfel ins Fallen zu bringen.

Nach allen Seiten hin begegnen wir solchen Ansprüchen. Von den Heroen der Kunstgeschichte sind Raphael und Michelangelo die, bei denen man ungemeine Arbeit durch kolossales Verlangen nach neuer Arbeit ehrte. Bei den Dichtern nimmt Goethe diesen höchsten Rang ein. Jedermann glaubte ganz besonders verbrieftes Vorrecht auf seine Person zu haben. Wer Lessing oder Herder in einem ungünstigen Momente begegnete, der hat es ihnen nicht weiter groß nachgetragen: wer aber verzieh Goethe, ihn nur unaufgelegt getroffen zu haben, oder gar gleichgültig? Goethe sollte immer zu Willen sein, obgleich man selbstverständlich sein Recht voll anerkannte, sich einsam zu halten um zu arbeiten. Goethe sollte immer gut gegessen und geschlafen haben, immer bereit sein die Feder hinzulegen, um beliebige Schriften mit höchster Aufmerksamkeit zu kritisiren. Schlechte Verse sollten gut sein, nur weil er sie angesehn. Wenn er es nicht wollte, war er schuld daran, daß sie nichts taugten. Jedem sollte er der Nächste sein.

Und ohne Widerstreben und ohne zu ermüden hat Goethe das gethan. Jedes Menschen, der sich ihm näherte, Schicksal scheint er mit liebender Hand getragen zu haben wie ein Kind ein Vögelchen, das es aus dem Neste nahm. Nicht nur daß er die Leute nicht abstieß: er lockte sie an sich. Es war seine Eigenheit, erzählt er selber. Er hatte immer Zeit wo er Talent vermuthete oder Bedürftigkeit sah; selbst wo man ihm mit Undank lohnte, hielt er fest. Griesgrämige Leute hat er zart behandelt, als seien es alte Verwandte. Goethe spannt bei jedem steckengebliebenen Schicksalskarren, mag er noch so schwer beladen sein, seine Rosse ohne Weiteres mit vor und hilft vorwärts. Und so natürlich weiß er es meistens einzurichten, als thue er es nur des eignen Vergnügens wegen und es bedürfe des Dankes kaum. Auch vermißt er ihn niemals wo er ausbleibt. Sogar, wo absichtliche Entfremdung eintritt, stockt der gewohnte Strom nicht im Laufe, sondern fließt

gleichsam nur in einem unterirdischen Bette weiter, bis er wieder ans Tageslicht tritt. So bei Jacobi oder Tischbein. Selbst bei Herder wäre wieder angeknüpft worden, hätte der Tod es nicht unmöglich gemacht.

Es gab keine Trennung wieder von Goethe. Er drängt sich wie eine fördernde Macht in die Seele derer ein, mit denen er zusammen getroffen ist. Wie die erste Liebe jeden gewöhnlichen Sterblichen zum Genie macht, so sehen wir die, welche mit Goethe in Berührung kommen, sich über sich selbst erheben. Für die Meisten wird der Verkehr mit ihm zum Beginn einer Krisis. Von nun an ist sein Urtheil (wirkliches oder nur supponirtes: was Goethe sagen würde) ihre Richtschnur. Eine Scheidung ihrer Anschauungen in „vor und nach der Bekanntschaft mit ihm“ vollzieht sich. Diese Stunden oder Tage oder Jahre werden die Kometenjahre für ihre Produktion. Goethe's Blicke lockten süßeren, feurigeren Wein hervor als die gewöhnliche Sonne des Daseins. Goethe ist an das Deutsche Volk, das, zertrennt und geschieden, sich kaum selbst verstand, herangetreten: mit seiner Sprache hat er ihm seine Gedanken geschenkt, und als er starb, nach 60 Jahren der Arbeit und Wirkung, sprachen alle wie er und seine Gedanken waren Gemeingut. Wie ein Reisender aus fremdem Erdtheile ein paar Blumen mitbringt, die Niemand kannte, und die nach 20 oder 30 Jahren in jedem Gärtchen und wild am Wege aufgehn, als sei seit Erschaffung aller Pflanzen dieser Boden ihr natürliches Erdreich gewesen, so haben Goethe's Gedanken in den Deutschen Herzen Wurzel geschlagen.

Die Entstehung und die wirkende Kraft einer solchen Macht zu untersuchen, ist eine so natürliche Aufgabe, daß man sich ihr nicht entziehen kann. Wer heute mit rückwärtsgewandtem Blicke in die Geschicke Deutschlands sich hineinbegeben will, wird Goethe als nächste Höhe vor Augen haben, die es zu erklimmen gilt, um einer ungeheuren Fernsicht dann von ihr

theilhaftig zu werden. Alles was Goethe betrifft, ist wichtig und der Erhaltung und Publikation würdig. Jedermann empfindet das. Wo man in litterarischen Nachlässen auch nur schwache Spuren des Metalles „Goethe“ flimmern sieht, fängt man zu graben, zu sieben und auszuwaschen an.

Indessen sosehr ist schon nach allen Seiten diese Arbeit gethan worden, daß überraschende Funde kaum mehr zu erwarten sind. Wo wir die Dinge nicht besitzen, wissen wir wenigstens, wo sie liegen. Völlig Neues wird kaum noch zu Tage treten. Auch wie die ersten Geister der Generationen, die Goethe durchschritt, sich zu ihm verhalten haben, ist bekannt geworden, und man hat längst zu untersuchen begonnen, wie er sich zu den gewöhnlichen Exemplaren der Menschheit verhielt, die ihm nahe kamen, nur weil der Zufall in der Nähe seines Hauses die Körner auswarf, aus denen sie aufwuchsen. Nihil humani a me alienum puto war für sich selbst und Andere sein Wahlspruch. Den gutmüthigen Eckermann nimmt er zu sich und adelt ihn zu einem Menschen empor, vor dem wir Respekt haben der Dinge wegen, die Goethe ihm vertraute, und der Ehrfurcht und Liebe wegen, die er ihm zu sich einflößte. Bei solchen Verhältnissen zu einfachen Naturen, die er mit edlerem Inhalte füllt, gewahren wir recht die Macht, die ihm innewohnt. Ein Wort aus seinem Munde lenkt den Arm, der fort und fort den Durchschnittskornwuchs der Menschheit in die Scheunen der Vergessenheit einmäht, von einzelnen Aehren ab, die unberührt stehen bleiben. Ihnen wird jetzt von der Kritik ein ganz besonderes Schicksal bereitet. Wie zu seltenen Pflanzen treten wir heran, zählen ihre Körner und untersuchen, warum ihnen dieser Vorzug zu Theil geworden sei.

Und nun, je mehr Material an die Oeffentlichkeit tritt, immer zahlreicher werden die Erscheinungen. So voll umlagert sehen wir Goethe's Existenz von geringeren Existenzen,

daß kaum noch ein Platz übrig erscheint: und immer wieder dennoch Raum für neue Ankömmlinge. Immer werden neue Planeten um diese Sonne entdeckt. Und jedem scheint er sein Licht in besonderer Fülle zu leihen. Mit Jedem zusammen geht er ganz still und einsam, als beschäftige ihn nichts als dies eine Schicksal, wie ein guter Arzt an jedem Bette so sitzt, als habe er nur diesen einen Kranken und sei in der Lage, ihm allein seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Dies der Gesichtspunkt, aus dem wir Luise Seidler's Verkehr ansehen. Sie brachte ihr Leben als Großherzoglich Sächsische Hofmalerin auf achtzig Jahre und hat bis zuletzt, wo sie erblindete, immer gearbeitet, ohne daß die Kunstgeschichte sich irgend mit ihrer Person beschäftigt hätte und zu beschäftigen brauchte. Was sie erlebte, hat sie nicht aus Eitelkeit, sondern zu ihrer Erquickung in hohem Alter einer Freundin in die Feder dictirt. Selbst hierzu mußte der Anstoß erst von Außen kommen: Jemand, den ich kenne, gab ihr den Rath, so ihre Schicksale zu erzählen. Ich hielt die Blätter für verschwunden. Zufällig jedoch waren sie ihrem jetzigen Herausgeber, Herrn Hermann Uhde, in die Hände gerathen, der sie sorgfältig publicirte und als Abschluß hinzufügte was ihm an Nachrichten übrigens erreichbar war. Es kann nichts Bescheidneres geben, als die Thätigkeit dieser Künstlerin. Die Art und Weise aber, wie Goethe ihr Talent unterstützte und sozusagen erzog, und die Gesinnung, mit der ihm dies von ihr gedankt worden ist, werden so anmuthig zur Anschauung gebracht, daß Luise Seidler's Erinnerungen, abgesehen von dem, was sie an kunstgeschichtlichen Notizen sonst enthalten, unter den Goethe betreffenden Aktenstücken ihre vollwichtige Geltung haben.

Es tritt noch etwas hinzu, ihren Werth zu erhöhen. Begegnet eine ganz bescheidene Existenz einer ganz gewaltigen, wie es hier der Fall ist, so scheint alles Verdienst und alle Macht

nur auf einer Seite zu liegen. Einer nur scheint zu empfangen, der andere nur zu geben. In Wahrheit aber ist das Verhältnis gegenseitiger als es zuerst den Anschein hat. Wir besitzen einen Brief des großen Michelangelo an die Wittwe seines Farbenreibers Urbino, für deren Kinder er zu sorgen übernommen hatte. Eine ganz gewöhnliche Frau, die empfindlich sein zu dürfen glaubte über allerlei, was Michelangelo gethan und unterlassen. In der Gutmüthigkeit seines Herzens sucht er sie mit einem ausführlichen Briefe über alle diese Lappalien zu beruhigen. Fehlte dieser Brief aber, so würden wir niemals vielleicht an einem so klaren Beispiele inne geworden sein, wie weit die rein menschliche Güte dieses Mannes ging, der, wo es sich um einfache Angelegenheiten des Herzens handelt, keinen Unterschied zwischen Groß und Gering kannte. So auch zeigt sich Goethe's Stellung zu den Menschen zuweilen am reinsten und schönsten, wo er sich durchaus indifferenten Persönlichkeiten zuwendet. Bewunderungswerth erscheint uns dann, wie er diesen sich hingibt. Nimmt er sich ihrer einmal an, so sind sie wie seine Brüder und Schwestern. Und deshalb, je einfacher die Dinge liegen, um so klarer die Beobachtung des Phänomens.

Luise Seidler hatte ein ererbtes Vorrecht auf Goethe's Freundschaft, welcher sich schon ihres Vaters angenommen. Sie eröffnet ihre Biographie mit dem Bericht, daß sie einer adligen Familie angehört, deren Namen jedoch ungenannt bleibt. Ihr Großvater hatte durch seine körperliche Höhe die Aufmerksamkeit des Vaters Friedrich's des Großen auf sich gezogen, entrinnt mit Lebensgefahr, gelangt nach Braunschweig, legt dort den Adel ab und erhält als Herr Seidler eine Professur am Carolinum. Sein Sohn wird als Weimarischer Oberkonsistorialrath Instruktor der beiden Prinzen Carl August und Konstantin. „Adieu, Beste, schließt ein Billet Goethe's an die Stein vom 2. Juli 82, was thust Du heute? Diesen

Abend kommt die Schröter*) und Seidler und Aulhorn in meinen Garten, die Fischerin zu probiren. Leb' wohl meine Einzige und empfange mich wie immer.“ Das ist einer von den Söhnen dieses Seidler: Konsistorialsecretär und Tenorist an der Oper; Luisen's Vater dagegen, einer der andern Söhne, wirkte als Universitätsstallmeister in Jena.

Wie alle anspruchslos erzählten Kindheitsgeschichten hat auch die Luisens ihren mythischen Reiz. Kinder sehen die Dinge größer, einfacher und in schärferem Lichte. Voller Mondschein oder Sonnenglanz liegt für sie auf den Straßen und Landschaften; die Häuser, die Menschen und die Verhältnisse sind höher, heroischer, mächtiger für sie. So berichtet Luise von einem ehemaligen Kloster, in dem ihre Großmutter Wohnung erhielt. Da sah sie als Kind die Jenenser Studenten Schiller's Räuber aufführen. Dann beschreibt sie das Schloß zu Jena, wo ihre Aeltern wohnten. Ein an ihrem Geburtstage geborenes Pferdchen wird ihr besonderer Liebling und Bucephalus von ihr genannt. Hier zeigen sich die ersten Spuren ihres Talentes: sie malt die alte Köchin lebensgroß unverkennbar an die Hauswand. Hier nun schon tritt Goethe ein. In diesem Schlosse wohnte auch er zuweilen und verbringt da ganze Monate. Er hat seinen kleinen Sohn bei sich, mit dem Luise unter seinen Fenstern spielt. Sie erzählt von dem Hunde „Dacke“, dessen Gebell Goethe nicht leiden konnte, und wie er die Tauben fütterte; oder wie er den Kindern ein Stück Kuchen am Bindfaden von oben herabließ. All das ist bunt und anschaulich und rasch erzählt.

Nun hören wir von Pension, Konfirmation, Freundschaften und Bekanntschaften. Unter diesen gleich eine, die das ganze Leben aushielt und uns eine erste Idee von der Soli-

---

*) Die „S.“ steht da statt „Schröter“, und „das Stück“ statt „die Fischerin.“

dität gibt, die man bei Luisen sofort herausgefühlt zu haben scheint. Sie lernte Christian Friedrich Stockmar früh kennen, begegnet ihm immer wieder im Leben und es bleibt ein festes Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen bestehen so lange er lebte. Was sie von ihm erzählt, ist nicht unwichtig für seine Beurtheilung. Wir besitzen seine Biographie, aber das Buch leidet unter der Last dessen, was fortgelassen worden ist, sowie darunter, daß das Urtheil, weil es von zu nahe stehenden gefällt wurde, nothwendiger Weise zu vorsichtig lautet. Luise Seidler's einfache Bemerkungen lassen Stockmar's Charakter in sehr angenehmem Lichte erscheinen und einige Züge, die sie aus seinem spätern, der englischen Königsfamilie gewidmeten Leben mittheilt, und welche in seiner Biographie fortgelassen sind, liefern interessante kleine Ergänzungen.

Je mehr Luise heranwächst, um so fester wird sie nun Theilnehmerin der Jenenser Gesellschaft, die für Deutschland zu Anfang des Jahrhunderts so bedeutend war. Ihrerseits eine schlanke zurückhaltende Blondine wird sie die Freundin der schwarzäugigen Minna Herzlieb, die Goethe damals „mehr geliebt hat als er sollte;“ freilich (wenn diese in späteren Tagen geschriebenen Worte nicht nur eine stylistische Wendung sind), mit einer Verstecktheit seiner Gefühle, daß Alle, die seinen Verkehr mit Minna erlebten, sie selber nicht ausgenommen, das Gegentheil versichern. „Das Frommann'sche Haus,“ in dem diese Bewegung zum Theil sich abspielte, ist zum Titel eines Buches geworden, das über Zeiten und Verhältnisse gute Auskunft gibt. Dennoch ist Luise Seidler's Schilderung nicht entbehrlich. Sie stellt Minna mit Leib und Seele so liebenswürdig vor uns hin, daß wir nicht zweifeln, diese Darstellung sei richtig. Nur eine Freundin konnte so über eine Freundin sprechen, ein Mädchen vom andern. Alles was Luise Seidler uns vorführt, glaubt man zu sehen. Die Romantiker, die Einheimischen und die Fremden, die völlige Bewegung

jener Jahre läßt sie vor uns vorüberziehen. Sie erzählt ohne Affectation, es quillt ihr behaglich aus dem Gedächtnisse, ohne daß sie je zu breit würde, sie gibt keine Reflexionen, läßt die Litteraturgeschichte ungeschoren und berührt nur was sie aus eigner Erfahrung kennen lernte. Sie gibt uns den Anblick der damaligen thüringischen Welt vor der Schlacht von Jena wie sie einem jungen intelligenten Mädchen vor den Augen stand.

Diese Schlacht, die große thüringische Sündfluth, mit ihren Schrecken für die Stadt, schildert sie darauf. Nun, das haben wir oft gelesen. In wunderbarer Weise aber gestalten die Ereignisse Luisen's Leben um: ein junger französischer Offizier, Oberarzt der Armee Bernadotte's, erblickt sie im Hause ihrer Aeltern, wo er einquartiert war, verliebt sich in sie und verlangt ihre Hand. Von Nationalhaß war in jenen Zeiten noch nichts zu spüren, erst später wachte der auf. Die Liebenswürdigkeit gebildeter französischer Offiziere sehen wir in den mit der französischen Litteratur vertrauten besseren Deutschen Familien unbefangen anerkannt. Die Verlobung wird gefeiert, der Geliebte zieht weiter, ein brieflicher Verkehr, der Luisen's ganzes Herz ausfüllt, tritt ein, der bald aber abbricht. Nach langen Zweifeln und Aengsten endlich die Nachricht vom Tode des Geliebten in Spanien. Nun völlige Verzweiflung, nichts, wohin sich retten mit den Gedanken, planloses Sich wenden von dahin nach dorthin. In diesem Zustande von einer Freundin nach Dresden gebracht, sieht das arme vernichtete Mädchen zum erstenmale die Gallerie. Ihr altes Talent regt sich, sie beginnt zu arbeiten und hat nun den Beruf gefunden, dem sie treu blieb.

Es kann nichts Natürlicheres geben als ihr Uebergang zur Kunst. Die Art, wie Luise Seidler diese erschütternden Tage ihres Lebens erzählt, hat etwas Ueberzeugendes. Ihre Schmerzen und der Trost, den sie fand, tragen einen gewissen allgemein menschlichen Inhalt. Und so sehen wir aus einem

Kinde ein Mädchen, eine Braut, ein verlassenes hülfloses Wesen und zum Abschluß eine auf ihre eigne Kraft sich zurückziehende Künstlerin werden. All dies vollzog sich auf die günstigste Weise. Ihre Schicksale hatten sie nie mit der Gemeinheit des großen Verkehrs in Berührung kommen lassen. Immer auch in der Folge ist sie davor bewahrt geblieben, so daß sie daran vorübergehen durfte als existire das nicht. Der Kreis ihrer Bekannten, Freunde und Gönner wurde immer größer; Luise muß sehr anmuthig gewesen sein, weil sich fast von selbst versteht, daß von allen Seiten Liebe ihr zufliegt. Ueberall will man sie haben und behalten. Ihr ganz bescheidner Pfad durch die Selva oscura della vita führte sie nur dann im Dunkel, wenn sie den Schatten brauchte, leitete sie immer wieder zu Häusern mit hellen Fenstern und gastlich offner Thür. Und so vom ersten Tage, wo sie beschloß Malerin zu werden, bis zu den letzten, wo Freunde um sie waren als sie starb und wo Freunde sich ihrer gern erinnern, hat das Leben ihr stets gehalten, was es ihr versprochen hatte.

Jetzt nun, nachdem der Entschluß gefaßt war, sehen wir Goethe, wie vom Schicksal gerufen, in Luisen's Leben eingreifen. Er kam im Jahre 1810 in Dresden durch, Luise, vierundzwanzig Jahre alt, saß vor ihrem ersten Gemälde, an dem sie sich versuchte, einer Kopie von Carlo Dolce's Heiliger Caecilia, der besten Arbeit dieses Meisters vielleicht. Goethe findet sie da. Das Verhältnis ist nun gleich fertig. Es liegt etwas väterliches und mütterliches in der Art, wie er sich ihrer annimmt von jetzt an. Bald sehen wir sie in Weimar in seinem Hause. Sie beschreibt den Verkehr darin, mehr das Tagtägliche als das Außerordentliche was da vorfiel, so liebenswürdig und wahr aber, daß man auch hier geneigt ist, ihr zuzutrauen, sie habe die rechte Lokalfarbe getroffen. Gleichsam als Wahrheitszeugen finden wir die kleinen Billets und Briefe Goethe's an sie eingestreut, in denen er sie „liebste Luise“ nennt.

Und nicht nur ihr gegenüber, sondern im Leben mit allen Menschen stellt sie Goethe wohlthuend, wärmeausstrahlend, belebend uns vor die Blicke. Ich gebrauchte eben das Wort „mütterlich." Es sollte damit die zarte, nichts vergessende Sorge für das kleine Detail des Lebens bezeichnet werden. Goethe hatte stets in Gedanken, was seinen Schützlingen förderlich sein konnte bis zum Geringsten, gibt ihnen Anweisung, wie sie sich zu verhalten haben, und sucht ihnen die Wege zu ebnen.

Wie Michelangelo der armen Cornelia über Taschentücher, Käse und Kindererziehung nicht weniger sorgfältig Auskunft ertheilt, als wenn er dem Pabste über den Bau von St. Peter schriebe, so sehen wir Goethe für eine arme Wittwe den Verkauf gestickter Sachen in Weimar arrangiren und mit einer ins Einzelne gehenden freundlichen Sorge durchführen als handelte es sich um eine öffentliche Angelegenheit. Luise Seidler druckt den betreffenden Brief ab. Er betreibt die Sache mit einem Ernste als sei er Besitzer eines Weißwaarengeschäftes. Bei einem einzigen Manne habe ich selbst im Leben diesen Zug beobachten dürfen, den ich sonst vielleicht nicht mit solcher Sicherheit accentuiren würde, bei Alexander von Humboldt. Nahm dieser einmal eine Sache in die Hand, so behandelte er sie mit einer alle Fälle ins Auge fassenden Sorgfalt, in der ihm vielleicht nur Goethe gleichkam. Seine Erfahrung lehrte ihn, wieviel unerwartete Hindernisse oft zu bedenken seien, während ihm sein unendlicher Verkehr mit den Menschen völlig das Gefühl genommen hatte, daß Unterschiede des Ranges für die Bethätigung seines Antheils maßgebend sein könnten. Humboldt würde andere Erinnerungen für sein Andenken hinterlassen haben, hätte er in eigner Häuslichkeit an einem stillen Orte stetig gelebt wie Goethe in Weimar. Er aber wuchs nirgends völlig fest, die häusliche Atmosphäre mangelte ihm durchaus, in der in Wahrheit der Mensch erst dem Menschen nahe tritt. Goethe hatte

immer aus dem eignen Keller eine Flasche Wein auf den Tisch zu stellen.

Der Verkehr mit Goethe gipfelte damals für Luise Seidler in der Erlaubnis, ihn in Pastell malen zu dürfen. 1811 kam das Bildnis zu Stande, das die Künstlerin ihr Lebenlang als ein Kleinod stets mit sich herumführte, bis sie es in hohem Alter verschenkte. Es ist heute in unserm Besitz. Es ließe sich manches daran aussetzen die Arbeit als Kunstwerk betrachtet; aber die unmittelbare Nähe Goethe's ruft es wunderbar zurück. Es ist wie ein farbiger Schatten seiner Persönlichkeit in den Tagen wo es entstand. Sie beschreibt das Zimmer, wo er ihr saß, das blaue Urbinozimmer, von dem aus ein Balkon mit einer Treppe in den Garten führt. Hier sah ich selber im vergangenen Jahre Ottilie von Goethe zum letztenmale, kurz ehe sie starb. Sie erzählte mir, daß Schiller da so oft mit dem „Vater" zusammengewesen, und beschrieb mir die ehemalige Ausschmückung der nun kahlen Wände.

Luise Seidler kehrte dann nach Dresden zurück, wo sie sich am besten weiterbilden konnte. Abermals lernen wir aus ihren Memoiren ganze Reihen von Leuten kennen, mit denen sie in Berührung trat, lauter Erscheinungen wieder, die auch von andern Federn dargestellt uns schon öfter in Tagebüchern und Briefen vorgeführt worden sind. Die neue Beschreibung ist darum nicht überflüssig. Von Seite zu Seite weiterlesend, freut man sich Bekanntem in neuer Form zu begegnen. Jena mit seinen nun anders gestalteten Kreisen folgt darauf, Gotha mit der regierenden Familie, Weimar und viel Oerter Thüringens werden besprochen: immer aber der eine, sichtbar oder unsichtbar deutlich hervortretende Punkt, um den sich dieses Leben dreht: Goethe. Nur einer inneren Erwartung des Lesers entspricht die Erzählerin, wenn sie auf ihn die Dinge schließlich wieder hinauslaufen läßt. Was sie selber

erlebte oder was die Andern dachten und lebten: es waren doch nur Kreise, die um Goethe sich zogen. Hoch und Niedrig hielt bewußt oder unwillkürlich die Blicke auf ihn gerichtet. Und zuletzt kann nur er es sein, welcher Luisen's Schicksal weiter vermittelt. Er führt das Entscheidende für seine „liebe Undine“, wie er sie scherzhaft oft in den Briefen nennt, herbei: der Großherzog gewährt die Mittel zu einer Studienreise über München nach Italien, die sich, zuerst auf ein Jahr berechnet, bei gleicher Unterstützung auf fünf Jahre ausdehnt. Die Beschreibung dieser Reise bildet die zweite, schönere Hälfte der Biographie Luisen's, die Glanzpartie ihres Lebens und ihrer Darstellung.

Werfen wir hier aber einige ernste Fragen auf.

Staatsmittel, auf fünf Jahre gewährt, sind keine Kleinigkeit. Was war eigentlich an ihr, dem „guten sanften Mädchen,“ der „lieben sanften Freundin,“ oder der „schönen Freundin,“ wie es zuletzt am meisten heißt? Sie kopirt in Oel und in Pastell. Sie porträtirt leidlich. Sie ist strebsam, bescheiden und gern gesehen: was gibt ihr ein Recht, sich in solchem Maße zur Herzenspensionärin Goethe's aufzuschwingen, daß soviel für sie gethan wird? Hat sie jemals große Erwartungen erregt? Würden ihre Werke, heute in einem Zimmer zusammen aufgestellt, einen anziehenden oder nur erträglichen Anblick gewähren? Hatte sie begründete, ganz vom Persönlichen abliegend beurtheilt: wirkliche Ansprüche auf Verwendung so bedeutender Mittel zu ihrer Ausbildung? Konnte Goethe nicht etwas Besseres thun, als seine Protektion an solche schöne Mädchen verschwenden, während wirklichen Talenten vielleicht Förderung versagt und Geldmittel vorweg genommen wurden?

Ueber Goethe's Verhältnis zur bildenden Kunst herrschen bei uns unklare Anschauungen. Aus ungenügender Betrachtungsweise heraus sind widersprechende Urtheile über ihn ge-

fällt worden. Während man Goethe in Deutschland im Laufe der letzten 20 oder 30 Jahre seines Lebens als Autorität ansah, sind ihm von Späteren Urtheil und Verständnis rundweg abgesprochen worden. So lange er lebte, brauchte man sein empfehlendes Urtheil als unentbehrliche Reklame; nach seinem Tode aber hörte man auf, sich nach Weimar zu wenden. Goethe selber hatte aufgehört zu wirken und einen Ueberblick über seine Ansichten besaß man noch nicht. Jemehr von seinen Briefen gedruckt wurde, umsomehr trat Einzelnes hervor, von dem dann aber zufällig ausgegangen wurde. Eine Gesammtanschauung zu gewinnen, ist auch so leicht nicht. Goethe ist für unsere Betrachtung stets sosehr „der Dichter" gewesen, daß er als „Kritiker" nur nebenbei beobachtet wurde. Niemand hat hier die Einheit seiner Bestrebungen sowohl, als seiner Anschauungen nachzuweisen versucht. Goethe war als Gelehrter eine organische Macht. In dieser Stellung hat ihn das Ausland zuerst richtiger taxirt als wir selber es thaten. Nehmen wir Goethe als Repräsentanten einer besonderen Mission der ganzen Menschheit, nicht blos Deutschland gegenüber, so ergibt sich, daß er, wie Emerson richtig sagt, als Schriftsteller zu fassen sei. Die eigenthümliche Mischung von Künstlerthum, Gelehrtenthum, Philosophenthum und praktischem Staatsbürgerthume, die heute allein befähigt, einen produktiven Genius zum Spiegelbilde der eigenen Zeit zu machen, finden wir in Goethe wie in einem Vorläufer der jetzt wirkenden Generation bereits verkörpert. Für uns heute erst scheint der Faust geschrieben zu sein. Goethe gehört in seinen Gedanken der heutigen Zeit viel mehr an als der eignen. Von der seinigen ist er nicht erkannt worden in der freien Stellung, die er in Anspruch nahm. Man gab sie ihm als wunderbar konstruirter Natur zu, aber man erkannte sie nicht als nothwendig und natürlich. Schon Lessing war daran zu Grunde gegangen. Frankreich wäre ein besserer Boden

gewesen für Naturen wie Lessing und Goethe, wo Voltaire siegreich hoch zu Rosse einherzog, während sie beide zu Hause als Kavalleristen zu Fuße weiter mußten. Heute erst, im Umschwunge der Zeiten, beginnt das wahre Verständnis ihres ungeheuren Horizontes.

Goethe, der alles, was seine Blicke erreichten, historisch zu begreifen und zu ordnen suchte, ist in unsern Augen nicht der kolossale Dilettant mehr, der besser gethan hätte, sich fleißiger an seine Poesien zu halten, sondern der Schriftsteller, der sich dem Volke gegenüber zur Interpretation der Erscheinungen, wie das Leben des Tages sie verlangte, berufen fühlte.

Bei Goethe's Kunstbestrebungen geht man meistens davon aus, er habe, bei durchaus mangelndem Talente, verunglückte Versuche gemacht, selber zu produciren. Nie jedoch hat Goethe etwas anderes gewollt, als Hand und Auge üben, um die Erscheinungen besser zu verstehen und um sie festzuhalten. Und ferner: bei Goethe's Einfluß auf producirende Künstler hat man von ihm begehrt, er habe ihnen die Richtung zeigen sollen, in der sie originale Gedanken gewännen; niemals ist Goethe das beigekommen, da es eine absurde Forderung ist. Immer nur hat er die Künstler auf das hingewiesen, was vor ihnen von Andern Großes geleistet worden war, nicht, damit sie es nachahmten, sondern weil das Studium des Größten was die Menschheit auf dem Gebiete der Kunst geleistet hat, allein unterrichtend und fördernd sein kann. Sein höchster Zweck aber war, dieses „Größte" selbst zu begreifen. Goethe als „Schriftsteller" fühlte den Drang, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären. Am liebsten aus den Quellen; war dies unmöglich, durch die Vermittlung ganz zuverlässiger Zwischenträger. Er wollte das Wasser lieber aus der reinen hohlen Hand trinken, als aus kostbaren Gefäßen, an denen irgend ein fremder Geschmack klebte.

So entdecken wir ein doppeltes Bestreben in ihm. Einmal, alle Menschen, die ihm begegnen, als praktische Beamte in dem unsichtbaren Ministerium zur persönlichen Aufklärung Goethe's anzustellen, als dessen Theilnehmer er eigentlich alle seine Zeitgenossen ansah; und zweitens, diejenigen dabei zu bevorzugen, von denen er am wenigsten verfälschte Mittheilungen erwartete.

Deshalb förderte er so viele mittelmäßige Naturen, während er von denen, über deren Persönlichkeit er nicht Herr werden konnte, sich abwandte. Hier haben wir den Bestallungsbrief für Luise Seidler.

Ihre Aufgabe, Goethe's Sinne nach, war nicht, originale Künstlerin zu werden wie wir es heute verstehen würden, sondern sich in die Produktion der großen Männer einzuleben, um sie zum Nutzen der Welt zu reproduciren. Für diese Sendung suchte er das Mädchen vorzubereiten. Und, wie dies dem pädagogischen Zuge entspricht, den wir so stark bei ihm finden: indem er Luise seinen eignen einseitigen Zwecken dienstbar machte, erhob er ihre Natur in all ihren Fähigkeiten in harmonischer Ausbildung von Stufe zu Stufe, und seine Seelenformende Meisterhand ist sichtbar geblieben an diesem bescheidenen Menschenstoffe bis er sich auflöste. Was Goethe mit ihr wollte, erreichte er auch von der praktischen Seite: diese Thätigkeit nebst einigermaßen lebhafter Porträtmalerei genügten, um einem anspruchslosen Talente damals eine feste Lebensstellung zu schaffen. Nicht weit ab von Luise Seidler und unter der gleichen Leitung Kügelgen's in Dresden sehen wir Karoline Bardua sich so entwickeln, deren Leben aus der Feder ihrer Schwester vor einer Reihe von Jahren einmal im Morgenblatt stand und die gleichfalls von Goethe gefördert worden ist. Sie brachte es noch weiter als die Seidler. Ein fester, fast männlicher Charakter ließ sie überall aktiver auftreten. Ihre Kopien nach Gemälden Raphael's, Murillo's

und anderer Meister, die sie im Louvre anfertigte, sind vortreffliche Arbeiten, und Bestellungen auf Porträts waren immer in Fülle da. Eigne Kompositionen liefen mit unter, wurden aber niemals als Hauptsache angesehen. Luise beschäftigte sich am liebsten mit Raphael. Ihre Kopie des Violinspielers, heute im Raphaelsaale zu Sanssouci, ist gut. Ebenso die Madonna mit dem Stieglitz auf dem Museum zu Weimar. Ich besitze von ihrer Hand eine Anzahl Durchzeichnungen von Sachen Masaccio's, Perugino's, besonders Fiesole's, wie sie ihrer Zeit in Italien noch von den Originalen abgenommen werden durften. Mit Zartheit, Sicherheit und Gefühl sind hier die Linien gezogen und beweisen, wie durchaus sie verstand was sie zeichnete. Luise Seidler's Thätigkeit die übrige Zeit ihres langen Lebens hindurch entsprach diesen Anfängen. Sie hat keinen weiteren Aufschwung nehmen können. Die eigne Arbeit, an der sie, wie sie mir sagte, am meisten hing, waren Kompositionen zum Hohen Liede, die jedoch nicht über die Skizzen hinaus kamen. Es sind feine Bleistiftzeichnungen, die sie mir einmal mit besonderer Wichtigkeit und mit der Bitte, sie werth zu halten, schenkte. Es spricht sich tiefes, fast leidenschaftliches Gefühl darin aus, aber sie hätte das im Gemälde kaum zur Ausführung gebracht.

Für die Geschichte der modernen Kunst sind ihre Mittheilungen werthvoll. Zuerst geht sie 1817 nach München. Sie wird im Hause Schelling's aufgenommen und lernt von hier aus die Dinge kennen. Ueberall fühlt man, daß sie mit dem Auge eines schönen, ideal angelegten Mädchens beobachtet, dem man entgegenkommt, und die Alles in einem gewissen unschuldigen Festglanze erblickt. Allein diese Anschauung war für ihre Umgebung vielleicht die richtigste. Von da macht sie sich nach Italien auf. Entzückt und begeistert geht sie Schritt vor Schritt vorwärts, um endlich mit den Gefühlen in die Porta del popolo einzufahren, die wir so oft in ähnlicher

Weise geschildert finden und die heute nun, wo die Eisenbahn an den Thermen des Diokletian, mitten unter modernen Nützlichkeitsbauten ausmündet, Niemand mehr aus eigner Erfahrung ihr nachempfinden kann. Für Rom war damals die große Zeit, wo Cornelius' italiänische Entwicklung begann. Niebuhr preußischer Gesandter auf dem Kapitol. Thorwaldsen in der Blüthe seines Ruhmes. Mitten in diese Kreise geräth sie hinein. Was sie über Thorwaldsen sagt, ist eine wichtige, wesentliche Bereicherung der Nachrichten Thiele's über ihn. Voll von der Würde ihres Berufes, hält sie sich überall an die arbeitenden Männer, die sich ihre Gesellschaft gern gefallen lassen. Höchst anmuthig sind ihre Berichte über das persönliche Treiben der jüngeren Künstler, über Arbeiten, Hoffnungen, Herzensverhältnisse. Es weht die ächte römische Luft aus diesen Seiten des Buches uns entgegen. Die ganze Entwicklung, die dann noch 20 Jahre dauerte, um heute endlich als fast abgestorben, historisch uns entgegenzutreten, machte sie in ihren frischen Anfängen mit. Sie geht nach Neapel. Wir hören was sie in den Katakomben da erlebt, wir begleiten sie auf den Wegen dort, die so Viele vor ihr und nach ihr gegangen sind: es ist, wenn wir Goethe's italiänische Reise vergleichen, die Fahrt eines unschuldigen Schülers, der in die alten Fußtapfen des Meisters eintritt. Sie kehrt nach Rom zurück, ganz und gar wird sie allmählich dort heimisch, Jahr auf Jahr wird das Leben da reicher und klarer, und endlich auch für sie der Tag des Abschiedes da, den die Künstler mit einem Feste feiern. Sie beschreibt den letzten Moment des Nachdenkens: wie sie, Abends vor der Abreise allein, sich sagen muß, daß sie Schöneres niemals mehr im Leben erfahren könne, und tritt die Rückkehr an. Mit diesem Abschiede 1823 schließen ihre Aufzeichnungen.

Was sie aus den folgenden Jahren hätte hinzufügen können, wäre, der Stimmung nach, nichts Neues gewesen.

Die Erinnerung an diese italiänische Zeit blieb der heitere Hintergrund all ihrer späteren Gedanken. Der Herausgeber hat sie leider nicht selbst gekannt: er würde aus eigner Anschauung einen reicheren Abschluß noch für seine Arbeit gefunden haben. Luise durfte bis zuletzt den gewohnten Faden fortspinnen ohne daß jemals Flachs auf ihrem Rädchen fehlte. Immer ersetzte sich der Verlust durch den Tod fortgenommener alter Freunde. Genelli lernte ich bei ihr kennen, damals noch frisch und kraftvoll, und seinen schönen talentvollen jugendlichen Sohn neben ihm, der bald hinterher in Wien sterbend, dem Vater den ersten Todesstoß gab. Herr von Maltiz, der so ganz die poetische Liebenswürdigkeit der alten Tage repräsentirte, gehörte zu ihren treuen Anhängern. Ihr höchster Genuß war, sich in Begeisterung für das setzen zu dürfen, was ihr als das unumstößliche Ideal vor Augen stand: antike und italiänische Kunst. Immer wurden da die Gegenstände alter Verehrung neu verehrt und besprochen. Abgüsse von Antiken und eigne Lieblingskopien hingen im Zimmer, ein historisches altes schwächliches Klavier stand da, ihr Atelier war stets zur Arbeit bereit und mußte so bleiben auch als sie beinahe blind war. Ueberall verknüpften sich Vergangenheit und Gegenwart so angenehm für sie wie nur möglich. Carl August hatte sie nach Italien geschickt, Carl Friedrich sie als Aufseherin seiner Sammlungen angestellt, der regierende Großherzog noch ließ ihr auf Bettina's Fürsprache im Weimaraner Park ein Stückchen, das an ihr Haus stieß, als eignen Garten abzäunen, damit sie ruhig draußen sitzen könnte. Eine ihrer Freundinnen, Angelika Facius, bekam auf Luisens letzten Wunsch den Auftrag, ihr ein Monument auf das Grab zu arbeiten. Ihre alte Dienerin Helene, von der sie bis zuletzt getreulich gepflegt ward, hat sorgfältig jedes Blättchen des Nachlasses gesammelt, und sucht übrigens auf ihre Weise das Andenken des guten Wesens aufrecht zu erhalten. Es wäre eine wunderbare

Revue, heute in Weimar die letzten Träger der Goethe'schen Erinnerungen nebeneinanderzustellen. Wie aus dem ungeheuren Heere der Freiheitskriege heute noch wenige alte Invaliden umhergehen, bei denen man nicht nach Rang und eigenen Thaten fragt, so ist die Goethe'sche Gemeinde zusammengesunken. Nur er selber ist frisch geblieben und tritt in sich verjüngender Gestalt uns kräftig entgegen. Seine eignen Zeitgenossen sind abgethan. Ihr Urtheil fiel längst von ihm ab, seine Freunde sind todt, seine Feinde fort, seine Werke jetzt endlich aber erst dem Deutschen Volke wirklich in die Hände gegeben. Das Urtheil einer neuen Generation über ihn beginnt sich zu bilden. —

Noch ein Wort über Luise Seidler's „Erinnerungen" als Buch, ganz für sich betrachtet.

Was ein Leben für eine Biographie geeignet macht, sind weder außerordentliche Schicksale, noch außerordentliche Leistungen. Luise Seidler's Lehrer war der bekannte Kügelgen. Dieser hatte einen Sohn, welcher seine Geschichte zu einem Buche zusammengefaßt hat, das als „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" beliebt ist. Der alte Mann hatte im höheren Sinne so gut wie nichts erlebt, allein er hat das Talent gehabt, seine mannichfachen kleinen Erlebnisse zu hübsch angelegten und durchgeführten Bildern zuzuschneiden, die im Einzelnen wie im Ganzen einen wohlthuenden Abschluß finden und aus denen die Gutmüthigkeit des Verfassers, sowie der ihn führenden Schicksalsmächte hervorgeht. Geleistet — was man historisch genommen „leisten" nennt — hat er niemals das Mindeste, allein man stellt gar nicht die Anforderung an ihn.

So finden wir öfter, daß Menschen, deren originaler Gehalt gering oder Null war, die beim schließlichen Hineinfallen in den Strom der Zeit auch nicht den leisesten Plumps machten oder den kleinsten Tropfen in die Höhe springen ließen, ein Leben hinter sich haben, das wie ein von Meisterhand

20*

geformtes Stillleben den freundlichsten Anblick gewährt. Wir betrachten es wie zarte, völlig ungestört ausgebildete Moose, die unter dem Mikroskop sich zu glänzenden Aesten ausbreiten. Wir legen keinen vergleichenden Maßstab mehr an. Das Kunstwerk hängt weder vom Stoffe, noch von dem Umfange ab. Anspruchslose Persönlichkeiten stehen oft in einer harmonischen Entfaltung ihrer schwachen Fähigkeiten vor uns, die Freude und Erstaunen erregt.

Wir entdecken dann, daß diese Menschen das Leben wirklich genossen haben. Niemals im Zweifel über das, was gut und schön sei, überall Autoritäten begegnend, denen sie sich gern unterordnen und deren Schwächen und Zweifel sie weder entdecken noch suchen, dürfen sie Glück und Zufriedenheit als reale Kapitalien ansehen, deren Zinsen sie Jahr für Jahr sicher einkassiren. Ihre Erlebnisse sind ihnen theuer. Sie blicken in ihr Leben wie in die reinliche Häuslichkeit arbeitsamer Menschen, bei denen alle Tage unfehlbar Mittags eine gute Suppe und jeden Christtag ein schöner Baum mit Lichtern erscheint. Sie haben ein reiches, schönes Dasein hinter sich.

Heute leben und arbeiten Viele, denen für dergleichen als Hauptsache des Lebens der Begriff verschwunden ist. Ruhe, Behagen und Genügsamkeit haben für diese nur da wahre Berechtigung, wo sie durch Kämpfe errungen oder in Stürmen bewahrt blieben. Nicht nur das „Wandeln unter Palmen“ hat für die Meisten bei uns aufgehört: wir „wandeln“ überhaupt nicht mehr. Wir drängen uns durch und werden gestoßen. Wir steigen in Eisenbahnen wenn wir gehen, und verlassen Eisenbahnen wenn wir kommen. Wir wohnen in Hôtels, wo wir nach Wunsch in jeder Sprache bedient werden. Wir gehen in die Fremde und kennen jeden Blick aus Photographien zum Voraus. Uns liegt nicht nur die eigne Lebensarbeit, sondern die der ganzen Nation auf dem Herzen, an der wir uns alle unausgesetzt betheiligt fühlen.

Außerhalb des Hauses wird die meiste Arbeit jetzt abgethan. Es ist zugig und schmutzig und unbehaglich draußen, während es sonst innerhalb behaglicher Häuser still und reinlich und wohlig war. Praktische Lehren für das Leben des heutigen Tages wird Niemand Luise Seidler's Biographie entnehmen. Es ist eine anmuthige Erzählung aus guten alten Zeiten, die (wir müssen doch sagen: Gott sei Dank) vorüber sind.

Heinrich von Kleist's Grabstätte.

(Vossische Zeitung vom 23. Februar 1862.)

Der Zustand des Grabhügels, unter dem Heinrich von Kleist liegt, hat dahin geführt, daß sich einige Leute vereinigt haben, um einen Stein und ein Gitter darum für die letzte Ruhestätte des Dichters zu beschaffen. Kein Comité, das für ein Denkmal Kleist's große Pläne hat, sondern das Zusammentreten von wenigen Verehrern des unglücklichen Mannes, die mit ein paar hundert Thalern das Nothwendige ins Werk zu setzen beabsichtigen.

Nothwendig ist das Wort, das gebraucht werden muß, denn es ist unschicklich für die Mitlebenden, daß Kleist's Grab ohne das geringste Zeichen auch derjenigen Anerkennung bleibe, welche nichts weiter will, als den Platz schützen und seinen Inhalt bezeichnen. Der Stein, den vor Jahren zwei seiner Freunde dort niederlegten, ist verwittert und genügt nicht mehr. Wir könnten Kleist ein kostbareres Denkmal setzen, doch in unsern mit solchen Plänen vollbeschäftigten Tagen scheint nicht der Moment zu liegen, gleich so weit zu gehen. Mögen Andere später daran denken, den schmucklosen flachen Stein durch einen Granitwürfel etwa mit eingelassenem Medaillon zu ersetzen. Die Zeit wird wohl kommen, zu der dies geschieht,

wenn die Bedeutung des Dichters überhaupt dem Volke klarer geworden ist. Heute kennt und liebt ihn nur, was man eine stille Gemeinde zu nennen pflegt, und an diese zumeist ergeht der Ruf, sich mit Beiträgen an dem Vorhaben zu betheiligen, das hiermit angekündigt wird.

Kleist ist in der That wenig bekannt. Sein Prinz von Homburg wird aufgeführt, sein Käthchen von Heilbronn ist weitverbreitet, seine Novellen sind wohl gelesen: doch diese Dichtungen erscheinen als in sich zusammenhangslose Werke, bei deren Genuß es dem Publikum nicht so gar viel darauf ankommt, wer sie dichtete und aus welchem Gefühl sie entstanden sind. Lebensbeschreibungen und Korrespondenzen von Kleist sind herausgekommen, doch ohne tiefer ins Publikum einzudringen. Eben jetzt hat Professor Köpke*) einige bisher ungedruckte prosaische und poetische Sachen des Dichters veröffentlicht, mit einer eingehenden Betrachtung über ihn selbst zur Einleitung. Keine an sich sehr bedeutende Stücke sind es, für den Charakter Kleist's jedoch nicht unwichtig, für die jeder Litteraturfreund dem Herausgeber dankbar sein muß. Solche Arbeiten helfen den Umschwung befördern, in dem wir uns überhaupt heute befinden: ablenkend von den durch Mangel an tieferem, ächtem Gehalt sich auflösenden Litteraturbestrebungen der letzten Jahrzehnte, uns zurückzuwenden zu einer höheren Ansicht über das, was „Dichten" eigentlich bedeute, ein Umschlag, der dem Fortschritte, der überall zum Edleren treibt, entsprechend ist. Denn menschliches warmes Gefühl soll gewiß die erste Bedingung für den Dichter sein, zu gleicher Zeit aber auch wieder eine Herz und Geist umformende Bildung gefordert werden, die nicht von selber anfliegt, sondern durch Arbeit erworben wird.

*) Heinrich v. Kleist's politische Schriften und andere Nachträge zu seinen Werken. Mit einer Einleitung, zum ersten Male herausgegeben von Rudolf Köpke. Berlin 1862.

Schiller wird, wenn dieses jetzt erst wieder erwachende Gefühl weiter durchgedrungen ist, richtiger verstanden werden, Goethe's Genius tiefer aufgefaßt, und mit diesen beiden und vielen Andern auch Kleist auf die Stelle gestellt werden, zu der er sich unter so viel ernsten Mühen emporgeschwungen hat. —

Kleist war ein unglücklicher Mensch in unglücklichen Zeiten. Seinen Schicksalen nach repräsentirt er jene mit der Welt nicht im Gleichgewicht stehenden Naturen, die sich durch Talent und Neigung zu einer andern Laufbahn gedrungen fühlen als ihre Geburt ihnen vorschreibt. Geister, die in Schranken aufgewachsen sind, welche zu durchbrechen ihre edelsten Kräfte vorweg in Anspruch nimmt.

Männer haben wir genug, die an niederer Stelle geboren, durch geistige Kraft und inneren Beruf zu herrschen zu Reichthum, Macht und zum Genuß der höchsten äußerlichen Standeserhöhung gelangten, die als Handwerker beginnend, als Fürsten Abschied nahmen. Es gibt eine Straße hinauf, die keinem verschlossen bleibt, der die Energie hat, sie zu gehen: rückwärts aber, von der Höhe in die Tiefe, gibt es keine. Unmöglich ist es, herabzusteigen. Und wenn auch nur wenigen diese Unmöglichkeit zu einem tragischen Schicksal werden soll, diejenigen, denen sie wird, empfinden hier den Verlust der Freiheit am schmerzlichsten. Denn während bei andern Carrièren, in denen der Mensch sich geltend zu machen bestrebt ist, höherer Stand oder Reichthum die gewichtigsten Vortheile gewähren: für den Dichter sind sie ein fast unübersteigbares Hinderniß. Besser für ihn, heimathlos umher zu irren, als durch goldene Nägel von Anfang an fest an einer Stelle gehalten zu werden, besser für ihn, ein Paria sein, als einer Kaste anzugehören, deren Gefühl andere Unterschiede zwischen den Menschen anerkennt als geistiges Verdienst allein. Fast unmöglich ist es, sich hier zu freier Anschauung loszureißen.

Das war es, was Alfieri um viele seiner besten Jahre betrog, die Klippe, an der Byron scheiterte, und um die auch Platen den Weg nicht zu finden vermochte. Den besten Willen hegten sie, nichts als nur Menschen zu sein: immer wieder aber, wenn sie es längst erreicht zu haben glaubten, heben sich die angeborenen Schranken und weisen sie zurück in das für sie unfruchtbare Gebiet, dessen Wege anderswohin leiteten als sie gehen wollten. Niemals, so ernst er studirte, so rein er sich dem hingab, was er für gut und groß und edel an sich hielt, kam Alfieri darüber hinaus, sich doch erhabner anzusehen im Vergleich zu der großen Masse der übrigen Menschenkinder, die ohne den Stempel der Geburt um ihn her arbeiteten. Auf keine Weise konnte es Byron in seinem eignen Herzen durchsetzen, sich dem Publikum schlechtweg als Dichter und Schriftsteller gegenüber zu stellen. Und Platen, obschon er doch nur in bürgerlicher Gesellschaft verkehrte, hier allein Nahrung für seinen Geist und Freunde für seine Neigung fand, es rollt ihm der verhängnisvolle Blutstropfen durch die Adern, den er nicht loswerden kann.

Daher bei diesen Dreien die Isolirung im Leben, das Auswandern aus ihrem Vaterlande, und in ihren Dichtungen, um der Wirklichkeit völlig zu entrinnen, das Hineinarbeiten in das Märchenhafte, vom Gewöhnlichen Abgetrennte. Sie wären nicht von dieser Empfindlichkeit für die geringste Anerkennung gequält worden, die, sobald ihr nicht Genüge geschah, in volle Verachtung des öffentlichen Urtheils umschlug. Sie hätten sich freier und zufriedener gefühlt.

Wie Graf Platen stand auch Heinrich von Kleist so gar außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft nicht. Weder reich, noch, was seine Geburt anlangt, durch eine allzu starke Scheidewand getrennt von den übrigen Bewohnern Preußens. Aber die Scheidewand war trotzdem da, nur durchsichtig. Gerade weil er wenig vermögend war, mußte er seinen Rang zu ver-

werthen suchen, und weil ihn dieser auch wieder sehr vielen Andern gleichstellte, sich um so unbehaglicher dabei fühlen. Wir empfinden heute noch (oder vielmehr heute wieder) den Unterschied scharf genug, aber zu Anfang des Jahrhunderts war es eine Kluft, die die Stände trennte. Kein frei wählender Wille, sondern das Schicksal bestimmte den Umgang. Seine besten Jahre verliert Kleist, weil er sich zu nichts entschließen kann. Er ist Offizier, er arbeitet als Beamter. Angestrengtes, aber planloses Studium kann die ruhige Arbeitsfähigkeit nicht ersetzen, die Andern die gewöhnliche bürgerliche Erziehung zur zweiten Natur macht. Statt sich Geld zu verdienen, empfängt er eine Pension von der Königin. Statt sich eine Stellung zu begründen, wie Jeder versucht, der nichts als die eigne Kraft hat und keine Protektion verlangt oder erhoffen darf, reist er in der Welt umher und sein Vermögen geht dabei auf die Neige. Endlich entschließt er sich zum Erwerb. Er will Bauer werden in der Schweiz und den Acker bestellen. So glaubte Graf Alfieri auch einmal als Bereiter sein Brod verdienen zu können. Er will eine Zeitung schreiben, eine ideale Buchhandlung begründen; wieder aber soll ihm doch die vornehme Gesellschaft seine besten Kunden liefern. Das Unglück des Vaterlandes zerstört seine Pläne, Erfolglosigkeit mit seinen dichterischen Werken macht es ihm unmöglich, in der Stille arbeitend Trost zu finden, während außen Alles zusammenstürzt; und so, haltlos, rathlos, und immer tiefer in den Abgrund seines eignen Wesens hineintaumelnd, sinkt er endlich durch eigene Hand zu Boden.

In diesem Leben einer langsam von Anfang an in ihm arbeitenden Verzweiflung bilden seine Werke die Marksteine des Weges, den er zurücklegte. Es sind die Erfahrungen seiner Laufbahn. Im Prinzen von Homburg macht er die militärische Disciplin, das über allem Willen waltende, und selbst durch die größten Erfolge nicht zu beugende Gesetz des unbe-

dingten Gehorsams zum Fatum, dem eine edle Natur zum Opfer zu fallen droht. Grausam kalt weiß er es wie das antike Schicksal hinzustellen, dessen Folgen die Götter nicht abzuwenden vermögen. Ihm gegenüber läßt er dennoch durch das natürliche Gefühl eines menschlichen Herzens, das siegreich durchbricht, Versöhnung eintreten. Das Stück ist das Resultat seines Dienstes in der Armee. Im Käthchen von Heilbronn rächt er sich gleichsam am Wankelmuthe eines Mädchens, das ihn verläßt (freilich zugleich: das er selbst von sich losmachte), indem er zeigt was er unter Liebe versteht: eine alles überwindende kindlich dämonische Anhänglichkeit. In seinen Novellen entwickelt er eine Reihe seltsamer Verhältnisse, immer Naturen treten da auf, die wir ohne ihre Schuld in zwingende Verwicklungen hineingerissen sehen, von denen sie schicksalsartig: umsponnen werden. So auch im Drama: Die Schroffensteiner, wo alte Familienfeindschaft das freie Handeln aufhebt, und in der zauberhaft großartigen Tragödie Penthesilea. Tragische Befangenheit edler Geister stößt hier titanenhaft in den verschiedenen Charakteren widereinander. Hier zeigt Kleist seine höchste Kraft und Fülle. Das leidenschaftliche Hineinträumen in die fremde Welt, die er zu seinem Troste aufsuchen mußte, hat ihn in Gefilde geleitet, die kein Anderer vor und nach ihm betreten. Wie Calderon gethan, schuf er sich ein modern antikes Alterthum, in dem er ganz zu Hause ist. Hier zeigt er, was er hätte dichten können, wenn ihm ein Leben vergönnt gewesen wäre wie Goethe oder Schiller. Denn was selbst dieser in Kämpfen gegen widerstrebende Verhältnisse durchzumachen hatte, wie leicht und natürlich erscheint es gegenüber dem trüben, ausgangslosen Ringen Kleist's. Bei Schiller war eine Entwicklung zur Freiheit möglich und sie ward gefunden, bei Kleist unmöglich vom Beginne ab. Ein armer verlassener Todter lag er endlich am Ufer des Sees, an dem er noch liegt, und 50 Jahre nach

seinem Sterben deckt noch kein würdiger Stein diese Stätte und erinnert, welche edle Beute hier ein trauriges Geschick aus dem Leben fortnahm. —

Nicht allein weil Kleist ein Preuße ist, haben seine Schriften erhöhten Anspruch auf Theilnahme gerade bei uns, sondern deshalb, weil er im Norden geboren, das norddeutsche, oder noch deutlicher zu sagen, das preußische Element in der Litteratur vertritt. Nur Achim von Arnim wäre hier noch neben ihm zu nennen. Unsere meisten Dichter kamen aus südlicheren Theilen des Vaterlandes und brachten ihre eigenthümliche Art in Styl und Auffassung mit sich. Selbst Arnim legte viel von seinem angeborenen Wesen ab, weil er in Süddeutschland seine Bildung erlangte. Kleist's Sprache hat das Scharfe, ironisch Gehaltvolle, das heute noch die beste Seite der Berliner Bildung ist. Lessing erwarb das erst bei uns, Kleist besaß es von Natur. Seine Sätze, auch wenn er die kunstvollsten Perioden zu bauen versteht (Köpke weist hierauf besonders hin), brechen ebenso gern kurz ab, seine Gedanken bedürfen weniger Worte, er zeichnet mit entschiedenen Umrissen und malt mit trüben aber genau wahrhaftigen Farben. Mit ruheloser Peinlichkeit feilt er an seinen Schriften: immer neue Abschriften und Abfassungen, und trägt lange mit sich herum was er dichterisch bilden will. Die Lebensanschauung in seinen Werken ist heroisch und freudig; sein Drama: Die Hermannsschlacht schrieb er unter dem Einflusse hoffnungsvollen Hasses gegen die Franzosen, deren Vernichtung er für sicher hielt. Er hätte keinen seiner Helden sterben lassen wie er selbst unterging.

Und deshalb, wenn wir einen Grabstein auf den Hügel legen, unter dem er ruht, so soll keine Anerkennung der That damit ausgesprochen werden; nicht hieran sollen wir uns erinnern. Es waren keine leichten Gewichte, die auf ihm lasteten, er hat lange gekämpft, ehe er sich gefangen gab. Danke

Jeder seinem Schicksal, das solche Entscheidungen von ihm fern hält. An das soll erinnert werden was edel und unvergänglich in seinen Dichtungen lebendig blieb.

Kleist war ein großer Dichter. Man mag seine Werke lieben oder nicht lieben: er muß zu der Familie derer gezählt werden, die darauf Anspruch haben, als die ächteste Aristokratie, die eine Nation hervorzubringen im Stande ist, obenan zu stehen. Seine Gestalten erfüllt warme Kraft, jedes Wort ist lebendig, das sie aussprechen, begreiflich erscheinen ihre Handlungen und Leidenschaften. Welcher andere Dichter hätte ein Mädchen dichten können wie Käthchen von Heilbronn? Dieses Nachlaufen, klettenhafte, man möchte sagen hündisch anhängliche Festhalten an dem Manne, in den sie verliebt ist, und zu gleicher Zeit Unschuld und verschämte Zurückhaltung so schön gewahrt, daß auch mit keinem Gedanken die Zuneigung gestört wird, die Jeder sogleich für diese Erscheinung empfinden muß. Wie schön ein anderer Widerspruch im Prinzen von Homburg dargestellt, welcher träumerisch und nachlässig, untüchtig zum Dienst mit einem Worte, dennoch so feurig, und so tüchtig zum Siegen sein kann. Wie schön, bei all seiner Stärke und Ergebenheit, als der Prinz den Tod vor Augen sieht die fast wie plötzliche Feigheit ihn übermannende Lebenslust!*) Ein wahr menschliches Gefühl. Und so überall wohin wir blicken: nirgends farbige Schatten nur, Menschen mit Leidenschaften und mit schönen Gedanken, in denen sich ihr Herz zu erkennen gibt. Nirgends Nachahmung. Weder Goethe noch Schiller oder Shakespeare zeigen sich als Muster, nach denen Kleist arbeitete. Was er war, erscheint so durchgearbeitet, daß nur er allein hindurchschimmert. Die Scene eines von ihm selbst vernichteten Trauerspiels Robert Guiscard, in der

*) Leider wird bei der Aufführung im Königl. Schauspielhause diese Hauptscene des Stückes fortgelassen. Warum wohl?

der Normannenkönig die Pest in sich fühlt und sich dennoch aufrecht zu erhalten sucht den Soldaten gegenüber, kann den besten Scenen in Richard dem dritten an die Seite gestellt werden.

Und von all der Anerkennung, die heute seinen Werken nicht versagt wird, kam Kleist soviel wie nichts zu Ohren. Er hatte nicht die Art, sich gut mit den Leuten zu stellen. Man stieß ihn ab. Keine Bühne wollte seine Stücke spielen, keine Coterie fand sich, ihn zu erheben, keine Genossenschaft, die für sein Fortkommen sorgte. Es lagen den Menschen freilich damals andere Sorgen näher. Einsam schlug er sich durch, so lange seine Kräfte reichten, und da es ihm endlich schien, daß es damit zu Ende sei, wandte er den schwachen Rest dazu an, sich hinwegzuflüchten.

Was jetzt geschehen soll, ist die Herrichtung eines eisernen Gitters um sein Grab und eines neuen Steines darauf, mit beschränkter Inschrift. Es kann keine Summe von Bedeutung kosten, aber sie muß immerhin aufgebracht werden. Wieviel an Gelde einkommt, wird, sobald es zureichend erscheint, zu seinem Zwecke verwandt werden.*)

---

*) In Folge der hier angeführten Anregung ist ein neuer Grabstein für Kleist angefertigt und seiner Zeit aufgestellt worden.

Lord Byron und Leigh Hunt.

(1856.)

To us he is still a man, young, noble, and unhappy.
Macaulay.

Eine gemeinsame Neugier treibt uns an, den Quellen nachzuspüren, aus denen große Künstler sich zu ihren Werken begeisterten, die Erde zu untersuchen, aus der sie bauten und bildeten. Wir glauben so dem Geheimnis näher zu bringen, welches aus ihren Schöpfungen heraus uns zu stets erneuter Nachforschung anlockt, und wenn wir auch wissen, daß der Eintritt in das Innerste der Werkstätten unmöglich sei, so genügt es uns schon, sie zu umschleichen, von ihrem Aeußern Schlüsse zu machen auf das, was innen vorgeht, und vielleicht gar durch eine Spalte der Wand räuberisch dennoch einen Blick in das Verborgene zu thun.

Gewinnen werden wir nichts auf diesem Wege, wir wissen es; aber der Reiz, den verschlossene Thüren auf uns ausüben, bleibt nun einmal unser Erbtheil, und der Glaube, daß geistiger Besitz durch handgreifliche Berührung gesteigert werde, behält seine Stärke. Wer in Italien war, glaubt sich berufener, über Raphael ein Urtheil zu fällen. Es ist nicht zu leugnen, daß die unmittelbare Nähe die Fähigkeit des Verstehens erhöht, bei Manchen vielleicht erst erweckt. Wer auch nur von

Ferne die Meißelschläge hörte, wird ein größeres Anrecht auf die Bewunderung der Statue zu haben vermeinen, von deren Marmor sie abklangen; ein viel größeres der erst, der gar dabei stand und die Stücke des Steins abfliegen sah unter den Händen des Künstlers. Wäre ich der Buchbinder gewesen, bei welchem Goethe nur die Hefte bestellte, in die er seine Dichtungen schrieb, ich würde meinen Platz in der Deutschen Litteraturgeschichte beanspruchen, so gut wie andere, denen er sie in die Feder diktirte. Die Strahlen einer großen Persönlichkeit vergolden alles in ihrem Umkreise, und auch das Geringste fühlt sich erleuchtet durch ihren Anblick; denn was wir suchen, sind nicht die Werke, sondern der Geist des Meisters in ihnen. Was er berührt hat, wird zu einer Reliquie; nicht nur der Baum, den er mit eigenen Händen pflanzte, auch der, von dessen Früchten er pflückte oder nur im Vorbeigehen einen Zweig abbrach, der endlich, der auf seinem Grab aufwuchs. Wo er athmete, da scheint für alle Zeiten die Luft eine andere, und hätten sie in langen Jahren tausend Stürme davon getragen.

Haben wir uns aber so von den Werken der großen Künstler zu ihnen selbst gewandt, dann ist es nicht schwer, auf Wege zu gerathen, die in die Irre führen. Es liegt in unserer Natur, zu erschöpfen was einmal von uns ergriffen ward. So langsam und wiederstrebend wir den ersten Schritt thun, so unmöglich scheint es in der Folge, inne zu halten. Anfangs ziehen uns nur die Werke des Mannes an; darauf lockt er selber unsere Blicke auf sich; zuletzt aber wollen wir den Menschen ganz und gar besitzen. Jeder Schritt und Tritt, jede kleinste Handlung wird ausfindig gemacht und erwogen, alles soll nur Symbol seines ganzen Wesens werden; aber während wir so nach Anekdoten und Kleinigkeiten des täglichen Lebens auf der Jagd sind, beginnt oft die Schönheit der großen Schöpfungen selbst uns leise fremd zu werden.

Wir gerathen auf Widersprüche. Das wahre Bild des irdischen Lebenslaufs, welches wir aus den zusammengetragenen Nachrichten zu gewinnen scheinen, stimmt plötzlich nicht mehr mit der Heroengestalt, die wir in erster Begeisterung vor uns sahen. Seine Werke verlieren die ursprüngliche Frische makellosen Wachsthums. Es sind nicht mehr die goldenen Früchte, die ungestört reifend so ganz und völlig vom Himmel fielen. Wir lernen die Skizzen und Brouillons kennen; wir stöbern die Korrekturen auf, wir finden verschiedene Redaktionen, Veränderungen, Einschaltungen (aus fremder Feder), wir verfolgen das Fortschreiten der Arbeit und registriren die äußeren Umstände, welche ihre Vollendung beschleunigten, aufhielten oder unmöglich machten. All das liegt in sicheren Daten vor uns, kann schwarz auf weiß bewiesen werden. Es ist das Gefühl fast unabwehrbar, das uns nun überkommt, das Gefühl, daß wir uns als über diesem Wirken stehend gewahren, und daß unsere Ehrfurcht und Begeisterung aus dem Zwange des ersten Eindrucks allmählich zu einem Akte freien Willens, ja zur Herablassung wird. So halten wir uns für befähigt und berechtigt zur Kritik, und wenn nun von allen Seiten über das gewöhnliche Leben unseres Halbgottes beglaubigte Berichte zufließen, scheint es uns keine That der Vermessenheit mehr, ihn zu beurtheilen wie unsereinen.

Zunächst bemächtigen wir uns der Korrespondenzen. Ob man dergleichen drucken lassen solle oder nicht, dafür und dagegen ist viel verhandelt worden. Es ist so weit gekommen, daß der Einzelne, welcher wichtige Denkmale dieser Art besitzt, kaum mehr das Recht zu haben scheint, sie zurückzuhalten. Ich würde mir dieses Recht trotzdem vindiciren. Niemals, auch wo die interessantesten Fakta mitgetheilt wurden, wo ich mit der größten Begierde weiter las, habe ich am Schlusse das Buch anders als mit dem Gefühle der Verstimmung niedergelegt. Mit diesem Geständnis jedoch will ich keineswegs

mein Empfinden als das normale hinstellen. Der Genius der Zeit scheint die Veröffentlichung alles von bedeutender Hand Geschriebenen zu verlangen. Nähme man die gedruckten Briefwechsel hinweg aus der Litteratur, so raubte man ihr eine ihrer reichsten Provinzen. Briefe lassen oft am tiefsten in das Herz der Menschen schauen. Nichts in Lessing's gesammelten Schriften kommt dem Eindrucke der wenigen Zeilen bei, mit welchen er den Tod seiner Frau zugleich mit dem seines Kindes meldet. Goethe's Brief, in der Christnacht an Lotte geschrieben, der aus seiner Feder an die Gräfin Stolberg, Wieland's Briefe an Merk über Goethe, der Mozart's über seine Art und Weise zu komponiren, Briefe Beethoven's von ergreifender Tiefe, Raphael's Schreiben an den Papst über die Erhaltung der alten Denkmäler, Spinoza's Antwort an seinen ehemaligen Schüler, welcher ihn zum Katholizismus bekehren wollte — ich raffe zusammen was mir gerade einfällt — alles Dokumente des freiesten, unmittelbarsten Gedankenausdruckes, sind Besitzthümer, auf welche wir stolz sein dürfen. Unsere gemeine Neugier jedoch befriedigen diese nicht. Geschrieben in Momenten, wo sich das ganze Wesen des Mannes koncentrirte und unmittelbar ohne Gedanken an Plan und Ausdruck dem Gefühle hingab, durchdringt sie, beim vertraulichsten Verkehre, die Begeisterung, die wir sonst nur in großen öffentlichen Werken fanden und bewundern konnten. Sobald aber die laufenden Interessen des Tages berührt werden, gestalten sie sich zu einer bedenklichen Geheimschrift, die mancher freilich auf seine Weise mit leichter Mühe entziffert, für die aber trotzdem der ächte Schlüssel verloren ging.

Ehe Goethe nach Italien reiste, verbrannte er alle seine Briefschaften. Er war damals ein gereifter Mann und wußte was er that. Jedermann hat an sich selbst erfahren, was Briefe enthalten und was sie nicht enthalten. Nichts ist mo-

mentaner als ihr Werth und Inhalt, nichts größerem Mißbrauche ausgesetzt in den Händen dessen, für den der Brief nicht bestimmt war. Heute eine Wahrheit, kann derselbe Brief morgen eine Lüge sein. Dem Einen, welcher ihn auf den bestimmten Fall bezieht, klar und unzweifelhaft, bringt ihn die Weisheit eines Uneingeweihten mit einem andern Faktum oder mit allen Fällen im Allgemeinen in Verbindung, und sein Sinn wird ein anderer. Bei keinem Ausdrucke unserer Gedanken und Gefühle wird so viel stillschweigend fortgelassen und hinzugedacht als bei einem Briefe, und gerade dieser nebenherlaufende Inhalt ist dasjenige, was allein dem Briefe seine Bedeutung gibt. Um einen Brief richtig zu verstehen, bedarf es der Kenntnis so vieler Umstände, welche meistentheils nur dem Schreiber und Empfänger, und diesen obendrein oft nur im Momente des Absendens und Empfangens selbst klar vor der Seele stehen, daß vielleicht schon nach kurzer Zeit für beide manches eine andere Stellung einnimmt. Ein gebrauchtes Wort, die Wendung einer Konstruktion, die Mittheilung einer Nachricht, je nachdem sie zu Anfang oder am Ende des Schreibens steht, kann dem Briefe seinen Charakter geben. Wie bei Unterredungen macht man in Briefen oft Koncessionen nur, um die Menschen los zu werden. Man stellt die Dinge anders dar, um die Rede darüber abzubrechen. Man heuchelt ganz bewußt eine Unwissenheit, um damit anzudeuten, daß man nichts wissen wolle, man besteht auf dem Falschen, um zu sagen, das Richtige müsse zum Opfer gebracht werden. Man ist in der That falsch berichtet, und eine Stunde später würde man ganz anders geschrieben haben.

Enthalten Briefe nicht geradezu die Erzählung von Thatsachen, deren Inhalt oder Styl in sich ein Kunstwerk bilden, wie zum Beispiel die Bettina's an Goethe und an die Günderode, enthalten sie nicht Beiträge zur allgemeinen Geschichte und gelehrte Erörterungen, oder wurden sie

nicht gleich in der Absicht verfaßt, um als Aktenstücke zu dienen, dann sind sie dem Andenken großer Männer nicht förderlich, sondern oft geradezu dem Zwecke entgegen, den sie erfüllen sollen. Die unnütze Vertraulichkeit, die unschickliche Einsicht in Privatverhältnisse, das Recht, das sie uns zu verleihen scheinen, über die innersten Familienvorgänge der Männer, über ihr körperliches Verhalten und ihre Geldgeschäfte Stimme und Urtheil zu haben, dies Alles sind keine Errungenschaften, deren man sich freuen könnte, oder die uns über die wahre Größe einen Aufschluß ertheilten, nennenswerth neben der Einbuße, die wir zu gleicher Zeit erleiden. Oder ist es etwa eine Bereicherung, wenn wir wissen, daß Schiller's Laura eine hagere Offizierswittwe mit schmachtenden Augen war, und sein Verhältnis zu ihr ein bedenkliches? wenn wir erfahren, daß er bei seiner Hochzeit ein Zahngeschwür hatte? Wenn wir wissen, daß seiner Frau die Nachtmütze schief saß, daß ihr ihre Frau Schwiegermutter ein häusliches Instrument und Lippenpomade zusendet? — Geht das die Welt etwas an? Goethe verschwieg, daß Gretchen, seine erste Geliebte, eine Wirthstochter in Bockenheim gewesen sei: ist der Gewinn so groß, wenn das nun hinterher an das Tageslicht gebracht wird? Und was Platen's jüngstgedruckte Briefe anlangt, ist es ein Genuß, ihn da über die Zustände seines Unterleibs reden zu hören? Ich glaube, daß das Deutsche Volk durchaus keinen Anspruch auf die Enthüllung solcher Dinge hat, und daß ihm jeder einen Dienst erweist, der sie zurückhält. Ein Akt des Egmont enthält mehr von Goethe's wirklichem Dasein, als Alles, was von seinen Briefen aufgefunden und zusammengedruckt ist. Seine Gedichte sind erfüllt von dem Geiste, den wir in ihm lieben und verehren, aus ihnen dürfen wir ihn trinken, wie die Bienen sich am Herzen der Rose berauschen, die sie anlockt; seine Briefe aber halten wir meistentheils nur wie leere Chrysaliden in der Hand, aus denen der

Schmetterling hinweggeflogen. Es flattert uns etwas vor den Augen, als wenn er es wäre, aber er ist längst dahin und mit ihm sind es die schönen Tage, deren Sonne ihn herausrief.

Das Gefühl des Momentes ist dem Momente allein begreiflich. Wenn wir alte Tagebücher wieder lesen, die nichts sind als Briefe an uns selber: war das immer die Wahrheit, die wir niederschrieben? Möchten wir, daß uns irgend jemand danach abschätzte? Schrieben wir nicht von allem nur die Hälfte nieder? Wechselten diese Gefühle nicht mit den entgegengesetzten? Wollten wir sie nicht oft nur tödten dadurch, daß wir sie stärker hinstellten, als wir sie empfanden, und bleibt selbst da, wo unser Urtheil sich nicht änderte, das Geschriebene doch nur ein Fragment des Fragmentes? Fänden wir uns wirklich mühevoll zurück in die verlassenen Gebiete unseres Lebens, wie vermöchten das Andere, Fremde, Spätergeborene — ohne unsere Erinnerung, ohne die Kenntnis dessen, was wir in der Folge anders beurtheilen lernten, und ohne ein Gefühl von der Luftströmung jener abgelegenen Jahre?

Wo nun aber dennoch die Neugier oder die Verehrung nach bestimmten Umrissen verlangt, wo Briefe, Tagebücher, eigene Beschreibungen und Mittheilungen von Zeitgenossen vorliegen, wo dies ohne Wahl gedruckt dem Publikum hingegeben ist, was soll da geschehen? Ich nenne hier Byron's Namen. Ich habe denselben meinem Aufsatze überschrieben. Es sind in diesen Blättern*) einige Artikel gedruckt worden, deren Zweck dahin ausgesprochen wird, den wahren Charakter des großen Dichters vorzuführen. Leigh Hunt's Berichte über sein Zusammenleben mit ihm sind dabei zu Grunde gelegt. Was ich hier sage, soll keine Entgegnung sein, keine Wider-

*) Im Morgenblatte.

legung; es sind nur Betrachtungen über die Möglichkeit des Unternehmens.

Auf die Schattenseiten seines Wesens spielt Byron in vielen seiner Gedichte an. Oft spricht er sich frei aus. Der Zauber, welcher seine Persönlichkeit umgab, ist geschwunden, bei vielen Lesern nur die Neugier für seine romanhaften Lebensschicksale übrig geblieben. Er scheint es oft förmlich darauf abgesehen zu haben, die Welt in seine Privatverhältnisse einzuweihen. Es ist da ganz natürlich, wenn die Mittheilungen derer, die mit dem Dichter in Berührung kamen, gegen einander gehalten und mit seinen eigenen Aussagen verglichen werden, und es liegt schließlich sehr nahe, an diesen Wirrwarr des Falschen und Richtigen mit ruhiger Beobachtung heranzutreten, die Thatsachen zu sichten, das Unhaltbare auszuscheiden und am Schlusse das mit Sicherheit nachzuweisende zu einem unparteiischen Urtheil zusammen zu stellen.

Warum sollte dies unmöglich sein? Warum sollte nicht auch vor dem fremd stehenden Beobachter die Gestalt des Mannes wieder aufsteigen wie sie war? — so, daß alles von ihm geschriebene, jede als ächt erkannte Reliquie nun ihre Stelle erhielte, alle Widersprüche sich lösten und der Schlüssel seines Charakters offen daläge? — Die Gründe, aus denen Briefe und Tagebücher zweifelhafte Quellen seien, habe ich ausgesprochen; es bleibt noch zu bedenken, was von den Berichten seiner Genossen zu halten sei.

Von vornherein wäre es eine Ungerechtigkeit gegen den Dichter, solche Ueberlieferungen als Aktenstücke anzunehmen, ohne die Personen selbst zu betrachten und die Glaubwürdigkeit einer Lady Blessington, eines Leigh Hunt, eines Kapitän Medwin und Anderer nach ihrem eigenen Charakter abzumessen. Sagen wir besser, ihre Beobachtungsfähigkeit. Ist dies jedoch überhaupt möglich? Die Naturen stellen sich nicht als so bedeutend heraus, daß ihre Schriften über sie ein klares

Bild gewährten. Das Eigene scheidet sich zu wenig vom Gelernten, Konventionellen darin. Alle drängten sich an Byron heran, dies ist unstreitbar; keiner von ihnen, dem er nachgelaufen wäre. Die Ehre seiner Bekanntschaft, die Ausbeutung seiner Liebenswürdigkeit, seines Glanzes, seines Talentes lockte sie zu ihm. Man ordnete sich unter, da wenigstens, wo man Erwartungen hegte. Man opponirte wohl gelegentlich und machte sich geltend, stellte sich aber nirgends gleich. Wenn auch von ihm diese Bewerbungen acceptirt, meinetwegen hervorgerufen worden sind, so ändert das den Stand der Dinge wenig. Wer Absichten hat, etwas erlangen möchte, steht, auch beim größten Selbstgefühle, dem, auf welchen er spekulirt, nie ganz rein gegenüber. Es bildet sich nicht die Vertraulichkeit, welche allein die richtige Anschauung gibt. Selbst Thomas Moore ordnete sich ihm unter. Der einzige vielleicht der ihm Stand hielt, war Shelley. Hätten wir dessen Berichte über sein Zusammenleben mit Byron, das gäbe eine sichere Basis. An welches Publikum aber sollte sich Shelley richten? Und wie tief er uns auch in des Dichters Herz hätte blicken lassen, das Allergeheimste bliebe dennoch verschwiegen, nicht nur, weil es überhaupt nicht gesagt werden darf, auch weil es nicht gesagt werden kann. Unbedeutende Naturen, welche nicht heranreichen, verstehen diese Tiefen nicht, bedeutende sind zu sehr in ihr eigenes Leben versenkt, um sie richtig zu erkennen; sie begnügen sich damit, im Großen einen Geist als ebenbürtig anzuerkennen, die Kleinigkeiten des Tages werden zu Nebendingen, werthlos an sich und unwürdig, für den hohen Inhalt als Symbol zu dienen, der sich durch seine Werke schöner und reicher der Nation zu erkennen gibt. Lesen wir alle Briefe durch, die von Goethe gedruckt sind, nirgends findet sich das in ihnen, was wir „Klatsch“ nennen, während die seiner Zeitgenossen voll davon sind.

Wer mit bedeutenden Naturen dauernd in nähere Berüh-

rung kam, weiß nur zu gut, wie oft und wie peinlich oft das Irdische in ihnen das Geistige überwältigt. Hält man da nicht am Idealen unverbrüchlich fest, so droht es zu verschwinden und jenes allein noch zum Maßstabe des Urtheils zu machen. Zu sehr erfüllt von ihrer Berechtigung sich selbst und dem Allgemeinen gegenüber, kümmern sie sich selten um den Eindruck ihres äußerlichen Handelns. Das Unbequeme stoßen sie rücksichtslos ab, das Zusagende suchen sie rücksichtslos zu erlangen. Fehlgeschlagene Versuche erregen sie über Gebühr, gelungene lassen sie übermüthig erscheinen. Im Drange, sich erkannt zu sehen, nehmen sie oft erbärmliche Schmeichelei dankend an und wenden sich hart ab, wo wahrhafte Bewunderung sich nicht zu blinder Verehrung herabwürdigen will. Wer so das Böseste durch sie erlebte, hat ein Recht sich bitter auszusprechen; wer sich beklagt, ein höheres Wesen gesucht und einen Menschen mit tausend Schwächen gefunden zu haben, darf sich beklagen; allein für das Urtheil der Geschichte sind diese Erfahrungen Einzelner nicht von der Bedeutung, daß sie neben den Werken und Thaten des großen Mannes Anspruch auf Unsterblichkeit machen dürften.

Leigh Hunt war eine pedantische Natur. Hätte er einen Charakter besessen, ebenbürtig dem seines Freundes oder Gegners, dann würde ihn die erste seiner vielen übeln Erfahrungen auf immer zurückgeschreckt haben. Warum war er nicht so stolz, um sich von Lord Byron abzuwenden und ihn seine Wege gehen zu lassen? Wer zwang ihn, diese Mißhandlungen durchzukosten? Was endlich nöthigte ihn, sie öffentlich auszusprechen und sich preiszugeben? Nur vom Schicksal darf man sich en canaille behandeln lassen und das Mitgefühl der Welt verlangen, nicht aber von seinesgleichen. Ich kann mich irren, allein indem er dem Publikum seine Leiden enthüllte, und was er Unerträgliches durch Byron ausgestanden: es leuchtet durch all seine Erbitterung die Eitelkeit hindurch,

seinen Namen mit dem des berühmten Mannes so eng verknüpft zu haben. Lernten wir auch wirklich den Dichter hassen durch ihn, Leigh Hunt zu bemitleiden wird keinem in den Sinn kommen. Wer mit wüstem Kopfe seinen Katzenjammer beschreibt, darf allenfalls den Wein schmähen, dessen Uebermaß ihm dazu verholfen hat, allein soll das göttliche Getränk an den Lippen eines Andern darum verächtlich werden? Es soll der noch auftreten, der beweisen kann, die Flasche habe ihn festgehalten und sich gewaltsam ihm an den Mund geheftet.

Frage sich ein jeder selbst, ob das, was er mit Andern erlebte, sobald es historisch zu werden begann, jemals den Werth behielt, den es im Anfang zu haben schien, ob es hinterher überhaupt nur mit dem strikt Faktischen zusammentraf. Was andere an uns selber lobten und tadelten, durchschauten sie es im Momente so, daß in der Folge dieses Lob und dieser Tadel das blieb, was er gewesen war? Niemals wird eine That sogleich in ihrem ganzen Zusammenhange erkannt; stets bieten sich dem Auge zuerst nur einzelne Punkte dar, welche zum Nachtheil anderer, die oft die allein wichtigen sind, das Ganze überstrahlen und entstellen. Unser Urtheil wendet sich allmählich auf die Gesinnung, mit welcher im allgemeinen gehandelt ward, und die einzelnen Umstände, in denen die That uns anfangs bekannt wurde, ordnen sich unter, verschwinden oft ganz und gar, und wären sie mit der tiefsten momentanen Erregung verknüpft gewesen. Daß Byron seine Frau verließ, in Venedig durch Ausschweifungen den Keim eines frühen Alters legte, daß er einen Mann, wie Leigh Hunt, heranzog und in Verlegenheiten stecken ließ, das alles wissen wir, und auch der eifrigste Verehrer des Dichters kann nicht verlangen, daß man es wissentlich ignorire —; warum er aber so handelte und wie die Dinge geschahen, dem würden wir vergeblich nachspüren, und in wie weit er zu verdammen ist, darüber

werden die nicht urtheilen, welche genug gelebt haben, um zu wissen, daß über die geheimsten Triebfedern ihres eigenen Lebens Urtheil und Strafe nur ihnen selbst zusteht, und jener Gerechtigkeit, mit der die Welt und ihre Gerichte nichts zu schaffen haben.

Byron gibt an irgend einer Stelle seiner Tagebücher die kurze Notiz, er sei ausgeritten und habe einer armen Frau seine Börse zugeworfen. Nehmen wir an, das arme Weib sei im Begriff gewesen, einen Diebstahl zu begehen, nur um für ihre Kinder Brod zu schaffen. Der Lord reitet vorüber, sie blickt zu ihm auf, sie bittet nicht, sie hofft nichts von ihm, da plötzlich greift er in die Tasche und wirft ihr das Geld zu, dem sie ihre Rettung von der Noth und der Schande verdankt. Wird man ihr verdenken, wenn sie in Byron das sichtbare Werkzeug Gottes erblickt, an die magische Gewalt des Mannes glaubt, der wie ein Heiliger ihre Lage durchschaut, ändert und weiter sprengt? Würde sie sich das ausreden lassen, und wenn man ihr auch die größten Schlechtigkeiten erzählte, die derselbe Mann begangen haben sollte? Gewiß niemals. Und wenn Byron selbst zu ihr träte und ihr erzählte, warum er ihr das Geld gab, sie würde nicht glauben, daß er die Wahrheit sagte. Nehmen wir an, die gefüllte Börse habe ihn beim Reiten genirt, er habe das arme Weib an der Straße kauern gesehen und ihr in einem Gefühl, gemischt aus Eitelkeit und momentaner Geldverachtung, die Gabe zugeschleudert. Nehmen wir weiter an, er sei nach Hause gekommen, habe dort einen Kreis von Leuten angetroffen und hier, was er gethan, in unbefangener Prahlerei, oder noch besser als ein gleichgültiges Faktum erzählt, nur weil ihm gerade nichts besseres einfiel. Unter diesen Leuten habe sich einer befunden, welcher den Dichter einmal um eine weit geringere Summe bei Gelegenheit eines weit dringenderen Falles angesprochen, und dem er sie damals abschlug;

ein zweiter, der aus guter Quelle gehört hat, Byron sei geizig; ein dritter, welcher durch die Mittheilung dieses Abenteuers den Muth erhält, den Dichter um eine Gefälligkeit zu bitten, welche ihm dann auch geleistet wird; ein vierter wiederum, der genau davon unterrichtet ist, daß Byron gerade jetzt sehr verschuldet ist; ein fünfter, welcher die Börse als ein Geschenk aus den Händen der Lady Byron erkannte; ein sechster, welcher ganz richtig das augenblicklich gedankenlose Handeln des Dichters versteht, aber es als Bestätigung vieler anderer Fälle nimmt, in denen Byron ohne Bedenken darauf los that, was ihm einfiel, und die nun eine Art organischen Zusammenhangs gewinnen. Nehmen wir nun an, alle diese Herren hätten Memoiren hinterlassen, in denen sie diesen Fall mittheilten, würde da nicht der erste Recht haben, wenn er ihn erzählte, um Byron als mitleidslos und kalt verschwenderisch, der zweite, um ihn als edel und freigebig, der dritte, um ihn als hülfreich, der vierte, um ihn als leichtsinnigen Verschleuderer darzustellen? Würde nicht der fünfte in seiner Handlung einen Beweis für die Vernachlässigung der Lady Byron gefunden haben, und der letzte ihn als unbesonnen beurtheilen dürfen? Und wenn wir weiter annehmen, daß auch die beschenkte Frau seine That unter die Leute brachte, würde sie ihm nicht den Beinamen eines großmüthigen, vom Himmel gesandten Wohlthäters der Armen und reichliche Gebete eingetragen haben? Und wer von allen fand die Wahrheit? Vielleicht hatte jeder von ihnen Recht, und ein wenig von allem zusammen bildete das farblose Ganze der Motive, aus denen Byron handelte, wie alle Farben vereinigt weiß geben. Allein wer sagt uns denn, ob nicht der Anblick dieser Unglücklichen im Dichter die Erinnerung an eine ähnliche Begegnung weckte, wo er angesprochen ward, nichts gab und es sich hinterher vorwarf, so daß dies die Buße dafür war? Ja, wer weiß, ob diese Reue nicht so versteckt in ihm erwachte,

daß sie seine Hand leitete, ohne in ihm selbst zum Bewußtsein zu kommen, und er den Druck der Börse für das Motiv sie fortzuschleudern hielt, während dies das wahre Motiv gar nicht war? Wer kennt die feinen Verschlingungen menschlicher Gedanken? So selten ahnt sie der selbst, in dem sie vorgehen, wie nun gar sollte sie der erkennen, der nur einen geringen Theil ihres äußerlichen Effektes gewahrte und dies wenige ächte Gold noch mit dem Kupfer seiner eigenen Ideen versetzte, nur um es ausprägen zu können.

Ein Weg nur läßt uns in das Innere einer Menschenseele dringen: die Empfindung dessen, was schön ist in ihr. Umgehend die kalte Region der Gedanken, empfangen wir so direkter, was wir wissen sollen. Wir empfangen es aber nur, wenn wir den lieben, den wir durchschauen möchten, und wer so einen Menschen erkannt hat, weil er ihn liebt, redet über ihn im Ganzen und Großen, denn das Einzelne bleibt dennoch unerklärlich und verschwindet.

Wie nahe steht uns Goethe nicht! Wie hat man uns Briefe über Briefe von ihm mitgetheilt, wie viele aus der Feder seiner Freunde, die ihn zu beschreiben suchen. Wieland schreibt an Merk seine Begegnung mit ihm im neugepflanzten Park von Weimar, dessen Bäume damals jung aufsproßten, dessen Felsenwege eben von ihm geschaffen waren. Heute ist alles hoch aufgewachsen; man streift einsam darin umher und findet die alten Inschriften. Goethe und Corona Schrötter gingen allein zusammen; er in schönster jugendlicher Kraft, sie in üppiger Fülle und verführerisch reizendem Anzuge. Als Wieland sich zu ihnen gesellte, ward Goethe einsylbig und kalt. Warum? was verhandelte er mit dem schönen Mädchen dort so allein? Man erzählt, sie sei die Philine im Wilhelm Meister. Wir wissen, welche Rolle er selbst in dem Roman spielt. War sie seine Geliebte? stritt er sich mit ihr, oder wollte sich mit ihr versöhnen? Oder war es das alles nicht? Denn er liebte

damals Frau von Stein, und wir kennen ein Billet von ihm an sie, worin er sie mit Corona zu Tisch bittet. Sollte er zwischen den zwei Geliebten haben sitzen wollen? Trauen wir ihm ein so kaltherziges Raffinement zu? Und fänden sich wirklich noch Papiere, in denen über diese Fragen Auskunft gegeben würde, könnten sie uns den Ton seiner Stimme verrathen, den Blick seines Auges, den Druck seiner Hand, den Zauber seiner Gegenwart? Erst nachdem wir aus seinen Dichtungen sein innerstes Leben schöpften, tragen wir es mit dem Geiste in diese Reliquien wieder hinein, um uns zu täuschen. Steht uns deshalb Werther näher als der Divan, weil wir nun endlich Goethe's Briefe an Lotte kennen, aber noch immer nicht wissen, wer Suleika war?

Das wahre Leben eines großen Mannes liegt nicht in den Erlebnissen seines Privatcharakters, sondern spricht sich in den Worten und Thaten aus, die er an die Welt richtete. Goethe sagt es selber: „Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt, und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.“ Nicht was ihn mit uns auf eine Höhe stellt, sondern was ihn unerreichbar macht, ist unser Eigenthum an ihm. Raphael's Verhältnis zur Fornarina, Goethe's zu Christiane Vulpius, Byron's Ehescheidungsprozeß haben kein Forum mehr. Byron ist ein Dichter für uns, nichts weiter. Seine Werke, so sehr sie seinen geheimsten Schicksalen entsprossen sind, führen ein eigenes, höheres Dasein, losgetrennt von seiner irdischen Gegenwart. Nur das, was edel und groß im Manne war, hängt mit ihnen zusammen, und wie sein Körper begraben und verwest ist, so sind es die vergänglichen Bestandtheile seiner Schöpfungen. Wer Byron nahe stand, durfte seine Erlebnisse und Ansichten über ihn der Welt mittheilen. Allein diese Bücher mögen für und wider ihre Autoren reden, mit dem Dichter haben sie nichts zu thun. Das innere Leben der Größten wie der Geringsten widersteht

der Geschichtschreibung aus fremder Feder. Nur was sie selbst sagen, verleiht uns ein Gefühl ihrer Persönlichkeit. Was sie aber so darreichen, ist nicht das Wirkliche, sondern Wahrheit und Dichtung, auch da, wo nicht dieser Titel gewählt wird. Rousseau's Confessions, Lamartine's Confidences, Benvenuto Cellini's, der Cardinal de Retz, Alfieri's und anderer Männer Selbstbiographien, auch wo sie am rückhaltslosesten sich preisgeben, stellen niemals die nackten Thatsachen hin in ihrer wahrhaftigen Entstehung. Das Leben ist ein Geheimnis, auch für den, dessen Leben es war. In dem aber, was sich ihm selber offenbarte, lag so viel Dunkles, Unaussprechbares, so viel Sündliches, daß keiner erfahren darf, daß es sich niemals fremdem Auge enthüllen wird. Das Wirkliche berühren wir nur mit Schauder. Wo es uns gelänge, eine That bis auf die kleinsten Fasern zu ergründen und anatomisch darzulegen, da würden wir doch nur, wie das Stereoskop, ein leichenstarres, erheucheltes Leben, ein Gespenst hinstellen, das keine Frage beantwortet. Ein Porträt aber aus der Hand eines großen Künstlers, der das Ewige vom Alltäglichen scheidet, den Menschen neu bildet, nicht wie er war, sondern wie er ihn erblickte, das redet zu uns und seine Lippen verschweigen nur das, was ein Geheimnis bleiben muß. Wo aber ein solcher Künstler fehlt, da reden die unsterblichen Thaten allein von denen, die ihre Schöpfer sind.

Halten wir uns an das, wodurch sie sich in der Geschichte der Menschheit einen Platz erworben haben. Friedrich der Große ist für uns ein großer Feldherr und König; weshalb er getrennt von seiner Gemahlin lebte, warum er Trenk nicht freilassen wollte, wie er zu seinem Vater stand und zu seinen Brüdern, das sind Fragen, von denen kommende Jahrhunderte wenig wissen werden. Obgleich die vielen Bände seiner gedruckten Werke uns mit tausend Fingerzeigen auf sein verborgenes Leben hinweisen, seine Schwächen aufdecken und seine

Fehler bestätigen, so bleibt er uns dennoch der alte, und diese Dinge haben nichts zu thun mit seinem unsterblichen Ruhme, so wenig als die aufgehäuften Zeugnisse ausgezeichneter Privateigenschaften ihm seinen großen Namen erworben hätten, wenn er sich an der Stelle, wo er in die Geschichte eingreifen mußte, schwach oder nur unbedeutend bewiesen hätte.

Byron ist längst begraben. Er war leidenschaftlich und rieb sich auf durch ein rasendes Leben. Das bekunden seine Gedichte, und was wir von ihm als Dichter empfangen, unterliegt dem Urtheil der Geschichte. Was ihn aber zwang, diese Kometenlaufbahn zu durcheilen, weiß nur die Gottheit, welche sie vollenden ließ. Das wahrhaft Große und Schöne in ihm wird sich mehr und mehr von dem sondern, was der Vergessenheit anheim fällt, und die Nachwelt empfängt immer reiner den Eindruck seines Charakters. Wenn wir jetzt aus neu entdeckten Quellen erfahren müßten, daß Shakespeare, Aeschylos, Pindar, oder andere große Dichter, liederlich, eitel, geizig, ja Verbrecher gewesen wären, wenn es uns so klar bewiesen würde, daß zuerst kaum ein Zweifel zulässig wäre, thäte es dennoch ihren Werken den mindesten Eintrag? Trotz aller Evidenz würden wir diese Nachrichten zu bezweifeln beginnen, sie dann ignoriren und sie endlich vergessen, oder denen, welche sie uns überlieferten, den Vorwurf der Verleumdung machen, bis wir sie offen verneinten.

So mächtig überstrahlt das göttliche Feuer dessen, dem es verliehen ward, alle irdischen Leidenschaften endlich, die es bei seinem Leben zu verdunkeln strebten.

Alexander von Humboldt.

(1862.)

Als die Zusammenstellung von Briefen und Gesprächen, welche zwischen Humboldt und Varnhagen gewechselt worden sind, veröffentlicht wurde, war ihr Eindruck ein tiefgehender. Das Publikum verschlang die Blätter die ihm hier geboten wurden, und zwar ein Publikum aus allen Ständen.

Darüber herrschte kein Zweifel, daß mit den so aller Welt zugänglich gemachten Vertraulichkeiten (denn Geheimnisse waren es nicht) ein Mißbrauch getrieben sei, den nichts entschuldigen könnte. Wir sind durch die Zeitungen daran gewöhnt, Meinungen, Charaktere und sogar Privatverhältnisse rücksichtslos öffentlich behandelt zu sehn. Allein dergleichen beleidigt kaum mehr. Jedermann erkennt den Einfluß der momentanen Erregung. Die sich berührt fühlen, antworten entweder oder ignoriren den Angriff. Allewelt aber vergißt bald was so gesagt worden ist, und Niemand möchte darum auf Preßfreiheit Verzicht leisten wollen. Wird die Sache zu arg, so kann man sich an die Gerichte wenden. Was aber soll geschehen, wenn die einschneidenden Aeußerungen eines verstorbenen Staatsmannes, die im geheimsten Gespräch einem andern Staatsmanne gegenüber gethan worden sind, sich plötzlich aufgezeichnet und gedruckt finden?

Denken wir uns eine in bester Eintracht lebende ausgebreitete Familie. Verstimmungen, welche sich in gereizten Worten Luft machen, können auch in ihr nicht ausbleiben. Sie liegen in der Natur der Menschen und entstehen überall. Mit der Erregung aber schwindet auch die Erinnerung daran, und trotz der bösesten Reden, die hier oder dort vielleicht gefallen sind, bleibt die allgemeine Einigkeit und das Vertrauen das alte. Nun plötzlich aber entdeckte sich, nehmen wir an, es sei eine unsichtbare Hand immer dann thätig gewesen, wenn gerade am empfindlichsten dieser oder jener sich über Bruder, Schwester, sogar über Eltern oder Kinder geäußert, und all diese Dinge fänden wir aufgezeichnet und gedruckt vor. Es wäre nicht möglich, ein stärkeres Gift zu ersinnen, um mit einem Schlage den geschlossensten Kreis zu sprengen. Immer wieder würde jeder neu lesen, in unvertilgbarer Schrift, was der andere über ihn gesagt, und das Vertrauen fortan vernichtet sein.

Etwas ähnliches geschah mit der Herausgabe der Briefe und Gespräche Humboldt's. Varnhagen war zuletzt noch einer der wenigen gewesen, die die alten Zeiten durchlebten. Zu ihm kam Humboldt dann und wann und überließ sich dem freien Ausdrucke dessen was ihn ärgerte, betrübte und belastete. Was in seinen Briefen steht, ist in geringerem Maße verfänglich, seine mündlichen Aeußerungen aber, die wenn er wieder gegangen war, von Varnhagen notirt wurden, enthalten das für Viele unerträglich Beleidigende.

Der Unterschied zwischen geschriebenen Gedanken und mündlicher Rede ist der, daß man dort stets etwas weniger zu sagen pflegt als man denkt, hier aber leicht etwas mehr sagt als man gedacht hat. Dieser Unterschied ist so stark, daß man sich beim Schreiben immer auf das berufen darf, was man, abgesehen von den einzelnen Worten, im Ganzen sagen wollte, was zwischen den Zeilen steht. Wer etwas

schreibt, denkt nach und fordert Nachdenken, wer etwas spricht, empfindet und fordert Empfindung, deshalb braucht er stärkere Accente. Ich kann einem Manne schreiben, er gefalle mir nicht, in einer Art, daß jeder aus dem Satze herauslieſt, ich hätte ihn einen elenden Kerl nennen wollen; dagegen wenn ich mündlich die schärfsten Ausdrücke gebrauche, bedeuten sie immer nur, daß ich in einem bestimmten Momente aus einer bestimmten Ursache mich zu diesem oder jenem Worte hinreißen ließ, das, je durchdringender es klingt, nur die gesteigerte Leidenschaft, die mich selber beherrschte, zum Ausdruck brachte. Solche Aeußerungen deshalb sind wahr und unwahr zu gleicher Zeit, und derjenige, der ein gesprochenes Wort hinter dem Rücken dessen, von dem es ausgeht, niederschreibt und in die Welt schickt, begeht ein Unrecht.

Wenn wir also Humboldt's Briefe ohne seinen Auftrag herausgegeben, seine Worte ohne sein Wissen aufgezeichnet und gleichfalls gedruckt sehen, so fällt diese Handlung dem allein zur Last, von dem sie ausgeht, und zwar bedarf es hierzu keines besonderen Verdiktes, sondern die Sache richtet sich selbst. Es gibt ein Jedermann bekanntes Gesetz des Erlaubten und des Nichterlaubten. Wer dagegen fehlt, empfängt dadurch schon, daß er fehlt, seine Bestrafung, und es findet keine Appellation statt, denn es existirt weder Kläger noch Gerichtshof. Kläger ist die vollbrachte That selbst, und Gerichtshof das Gefühl des Publikums.

Jetzt, wo das Buch den Reiz der Neuheit verloren hat, ist es wohl erlaubt, diese Bemerkungen über sein Erscheinen aufzuzeichnen. Die Heftigkeit des ersten Urtheils hat sich gemildert. Man ist sich bewußt geworden, daß die Angriffe, die es auf noch unter uns weilende Persönlichkeiten enthält, von diesen abgeglitten sind als wären sie nicht geschehen, eine Erfahrung, die noch überall gemacht wurde, wo gegen lebende Männer auch die schärfsten und sogar die gerechtesten Dinge

gesagt worden sind. Es ist, als könnte an den Menschen, so lange sie da sind, kein Urtheil Anderer haften bleiben, es wird wie Kleider abgetragen und verschwindet. Statt dessen tritt Humboldt's Charakter, wie er sich in den Briefen und Gesprächen zeigt, immer mehr als der eigentliche Inhalt heraus. Er ist todt. Ueber ihn beginnt sich ein bleibendes Urtheil zu bilden, und die Frage muß beantwortet werden, was für die Anschauung seines innersten Wesens hier zu gewinnen sei.

Er hatte so lange Jahre gelebt, daß man ihn fast noch als einen Lebenden nahm, der ein Pamphlet gegen seine Zeitgenossen in die Welt schleuderte. Man begann inne zu werden, daß er todt sei. Es sind die Worte eines verschwundenen Mannes, die so sehr beleidigten. Eines Mannes, dem, so lange er lebte, nichts imponirte als die wahre, wirkliche Arbeit zum Nutzen der Menschheit, dessen unablässiges Wirken im Dienste der Wissenschaft uns wie ein Riesenwerk vor Augen steht, und der, ich spreche es aus, auch in diesem Buche nirgends seinem Charakter untreu wird.

Denn was sich seinen Aeußerungen entgegensetzen ließe: der Vorwurf des verletzten Vertrauens, der nachweisbare Widerspruch in den er selbst verfällt, wie sich aus seinen eigenen Briefen beweisen ließe vielleicht, in denen er je nach verschiedener Richtung hin dieselben Dinge lobend und tadelnd zugleich erwähnt, die erwiesene Einseitigkeit, mit der er oftmals persönliche Verhältnisse auffaßt, ändert dennoch nichts in der Sache. Er hat Personen, die er mit Varnhagen im Gespräch auf niedrige Stufe stellt, Schmeicheleien ins Gesicht gesagt, hat schlechte Bücher und Leute, die es nicht verdienten, gelobt und protegirt, hat geschwiegen wo er mit starker Stimme hätte sagen können was seine wahre Meinung war — Alles das eingeräumt: in der ächten Stimmung, die Wahrheit zu sagen, wußte er sie stets zu finden und in scharfe Worte zu

kleiden. Geben wir jenes zu, als eine weniger ideale Entwicklung seines Wesens, welche durch den Zwang der Verhältnisse vielleicht zu einer Lebensnothwendigkeit wurde, halten wir aber um so fester auch am andern und fühlen wir, daß hierin das wahrhaft Unvergängliche seines Charakters liegt. Er hätte gewiß mit allen Kräften zu verhindern gesucht, daß frisch nach seinem Tode so sein Andenken preisgegeben würde, wenn er die Möglichkeit hätte ahnen können; aber da es einmal geschehen ist und das Geschehene sich nicht wieder ungeschehen machen läßt, so erkennen wir in Humboldt's Worten das eigne Gefühl über die Unerträglichkeit der Zustände, denen wir heute entronnen sind, und bestärken uns in dem Urtheil, welcher Antheil bestimmten Personen daran zuzumessen sei. In dieser Beziehung ist das Erscheinen des Buches von historischer Bedeutung. Es schlug ein. Keiner kannte die Verhältnisse wie er, keiner hätte so scharf und genau darüber zu reden gewagt. Eine Reihe der präcisesten Gedanken bot er der Nation dar. Wie ein Verhängniß kamen diese Mittheilungen. Man fühlte, die Wahrheit war es, die hier gesagt, — oder selbst hier noch verschwiegen worden war.

Humboldt erscheint rücksichtslos wenn er tadelt sowohl als wenn er schmeichelt. Keiner wird es sobald vermögen, es ihm hierin gleichzuthun, denn Niemand wird sobald wieder von dem Glanze solcher Autorität umgeben dastehen. Er lobte maßlos. „Interessant, bedeutend, trefflich, geistreich" waren die geringe Scheidemünze, die er unangesehen beinahe jedem wie einem Bettler in die Hand drückte. Aber meistens doch nur denen, die er für Bettler hielt. Selbst eine Bezeichnung wie „theurer, werther Freund" gehörte unter Umständen in dieselbe Kategorie. Er wandte sie an wie die Italiäner ihr molto amico mio, ottimo amico, was so etwa einen oberflächlichen Bekannten bedeutet. Lobeserhebungen über Menschen und Werke die er nie gekannt, scheute er sich

nicht auszusprechen. Es war ihm das zur Gewohnheit geworden, wie das Verleihen von Orden und Titeln zur Gewohnheit werden muß, da es doch menschenunmöglich ist, daß der, von dem diese ausgehn, alle die damit bedachten oft auch nur dem Namen nach kenne. Humboldt aber hat gewiß neben den wenigen, die er vielleicht übermüthig machte durch seine in Worten so verführerisch klingende Anerkennung, sehr vielen durch sein Lob genützt und sie sich selbst gegenüber auf eine höhere Stufe gehoben. Seinen Worten, und wenn es Schmeicheleien waren, zu denen wenig Grund vorlag, wohnte die Kraft inne, denen, an die sie gerichtet waren, einen edleren Respekt vor sich selbst zu geben und sie anzuspornen, das Ideal der eigenen Thätigkeit, das ihnen als ein erfülltes beinahe fertig entgegengehalten wurde, nun in der That zu erfüllen. Indem er sich dem, der sich an ihn wandte, in unmerklicher Herablassung gleichzustellen schien, wußte er ihm ein Gefühl seiner Thätigkeit einzuflößen als arbeite er mit ihm zusammen dem geistigen großen Ziele der Menschheit entgegen. Man fühlte doch, das glänzende Licht in das sein Lob versetzte, ging von ihm aus. Er nahm die Menschen in solchen Augenblicken als hätten sie Alles schon geleistet, was sie im besten Falle einst vielleicht leisten konnten; weil er in ihnen die Fähigkeit erkannte, sah er sie als schon entwickelt und gereift an. Möglich wohl, daß bornirte Naturen dies Gold für baare Münze nahmen, das sich vollwichtig weiter geben ließe; meistens sind es derartige Fälle, die öffentlich bekannt geworden sind, Niemand aber kennt all' die verborgene, fördernde Wirkung, die ohne Schaden der eignen Bescheidenheit anderen zu Theil ward, die sich von einem einzigen solchen Sonnenblicke des Lobes für immer erwärmt und gehoben fühlen.

Humboldt hatte den Trieb, die Dinge in brillantem Lichte zu sehen. Seine Neigungen wie seine Abneigungen haben

etwas Ueberschwängliches. Sein Styl zeigt das, er erkennt es Varnhagen gegenüber an, er hat etwas blühendes, oft zu voll blühendes. Gern gibt er den Hauptworten ein Geleite stattlicher Adjektiva und den Perioden eine volltönende Rundung. Um so kälter, trockener erscheinen seine Worte dann da, wo sich durchaus keine Gelegenheit idealer Anschauung darbietet. Mit wegwerfender Miene spricht er sich aus. Was er aber so verurtheilt, sind nicht die mangelnden Kräfte bei gutem Willen, sondern es ist die Selbstüberhebung, die sich breit macht, um andern das Licht zu nehmen. Man gehe das Buch durch, beleidigender Tadel ist immer nur ausgegossen auf die, welche ihre Tendenzen verdüsternd der Welt aufzubringen suchen. Humboldt will keine Schranken anerkennen, die der freien Bewegung des Geistes gesetzt werden; Niemand soll auf diesem Gebiete gewaltsam den Wegweiser spielen wollen, Niemand seine Façon als die alleinseligmachende durchführen dürfen, gleichsam als legitimer Unterbeamter der höchsten Weisheit sich gerirend, die der Welt auch ohne Polizei die rechten Wege zeigt. Wer Humboldt's Urtheile, auch die bösesten, so betrachtet, muß das Gefühl der Freiheit darin empfinden, von dem er niemals verlassen wurde und der sein Leben und seine Neigungen gewidmet waren.

Gelegenheit, diese Gedanken auszusprechen, bietet ein kleines Buch, das unter dem Titel „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde" bei Franz Duncker in Berlin erschienen ist. Sein Verfasser nennt sich nicht, deutet sich gleichwohl genugsam an, um kraft einiger Erkundigungen wohl zu ermitteln zu sein. Doch ist in der That für die Schrift wenig daran gelegen, wer er sei; die Angaben genügen völlig, daß er im Jahre 48 als Student in Berlin lebte und sich heute als Privatmann in England befindet. Das Buch bringt einige Briefe Humboldt's ohne Interesse, sein Hauptinhalt besteht in Aufzeichnungen über

eine kleine Anzahl von Besuchen und Unterhaltungen, die auf einen Zeitraum von neun Jahren vertheilt sind.

Humboldt, der im Jahre, seiner eigenen Angabe nach, etwa 3000 Briefe schrieb und von Tag zu Tag ganze Quantitäten neuer Gesichter kennen lernte, ließe sich sicherlich in einer heute noch ganz unübersehbar reichlichen Weise aus den so gebildeten Verhältnissen darstellen. Die Welt muß voll sein von Leuten, die Briefe mit ihm gewechselt haben und in mündlichem Verkehre mit ihm standen. Ohne Zweifel könnte man aus den Beisteuern nur Weniger hier in Berlin dicke Bücher zusammenbringen, die bei weitem interessantere Dinge enthielten als bis jetzt bekannt geworden sind. Eine sündfluthliche Ueberschwemmung von Briefen und Erinnerungen wäre denkbar wenn alle Portefeuilles sich öffneten, durch welche die wenigen Bogen, von denen hier die Rede ist, durchaus übertroffen werden müßten; indessen bis dies geschieht, werden sie immerhin Anspruch machen dürfen, als ein Beitrag zu der Kenntnis des großen Mannes eine neue Seite seines Wesens zu zeigen, oder, wenn sie schon als bekannt gelten will, einige schöne Beweise über die Art zu bringen, wie sie sich entfaltete.

Wir sehen, wie ein junger Student sich Humboldt nähert und von ihm herangezogen und festgehalten wird, und dieses Verhältnis gewährt uns das angenehme, den Augen der heutigen Zeit fast entschwundene Bild einer fast nur noch in antiken Vorbildern lebendigen Wechselwirkung. Hier ein Jüngling, voll von idealen Gedanken und von Sehnsucht sie auszusprechen, dort ein Greis, ihn anhörend und in fast unschuldiger Hingabe ausführliche Antworten ertheilend. Wie Sokrates, wenn er in Xenophon's Darstellung Kindern ernsthaft Rechenschaft auf ihre Fragen ablegt, oder bei Plato unter Jünglingen ohne Einbuße seiner Würde sich tief bewegenden Gesprächen über die höchsten Probleme hingibt, hören wir

Humboldt über die Unsterblichkeit und über die Ziele der Menschen reden.

Wie verwirrt ist das gemeine Leben des Tages, wie vergessen wir, welche einfachen, alle Lebensalter gleich anregenden Fragen uns dennoch nur im tiefsten Herzen ergreifen, wie rührt es uns, wo wir auch diesem Anblicke begegnen, wenn das die Welt verlassende erfahrungssatte Alter der hoffenden Jugend seine milden Gedanken vertraut. Das liegt auch als die schönste Anziehungskraft in Eckermann's Gesprächen mit Goethe. Goethes Tod und der Humboldt's bilden hier wie dort den natürlichen Schluß des Buches. Wie wenigen, deren Alter von Ruhm beschattet war, wurde das Glück zu Theil, sich so in behaglicher Ruhe der Jugend gegenüber aussprechen zu dürfen; wie wenigen, die jung sich danach sehnten in dieser Weise dem Alter zu begegnen, wurde dies gegeben, und damit für das ganze folgende Leben das unverwüstliche Gefühl höheren Daseins, das die Frucht eines solchen Verkehres ist.

Denjenigen aber, welche diese Lehren vom Alter empfangen haben, kann die Erinnerung daran nie schwinden. Alles Verdienst des kleinen Buches liegt in der Darstellung Humboldt's von dieser Seite, und fast zum Erstaunen ist es, daß sein Verfasser, nachdem er so sehr den idealen Kern seiner Arbeit erkannt und hervorgehoben hat, einige, wenn auch nur wenige Urtheile Humboldt's über in Berlin jetzt noch lebende Männer mit einschließen konnte.

Es gibt eine Grenze in solchen Mittheilungen. Goethe wollte, daß zwanzig Jahre nach seinem Tode verstrichen, ehe die Lücken in seinem und Schiller's Briefwechsel ausgefüllt würden. Und als Goethe selbst starb, war dieser Briefwechsel schon weit über zwanzig Jahre alt. Mag dieses Zartgefühl ein zu weitgetriebenes sein, keinenfalls aber wird der, welcher sich zur Gesellschaft gebildeter Männer rechnen will, und dar-

auf macht doch wohl jeder Anspruch, der überhaupt weiß, was diese Gesellschaft bedeutet, sich erlauben dürfen, tadelnde Aeußerungen über Mitlebende, die mündlich gegen ihn geschehen, drucken zu lassen. Humboldt's Tod ändert daran nichts. Und gerade, nachdem durch das Buch, von dem oben gesprochen worden ist, ein so eklatanter Verstoß gegen die Sitte geschah, hätte der Verfasser doppelt vorsichtig unter dem wählen müssen, was er sagte und was er fortließ. Dasselbe gilt vielleicht von der Stelle, wo er sein an Humboldt gerichtetes Gedicht diesem vorliest und berichtet, er sei von ihm „zu wiederholten Malen mit Ausdrücken des Lobes unterbrochen" worden. Ich gestatte mir diesen Tadel, da ich einer anonymen Persönlichkeit gegenüberstehe.

In einer Beziehung jedoch nehme ich das eben Gesagte zurück. Wo es sich um Männer wie Goethe und Humboldt handelt, erscheint es fast als eine Unmöglichkeit, daß irgend eine ihrer Aeußerungen, die irgendwo im Gedächtnisse des Menschen oder auf dem Papiere haften blieb, zurückgehalten werden könne. Was Goethe in den flüchtigsten Momenten geäußert, ist aufbewahrt und gedruckt worden, fast als wäre es ein Naturprozeß, der hier arbeitete. Man kann daher den Einzelnen, durch die es geschah, Vorwürfe machen, nicht aber das Geschehene an sich als etwas zu Verhinderndes ansehen. Peinliche Gefühle bringt es für Viele mit sich, aber was nützt es, sich darüber zu beschweren, wo eine Art von Nothwendigkeit zu walten scheint? Es sollte so sein, daß solch ein Mann, der Alles sah, Alles hörte, abwog und ein deutliches Urtheil darüber aussprach, unser Zeitalter durchwandelte. Es war diesen Urtheilen die Kraft verliehen, im Gedächtnis der Menschen zu beharren und einst hervorzubrechen; und in die Menschheit wiederum war die Neugier gelegt worden, mit der ein Jeder begierig danach greift und durch die immer mehr wahrscheinlich von dieser versteckten Waare ans Tages-

licht gelockt werden wird. Und welch ein Gewinn! Funfzig bis sechszig Jahre der Epoche lagen so in Humboldt's Mittheilungen und geben der Zukunft ein Bild der Dinge die an ihm vorübergingen. Nimmt man dazu, was vor und mit ihm Goethe durchlebt und in ähnlich allumfassender Weise mit schriftlichen Randglossen seines Geistes versehen hat, so sehen wir fast ein Jahrhundert in den Aeußerungen der beiden großen Geister abgespiegelt. Auch andere Nationen haben ihre Memoirenschreiber, keine aber Zeugnisse, die von solcher Höhe herab ausgefertigt wären. Beide im Verkehr mit den hervorragendsten Männern der Welt, beide im persönlichen Auftreten sich scheinbar unterordnend oft den Forderungen einer Etiquette, die sie sogar vielleicht bedurften, weil sie in langen Jahren an deren äußerliche Formen gewöhnt waren, dennoch im Herzen der fortschreitenden Freiheit zugethan und von Verachtung erfüllt gegen die, welche sie zu läugnen, zu umgehen oder zu verringern strebten.

Diese Liebe zur Freiheit, oder, um einen prosaischeren Ausdruck zu brauchen, die Forderung geistiger Unbefangenheit in allen Fragen ist es, die die Deutschen überhaupt vor anderen Nationen auszeichnet, kein Wunder also, wenn sie sich als Charaktergrundzug unserer großen Männer kundgibt. Sie macht es uns möglich, das Fremde aufzunehmen ohne unsere eigene Natur zu ändern, in allen Ländern zu wohnen und unser Vaterland mit dahin zu tragen, jenen wahrhaft christlichen Patriotismus zu hegen endlich (ich nehme christlich hier nicht im kirchlichen sondern im ethischen Sinne), der nicht im Hasse gegen andere Völker, sondern in der Liebe zu ihnen besteht. Geläugnet soll nicht werden, daß für das politische Leben, wie es sich in unseren Tagen gerade für Deutschland gestaltet hat, eine Erwiederung des Hasses den die Dänen gegen uns hegen, einer Abneigung die die Russen beseelt, eines Hochmuthes mit dem Franzosen und Engländer uns

betrachten, den Deutschen wohl anstände. Werden wir aber nicht immer unnatürlich wo wir so Gleiches mit Gleichem zu vergelten versuchen? „Der gute alte Goethe träumte in seinem Alter von einer Weltlitteratur,“ lautete lange Zeit das Urtheil der Kritik über ihn: er träumte nicht bloß, man verstand ihn nicht, er sah sie voraus! In Humboldt ward diese von Deutschland ausgehende Weltlitteratur deutlicher in die Wirklichkeit geschafft. Das kleine Buch, von dem hier die Rede ist, liefert einen neuen Beweis dafür, wie wenig er sich mit seinen Gedanken innerhalb der politischen Gränzen von Deutschland hielt.

Der junge Mann, dem die Lage der Dinge in Preußen nicht zusagte, faßte den Entschluß, nach Nordamerika überzusiedeln. Humboldt denkt nicht daran, ihm abzureden. Der offene Brief in französischer Sprache, den er ihm an alle Amerikaner als Empfehlungsschreiben mitgibt, ist ein großartiger Beweis der Macht, deren er sich bewußt war. Wie ein Fürst schriebe: „Wir, von Gottes Gnaden, thun kund und zu wissen allen denen, welchen dies zu Gesicht kommt 2c.,“ beginnt Humboldt: „Alle diejenigen, welche in den Vereinigten Staaten und in den übrigen Ländern Amerika's meinem Namen und meinen Amerika betreffenden Arbeiten eine wohlwollende Kenntniß gewidmet haben, sind gebeten, Herrn Dr. . . ., personne distinguée par ses talents et la noblesse de son charactère, mit Güte aufzunehmen, 2c.“ Welcher Fürst wäre im Stande, einen solchen über die ganze Erde gültigen Paß auszufertigen? Ich denke, Jemand der aus sich selbst allein, ohne daß ein Mensch ihm die Wege wies, solche Macht über die Geister der ganzen Welt sich zusammeneroberte, darf wohl mit den Dingen und Personen, die seine Umgebung bilden, auch etwas als grand Seigneur umgehen und mit leichtem Scherze nebenbei bemerken, daß der König Ernst August von Hannover ihn gewiß gern aufhängen würde wenn er es könnte.

„Alle Briefe an mich werden erbrochen,“ schreibt er dem jungen Manne zu gelegentlicher Warnung, ganz in demselben Tone als sagte er: Nehmen Sie sich draußen in Acht beim Treppenaufsteigen, es sind da ein Paar Stufen von faulem Holze, bei denen Sie durchbrechen könnten wenn Sie darauf treten. Ebenso spöttisch deutet er ein anderesmal die Ueberwachung an, welche ihm die Berliner Polizei angedeihen ließ. Humboldt fühlt sich ganz als den Bewohner eines Planeten, dessen Natur er besser kennt als irgend einer, den er innerlich und äußerlich durchforscht hat, und indem er an die Jahrtausende denkt, in denen die Weltveränderungen sich gestalten, an die Millionen Meilen, nach denen da die Entfernungen gemessen werden, fühlt er die ganze Erde als sein Vaterland und sieht ironisch lächelnd dem Spiel eines unbequemen, aber vergänglichen Despotismus zu, ohne daran zu denken, daß dergleichen zu bekämpfen sei. Er wartet es ruhig ab, er weiß es aus Erfahrung, welch ein Ende es zu nehmen pflegt. Und statt mit alten Leuten über die Vergänglichkeit der Dinge zu jammern, behandelt er sein eigenes Alter und seinen Tod leichthin und bestärkt die aufwachsende Jugend, festzuhalten am Unvergänglichen und das Vergängliche als großer Herr zu betrachten und zu behandeln wie er selber zu thun pflegte. Das Unvergängliche aber ist die geistige Arbeit.

Möge ein günstiges Geschick walten, daß, wo Alexander von Humboldt stand, ein Anderer auftrete, der gleich ihm an höchster Stelle die Würde der Kunst und Wissenschaft verfechte, das Richtige, Förderliche vermittle und das Unfruchtbare zu verhindern wisse. Der, wie er, allen Emporstrebenden in unermüdlicher Dienstbarkeit gefällig, mit Rath und That zu helfen strebe, und wenn verdüsternde Zeiten kommen sie, gleich ihm, als vergängliche Wolken verspotte, dennoch aber auch sie zum Dienste des Fortschrittes, wenn irgend möglich,

auszubeuten verstehe. Mag dann auf zehn, die es in Wahrheit verdienten, einer, oder sogar ein zweiter dazu, mit durchschlüpfen, dem seine Fürsprache unverdientermaßen zu Theil ward: zeigen würde sich der hohe Nutzen eines solchen Mannes ebenso glänzend, als sich empfindlich heute schon der Mangel fühlbar macht, der durch seinen unersetzlichen Verlust entstanden ist.

Schleiermacher.

(1870.)

Es mag zehn Jahre her sein, daß es sich um eine Biographie Goethe's handelte, deren Bearbeitung von guter Hand ein Buchhändler zu erlangen bestrebt war. Die Sache wurde damals von verschiedenen Personen, denen am Zustandekommen eines solchen Buches gelegen war, gründlich besprochen. Die größte Schwierigkeit schien darin zu liegen, daß uns Goethe noch zu nahe stand. Es gab für unser Auge noch keinen Punkt, von dem aus gesehen sein Leben als Ganzes genommen sich von natürlich gleichmäßigem Lichte bestrahlt darbot. Die Herrschaft seines Alters lag uns noch zu mächtig nahe in der Seele, um die stürmischen Zeiten seines ersten Auftretens als natürlichen Anfang dazufügen zu dürfen. Er fiel wie in zwei Personen auseinander, und die Zeiten, die dazwischen gehörten, waren undeutlich und bildeten keine rechte Brücke.

Heute würde bei einer Darstellnng Goethe's Niemand mehr durch solche Bedenklichkeiten sich behindert fühlen. Goethe ist nun ganz in der Vergangenheit untergetaucht. Die Wellen eines neuen Daseins rollen ruhig über die Stelle hin, wo

vor Kurzem seine Stirne noch emporragte. Wir fragen nicht mehr: wie würde Goethe dazu sich gestellt haben? Wir fragen überhaupt nach dem Urtheil derer nicht mehr, qui ante nos fuere. Aus Epigonen sind wir plötzlich wieder Deucalionen geworden. Wir meinen zum erstenmale aus dem Stein zu erwachen, sehen uns mit einer gewissen Ruhe (die gleichfalls diesen Ursprung nicht verleugnet) Gegenwart und Zukunft an und wissen bestimmt, daß das Vergangene für immer abgethan sei. Keine übermächtige Verehrung berückt uns mehr den Sinn. Ein Licht, das mehr an Mondschein als Sonne erinnert, scheint über den Menschen und den Begebenheiten zu liegen und blendet unser Auge nicht. Eine Biographie Goethe's ließe sich heute aus einem Gusse herstellen. Seine Jugend wäre uns nun nicht ferner als sein Alter, die innere Bewegung der Tage vor den Stürmen der französischen Revolution erscheint uns heute historisch ebenso durchsichtig und interessant als die etwas todte Arbeitsamkeit der zwanziger Jahre, wo die dunkle Scheu, mit der man neue Bewegungen der Nationen herannahen fühlte, so ganz anders beschaffen war als die Erwartung der 70er und 80er Jahre auf einen unaussprechlichen Völkerfrühling. Alles das sind jetzt vollendete Thatsachen, unbedeutende Symptome, particulare Handarbeit, gegenüber der universellen Dampfarbeit der neuesten Tage.

Es ist auffallend, wie sehr vom Standpunkt des heutigen Lebens aus angesehen, die Zeiten der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege nun friedlich erscheinen. Man glaubte während dieses umgestaltenden Ueberganges aus dem vorigen Jahrhundert in das heutige praktische Politik zu treiben: heute sehen wir, daß all diese Politik doch nur von als Soldaten, Revolutionären, Staatsmännern 2c. verkleideten Humanisten gemacht wurde. Napoleon, der rohe, rücksichtslose Soldat, steht heute als durch und durch getränkt von klassischer Bildung da.

Er holt Statuen und Gemälde nach Paris, führt Talma mit sich, der Corneille spielt, hat Werther's Leiden in seinem Handgepäck, schreibt aus Italien sentimentale Briefe an Josephine und läßt Goethe zu sich bescheiden. Und bei der Plünderung Weimars verschafft das Geschrei der Christiane Vulpius, an den ersten besten französischen Offizier gerichtet, ‚une sauvegarde pour Goethe!' diesem eine Schildwache vors Haus. Wir haben keine Goethe's heute, allein ich zweifle, ob französische Offiziere heute von ihnen wissen würden. Wir leben in den Tagen, wo Humboldt's Marmorbüste nach seinem Tode in Berlin vergeblich für einen billigen Preis ausgeboten wurde, und wo Nachts bei seinem Leichenbegängnisse der Pöbel seinen Sarg insultirte.

Das Durchdrungensein von einer Bildung, die von der Kenntnis des klassischen Alterthums ausging und auf eine Umgestaltung der Welt in ihrem Sinne losarbeitete, ist das Kennzeichen der letzten großen Epoche hinter uns. Rousseau wußte nichts Besseres, als am Schlusse des Emil seine ideale Gesellschaft in griechische Tempel mit ewigem Frühling einzulogiren, wo jeder aß und trank und keiner kochte. Nur die Gebildeten kamen in Betracht. Ein unsichtbares, williges Sklavenvolk that ungefragt die niedere Arbeit hinter der Scene. Die Gebildeten allein sind es, die in der französischen Revolution und in den Kriegen darauf die Macht in Händen haben, nur in Momenten lassen sie das aufgehetzte Volk los. Niemand ahnte unsere heutige Aufgabe: kolossale Massen materiell emporgestiegener, aber fast ganz bildungsloser Menschheit, in deren Händen und Stimmen die allgemeine Gewalt liegt, mit den Resten jener schwindenden humanistischen Bildung zu erziehen. Niemand würde vor dreißig Jahren nur diese Aufgabe begriffen haben, weil Niemand die Entwicklung des materiellen Lebens voraussah.

Was nun steht uns heute zu Gebote dieser Aufgabe gegen-

über? Keine anderen Mittel doch als die Gedanken der Epoche, von der ich eben sprach. Sie sind das geerbte Saatkorn, mit dem wir die ungeheuren Territorien der Gegenwart zu bestellen haben. Und so wendet sich die heutige Geschichtsschreibung mit aller Energie den Tagen zu, die, freilich abgethan hinter uns liegend, nun bei all ihrer Schwäche, Beschränktheit und Machtlosigkeit den Schimmer eines Heroenalters zu tragen beginnen. Noch vor zwanzig Jahren klagten wir diese Männer an, die Erbschaft der Freiheitskriege übel verwaltet zu haben: heute verstummen solche Vorwürfe. Deutschland ist in seinen Anfängen auf dem besten Wege. Wir haben nicht mehr zu trauern über vergebliches Ringen nach einem Ziele, das offen zu nennen früher polizeilicher Hochverrath war. Wir besitzen so viel Freiheiten, daß wir oft Mühe haben, uns selber darin zurecht zu finden: wir werfen Niemandem mehr vor, daß durch seine Schuld uns deren Genuß eine Reihe von Jahren zu spät zu Theil geworden sei. Wir fragen dagegen mit erwachender Neugier: wie waren die Männer denn beschaffen, aus deren geistiger Arbeit unser heutiger Zustand erwachsen ist? Und nun, indem wir ganz objektiv diese Frage stellen, entfaltet sich die Zeit der letzten 25 Jahre des 18ten und der ersten 25 des jetzigen Jahrhunderts als das bewundrungswürdige Zusammenwirken einer großen, in ihren Interessen verbundenen Gesellschaft, welche, ganz Europa überspinnend, mit all ihren Intentionen auf geistige Arbeit gerichtet ist. Gerade die Abwesenheit des politischen Lebens im heutigen Sinne gibt diesen Bestrebungen für unseren Anblick das Allmächtige. Man kannte nichts als das. Nur dieser einzige Weg schien eröffnet, um den Fortschritt der Menschheit zu bewirken. Nach dieser einzigen Richtung hin schärfte sich alle Auffassung, alle Produktionskraft.

Aus dieser Anschauung heraus ist Dilthey's Buch über

Schleiermacher geschrieben worden. Der erste Theil führt uns nicht weiter als bis zum Jahre 1802. Er behandelt die Anregung in den gebildeten Kreisen Norddeutschlands vor und nach der französischen Revolution. Dilthey bespricht Personen und Verhältnisse, die schon oft behandelt worden sind und zu deren Beurtheilung so viel Material vorliegt (welches durch neue Publikationen fortwährende Bereicherung erfährt), daß sich fast bei Jedermann, dessen Interesse auf Betrachtung dieser Epoche gerichtet war, eine Art Konstruktion der Dinge und Menschen von vornherein gebildet haben muß. Keine Natur aber unter den bedeutenderen, die uns hier begegnen, besaß in höherem Grade die Fähigkeit, überhaupt den Menschen und den Dingen sich hinzugeben, als die Schleiermacher's. Und deshalb ist es für uns heute so wichtig — auch denen, die vielleicht nicht einmal Schleiermacher's wegen Dilthey's Buch lesen würden — in Schleiermacher's Entwicklung ein treues Abbild der Strömungen seiner Epoche wahrzunehmen, die er zu so großem Theile in sich aufnahm und auf sich wirken ließ.

Denn Schleiermacher's Genie lag darin, ganz für sich zu existiren, indem er sich dennoch ganz hingab. Schleiermacher's Geheimnis war, diesen eigentlich weiblichen Zug mit der festesten Männlichkeit zu verbinden. Er war Theologe von Naturanlage. Seine Bestimmung war, die Menschen zu suchen und, indem er sich in ihre Verirrungen mit hineinbegab, sie, und sich selbst mit, diesen Verirrungen dann zu entreißen. Schleiermacher, wie er uns bisher aus seinen Briefen und aus durch Tradition empfangener persönlicher Erinnerung in der öffentlichen Thätigkeit seiner zweiten Lebenshälfte zumeist entgegentrat, hatte etwas Problematisches: man begriff nicht, wie so viel Klarheit, Energie und Offenheit des Charakters sich nicht aus dem Bereiche öffentlicher Verhältnisse lieber zurückzog oder zurückzuziehen sich gezwungen sah, in denen weder

Energie, noch Klarheit oder gar Offenheit gewollt wurden, sondern in denen sie ein Vorwurf waren und zu Konflikten führen mußten. Aus Dilthey's Darstellung der Jugendjahre empfangen wir jetzt die Lösung dieses Räthsels. Wir lernen die Entwicklung eines der eigenthümlichsten von den Menschen kennen, die innerhalb der großen Bewegung mitgearbeitet haben: eines Menschen, der alles anzugreifen verstand, alles einsah, überall mitzuthun suchte, und dessen einzige Arbeit doch nur darin bestand, an sich selbst zu arbeiten, der verglichen mit Andern scheinbar unproduktiv dastand und doch mehr als die Meisten zu Stande brachte. Denn während die Andern individuelle Werke aufbauen, geht er, als ewiger Dolmetscher gleichsam, vom Einen zum Andern, um sich und ihnen ihre und seine Gedanken zu erklären. All sein Thun hat einen direkten Zweck. Er will stets dem Publikum zu Leibe. Und diese Natur nun lokalisirt, um den Ausdruck zu brauchen, das Schicksal gerade an der Stätte, wo für sie allein in Deutschland günstiger Boden sich fand: in Berlin.

Goethe spricht (bei der Erklärung des Charakters Voltaire's) den Satz aus: daß von Zeit zu Zeit gewisse Individuen erscheinen, in denen eine herrschende Familie oder eine Nation die Quintessenz ihres Wesens verkörpert. Louis XIV. und Voltaire sind ihm so die Repräsentanten der Familie Bourbon und der französischen Nation des 18. Jahrhunderts; als die Männer erscheinen sie beide, in denen die Glanz- und Schattenseiten der Familie und des Volkes am tiefsten und hellsten miteinander harmonisch verbunden waren. Wenden wir uns vom Begriffe Familie oder Volk zu dem einer großen Stadt, so läßt sich sagen, daß Schleiermacher der edelste Repräsentant des Berliner Geistes gewesen sei, wie er sich bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts manifestirte, wesentlich von dem verschieden was er heute ist.

Berlin war auch damals schon die Hauptstadt Deutschlands, aber ganz im Stillen! Man wagte dergleichen kaum zu denken, aber man suchte doch privatissime so zu leben, daß den Blicken späterer Generationen wenigstens die verhüllten Gedanken und verschwiegenen Wünsche nicht ganz unerkennbar wären. Man war sich der allgemeinen Deutschen Misère im preußischen Berlin doch am klarsten bewußt, suchte die politische Leere am meisten systematisch mit geistiger Arbeit zu ersetzen und durfte hier und da ungestraft symbolisch (durch einen schlechten Witz, dem nicht beizukommen war) seinem Gefühle Ausdruck verleihen. Zwar hatte diese Gesinnung keinen großen Wirkungskreis. Berlin lag weit ab vom übrigen Deutschland, weiter als Königsberg heute. Was am Rheine, in Göttingen, in Sachsen, in Süddeutschland damals ein berühmter Mann und seines Publikums sicher war, hatte einen endlichen gloriosen Ruf und Einzug nach Berlin wohl kaum in Gedanken; und doch saßen in Berlin die Männer, die es vielleicht hätten machen können, wäre der eigne Wille durch obrigkeitliche Bewilligung dazu erhoben worden. Unter diesen Männern bewegte sich Schleiermacher als einer der ersten. Ohne seiner Würde etwas zu vergeben, war er in den gedrücktesten politischen Zeiten in Staat und Kirche mächtig und brauchte seine Unabhängigkeit nie mit blanker Waffe zu vertheidigen. Er kannte das Fahrwasser zu genau. Er durfte zwischen Klippen hindurch, die manchen Andern zu Grunde gehen ließen oder wenigstens aufhielten, seinerseits sogar mit vollen Segeln fahren, und Viele gingen sicher der Linie nach, die er zog, und priesen die Existenz des Mannes und betrauerten seinen endlichen Verlust als unersetzlich.

Diese Zeiten und Zustände Berlins zeigt Dilthey im ersten Bande seines Buches natürlich noch nicht, allein wir müssen sie doch vergleichend im Auge halten bei dem von ihm

gegebenen Bilde der Stadt vor und während der französischen Revolution, in deren Kreisen erst wir Schleiermacher seine Erfahrungen für das spätere Amt gewinnen sehen. Berlin ist der Gravitationspunkt seiner Existenz, er war völlig zu Hause da, um es in der Folge mit solcher Sicherheit, man kann in gewissem Sinne wohl sagen: beherrschen zu können. Schleiermacher kannte die Herren alle mit einander, hatte sie aufwachsen oder zuziehen und sich acclimatisiren sehen, die selbst und deren Kinder dann sein Publikum wurden. Er hatte ihre Denkweise inne und wußte ihre Sprache zu reden. Und nicht die Herren allein, auch die Frauen kannte er. Er wußte von allen Familien chemisch genau, wie viel Eisen sie im Blute hätten. Und die Kunst dieser Chemie lernte er in jungen Jahren aus dem Grunde. Praktische Menschenkenntnis war sein eigentliches Fach. Enkel eines religiösen Schwärmers, Sohn eines Vaters, welcher, eigenem Geständnisse nach, spät erst an die Dinge glauben lernt, die er lange seiner Gemeinde predigen mußte ohne daran zu glauben; Zögling einer herrnhutischen Schule, beschränkt durch äußere Armuth, bedrängende Familienverhältnisse, anklebende Freundschaften und den ausschließlichen Besuch norddeutscher Universitäten; dann Hofmeister in einem adligen Hause, wo auf dem Lande, im engsten Verkehr mit einer hochgebildeten, feinfühlenden Familie, Eltern, Söhne und Töchter geistige Objekte edelster Art sind, an denen Schleiermacher Seelen seciren lernt; dann gleich ins geistliche Amt; und endlich hineinfallend in die Berliner Litteratur und Gesellschaft, in der französische und Deutsche Bildung sonderbar gemischt, jüdischer Scharfsinn und specifisch preußischer Geist eines zum Theil ganz rohen, zum Theil höchst gebildeten Adels sich zu einem allgemeinen großen Ganzen vereinen, das der Verfasser unseres Buches vortrefflich zu schildern weiß: — dies die Wendepunkte seiner äußeren Existenz. Man fühlt, daß Dilthey sich in diese Zustände völlig

eingelebt hat, und daß, was er gibt, nur das wenigste von dem sei, was er geben könnte.

Innerhalb dieses Berliner Lebens damaliger Zeit trifft Schleiermacher mit den Schlegel's zusammen. Soweit führt uns der erste Band. Wir erblicken ihn bei voller Jugendkraft innerhalb eines Verkehrs und einer Bewegung, die uns heute ganz ziellos erscheinen würde. Er ist Theologe, steckt tief in klassischer Philologie, in schöner Litteratur, in der Verwirrung persönlicher Verhältnisse, aus denen leidenschaftlicher Verkehr in Begegnungen, Zusammenleben und Korrespondenzen erwächst, und einziger praktischer Zweck dieses unbestimmten Arbeitens ist die Ausbildung des eigenen Geistes, größtmögliche Entfaltung der Individualität. Wir heutigen Tages besitzen Kammern und Parlamente, dazu unendliche minder illustre Gelegenheiten, sich auszusprechen und eingreifend zu bethätigen, wir haben eine durchsichtige Staatsmaschine, deren Rädergang wir genau verfolgen, wir haben eine verständliche Politik, die im Einklang mit der öffentlichen Stimmung steht, uns belebt nach allen Richtungen hin der Wunsch nach Insvernehmensetzen. Damals nichts von alledem. Nur das dunkle Gefühl einer bedeutenden Zukunft hegte man, von der jedoch Niemand ein Bild vor Augen hatte, auch wohl an Kämpfe dachte man, für die man sich rüsten müsse. Die ungeheuren Felsblöcke des Staatsorganismus lagen aber seit unvordenklichen Zeiten da, unbewegt und unbeweglich. Man umging sie so sicher, daß man sie kaum noch bemerkte: Niemand dachte daran zu rütteln oder gar sie zu sprengen. Nur ein Wunsch war lebendig, der, Bildung zu erlangen; dieser Wunsch aber ein fanatischer und als Centrum dieser Bestrebungen Berlin. Dort kritisirte man am feinsten und wurde am wenigsten durch eigene produktive Gedanken bei der Durchdringung und Reception fremder Schätze unterbrochen.

Allein die Menschen waren auch damals politische Thiere und verlangten Befriedigung dieser Triebe. Es handelte sich darum, einen Ersatz zu finden für das, was das öffentliche Leben versagte, und bei den Entdeckungsreisen, welche danach nun von den begabteren, bedeutenderen Naturen unternommen wurden, kreuzten sich die Wege der Einzelnen auf das Wunderbarste. Da gab es kein Entrinnen und Verschweigen. Da entstanden die seltsamsten Hoffnungen auf gemeinsames Wirken. Ans Staatsgefüge durfte Niemand die Hand legen, aber auf rein geistigem Wege ließen sich Staaten höherer Art mit geistiger Organisation herstellen. Was die Freimaurerei auf moralischem Gebiete bewirkt hatte, das wollten die Romantiker auf ästhetischem erreichen. Schleiermacher allein vielleicht ist es dann gelungen, aus dieser Schule in ein rein praktisches Wirken hinüberzutreten, das zu harmonischem Abschluß führte. Ihm deshalb, weil die Menschenkenntnis, deren er später bedurfte, auf keinem anderen Wege so reich zu gewinnen gewesen wäre.

Was hiermit über das Dilthey'sche Buch gesagt worden ist, kann nicht als ein eigentlicher Reflex dessen gelten wollen, was es enthält. Dilthey macht die Entwicklung der Schleiermacher'schen Philosophie, die er von ihren anfänglichen Elementen an verfolgt, zur Mitte seiner Untersuchungen. Ihm auf dies Gebiet zu folgen, ist die Sache derer, die gleiche Studien treiben, und diese Anmerkungen gelten nur dem historischen Theile seines Buches. Dilthey war seiner ganzen Anlage nach zum Biographen Schleiermacher's völlig geeignet. Keinem Anderen würde es vielleicht gelungen sein, wie ihm, aus dem ihm vorliegenden, fast übermächtig zu nennenden Materiale mit glücklicher Hand nur das nothwendigste zu wählen. Dies nun hat er in seine Arbeit so gut hineinzufügen gewußt, daß nirgends die gleichsam anders zugehauenen Steine

Schleiermacher's aus dem Mauerwerke der eignen Sätze Dilthey's fremd hervorstehen.

Es kam bei seiner Arbeit auf noch einen Punkt besonders an, mit dessen Erwähnung ich schließen will. Wir sind jetzt auf das aus, was das Charakteristische genannt zu werden pflegt. Wir glauben heute die Menschen und Dinge besser zu sehen und deutlicher uns einzuprägen, wenn wir sie unter absichtlich scharfer Beleuchtung, sodaß Licht und Schatten grell aneinander stoßen, vor uns haben, während diejenigen Charaktere am verständlichsten zu sein scheinen, welche von Anfang an von bestimmter Stelle aus die Dinge ansehn und diesen Standpunkt festhalten. Also ein Kopf, wie Rembrandt ihn malt, scheint uns wahrer, als wie ein griechischer Bildhauer ihn in Marmor dargestellt hätte, und eine Figur aus einem Romane von Dickens lebendiger, als eine der Gestalten, die die Wahlverwandtschaften Goethe's etwa enthalten, oder die in den Dialogen Plato's mitreden.

So könnte auch Manchem heute, der Schleiermacher's Briefe gelesen und seine Wirksamkeit verfolgt hat, der edle Geist des Mannes, die umfassende Güte seines Wesens, die Allgemeinheit seiner Anschauungen, die Gleichmäßigkeit seiner fließenden, an griechischem Satzbau geschulten Sprache zu wenig charakteristisch erscheinen. Man wünschte auch in sein Leben schärferes Licht, festere Linien hinein.

Diese Forderung aber wäre falsch in sich, denn Schleiermacher's Existenz lief eben darauf hinaus, nicht: sich in eigener, zackig abschließender Individualität zu trennen von den Uebrigen und eigene Pfade zu verfolgen, sondern wie ein wohlthätiges Meer, das Alles umfaßt und Alles vermittelt, sich hinzugeben, formlos zuweilen, aber nur scheinbar formlos, denn fester in um so höherem Grade durch die Reinheit seines Willens.

Dilthey nun hat es bis jetzt vortrefflich verstanden, dies

Element des Allgemeinen stets richtig zusammenzuhalten. Wir verlieren niemals das Persönliche aus den Augen. Die schwierigere Aufgabe bringt hier freilich erst der zweite Band mit sich. Freilich, darüber zu urtheilen, wie das Bild, welches wir empfangen, zum wirklichen Manne sich verhielt, welcher lebte und arbeitete, würden die allein im Stande sein, die ihn wirklich gekannt haben.

Herrn von Varnhagen's Tagebücher.

(1862.)

Die beiden Bände Tagebücher, welche als Fortsetzung der Korrespondenz mit Humboldt aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's herausgekommen sind*), haben kürzere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, als unter andern politischen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Im Vergleiche zum Briefwechsel sind sie fast spurlos vorübergegangen.

Für diejenigen jedoch, welche Autor und Verhältnisse näher kennen, erneuen diese Bücher ein Problem, das jetzt bei weitem schärfer hervortritt: die Frage, ob die Herausgabe dieser Papiere mit Varnhagen's Willen erfolgt sei.

Der nachfolgende Aufsatz theilt die Gedanken mit, die mir über diesen Vorwurf gekommen sind.

Als ich die beiden Bände Tagebücher durchlesen hatte, glaubte ich, sie würden am nächsten Tage konfiscirt werden. Es ist nicht geschehen. Wenn irgend etwas Zeugniß ablegt für den Fortschritt in Preußen, so ist es dies. Wenn eine Regierung gestatten zu dürfen glaubt, daß Bücher, in denen solche Dinge gesagt werden, ungehindert in aller Welt Hände kommen, so ist es ein Zeichen, wie sehr man zur Ueberzeugung gelangt sei, daß in geistigen Dingen Verbote unnütze

*) Dezember 1861.

Maßregeln seien. Denn wen vermögen heutzutage solche Verbote zu verhindern nicht dennoch zu lesen, oder wenn auch das Lesen erschwert würde, wem machen sie es unmöglich, weiter zu erzählen oder sich erzählen zu lassen, was die verbotenen Schriften enthalten?

Vor zwanzig Jahren konnte man glauben, ein Buch oder nur ein paar Sätze eines Buches möchten erschütternd gefährlich sein, heute kommt das in einem Lande wie Preußen Niemand mehr in den Sinn. Kein Mensch wird denken, all diese Dinge, die in Varnhagen's Aufzeichnungen wie lauter scharfe Hiebe stehen, könnten in den Fragen, von deren glücklicher Lösung allein heute das Wohl des Landes abhängt, eine andere Entscheidung eintreten lassen. Die Ueberzeugungen, die sich bei Jedem längst gebildet haben, werden dadurch nicht geändert.

Denn diejenigen, welche heute überhaupt wissen, warum es sich handelt, wußten diese Geheimnisse längst, sie waren ein Theil ihrer Lebenserfahrung; und denen, welche sie nicht bereits wußten, kann trotz all dem Anschein von Enthüllung ungeahnter Neuigkeiten doch nichts eigentlich Neues in dem Buche gesagt werden. Für Andere enthält dasselbe nichts als Geschwätz, das ohne Folgen vergessen werden wird. Denn was sollen sie thun mit der fragmentarischen Beurtheilung von Charakteren, die ihnen nicht aus anderer Erfahrung als der hier gebotenen anders bekannt sind, und mit Anekdoten, deren Zusammenhang mit den großen Ereignissen ihnen unbekannt seiu muß, wenn sie ihn nicht aus eigener Kenntniß herzustellen verstehn? Varnhagen's Tagebücher enthalten nichts als in gedruckten Zeichen ein Abbild dessen, was für Berlin seit Jahrhunderten lebendiges Eigenthum war. All diese Geschichten und Betrachtungen bildeten, als Varnhagen sie niederschrieb, Gemeingut ganzer Schichten der Gesellschaft. Einiges vielleicht nicht in so ausgedehnter Weise, dies aber

kaum das wichtigste. Wichtig sind die Züge allein, welche die bedeutenderen Erscheinungen betreffen. Nebensachen, auch noch so pikant zu lesen, verlieren ihre scheinbare Wichtigkeit bald und bleiben unfruchtbarer Ballast für die Geschichte; etwa wie es für die Geschichte von Hamburg gleichgültig ist, daß neulich dort ein Löwe aus seinem Menageriekasten ausbrach, ein Pferd umriß und dann gefangen und getödtet ward. Mag man sich wochenlang davon unterhalten haben, es war ein Vorfall, aber kein Ereignis.

Niemand, glaube ich, wird die Wahrheit der meisten Dinge bestreiten, welche Varnhagen mittheilt, Niemand aber auch, der die Dinge miterlebt hat und die Leute kannte, wird zugeben, daß diese Darstellung die Wahrheit im besten Sinne gebe. Das ist das erste Wahrzeichen der Tagebücher, daß sie stets nur eine einzige Seite scharf beleuchten. Varnhagen scheint vor den Menschen gestanden zu haben wie die Astronomen vor dem Monde: sie blicken ihn an mit den schärfsten Gläsern, sehen aber doch nur die eine Hälfte, die er ihnen zukehrt. Varnhagen spricht mit koncentrirter Abneigung über Schelling, Bunsen, Savigny. Es ist ihm nicht möglich, das mindeste Gute an ihnen zu entdecken. Auch scheint er es gar nicht zu wollen. Wäre er befähigt gewesen, diese Männer zu übersehen, rund, Alles an ihnen, er hätte unbeschadet seines Hasses das Große und Gute an ihnen gewahren m ü s s e n; so aber verliert er, beherrscht von dem einzigen ihnen widerstrebenden Gefühl, diese Fähigkeiten ganz, und wo er an sie denkt, ist er gezwungen, mit Aerger an sie zu denken. Noch seltsamer tritt diese Machtlosigkeit sich über die eigene Stimmung zu erheben hervor, wo sein Gefühl wechselt. Zum Beispiel wo er über die Brüder Grimm urtheilt, die er einmal mit Lob, das andere Mal mit Tadel überschüttet, in beiden Fällen aber unter dem Einflusse einer zufälligen Geistesverfassung, die mit dem Wesen derer, die er bespricht,

durchaus nichts zu thun hat. Zuletzt also fragen wir, wie entstanden solche Stimmungen und was regierte sie?

Ich habe Herrn von Varnhagen lange Jahre gekannt, ihn nicht oft, zusammengerechnet aber viel gesehen, lange und gern mit ihm gesprochen. Er gehörte zu den Naturen, denen auf nichts eine angenehme Antwort fehlt. Mit ungemeiner Geschicklichkeit wußte er zu empfinden was man sagen wollte, und wo es nur zum Theil ausgesprochen war, das Fehlende hinzuzusetzen. Er gehörte zu den Männern, die Geist im Ueberflusse haben, auch das Unbedeutende als bedeutend aufzufassen, denen Kenntnisse und Erfahrung die Macht verleihen, jeder Aeußerung des Geistes und des Lebens eine Stelle anzuweisen, an der sie berechtigt und angemessen erscheint. Alexander von Humboldt besaß diese Kraft im höchsten Grade. Er sah die Fäden überall zwischen dem Menschen und dem, was er momentan äußerte, ging auf jedes Verhältniß ein, fühlte heraus wohin man wolle, und drängte auf den Fortschritt. Aber wie Humboldt hierin etwas Belebendes hatte, was Varnhagen abging, so war auch, wo er haßte und Abneigung empfand, diesen Gefühlen etwas beigemischt was ihnen bei Varnhagen fehlt, und was zwischen den beiden Geistern, deren scharfe Worte gemeinschaftlich so viele getroffen haben, einen bedeutenden Unterschied macht.

Varnhagen wurde leidenschaftlich, wenn er über einen Menschen sprach, der ihm zuwider war, Humboldt blieb ruhig; desto ironischer, bitterer, schneidender klangen seine Worte. Er konnte mit vernichtendem Spotte denjenigen abthun, auf den es abgesehen war. Aber es lag etwas Wissenschaftliches in seiner Art, sich auszudrücken. Es war, als suche er, ohne sein persönliches Gefühl hineinzumischen, das geistig spezifische Gewicht des Menschen auszudrücken. Als theile er nur Beobachtungen mit, zum allgemeinen Nutzen zu verwerthen. Er hatte ein Bedürfnis, exakt zu sein. Behagen daran, seine

Geistesüberlegenheit an denen auszulassen oder über die zu ergießen, die er nicht liebte, lag in seinen Worten nicht. Er sagte auch: der oder der haßt mich, wo Varnhagen gesagt hätte: den oder jenen hasse ich. Humboldt sprach über seine Gegner als wären es schädliche Substanzen, deren Eigenschaften zu nennen, keine Beleidigung enthalten sollte, wie wenn er vom Arsenik ausspräche, es sei ein tödtliches Gift mit eigenthümlichem Geruche, worin weder die Absicht liegt, das Arsenik herabzusetzen, noch etwa die, es von der Erde vertilgen zu wollen. Varnhagen dagegen war gereizt und hätte sich rächen mögen.

Varnhagen erreicht Alexander von Humboldt weder in der Kraft, gleich das schlagende Wort zu finden, noch in der Gelassenheit, mit der es ausgesprochen ward. Für Humboldt waren dergleichen Dinge zufällige Gedankenschnitzel, Varnhagen lebte und webte darin. Humboldt war ein Mann, der vorwärts schritt auf einer großen, weit über solchen Niedrigkeiten erhabenen Laufbahn; um sich als das zu fühlen, was er war, brauchte er Niemand zu beneiden; den großen allgemeinen Weltfortschritt im Auge haltend, half und förderte er instinktmäßig wo er konnte; überall erblickte er Anfänge, für die zu sorgen, Keime, die zu pflegen, Samenkörner, die zu versenken waren, seine Weltanschauung lehrte ihn das Herannahen einer großartigen Entwicklung, diejenigen haßte er, die sich dieser entgegenstellten, und verspottete, welche sich einbildeten, ihr bischen Eitelkeit könne eigenes Licht haben. Unbarmherzig verachtete er sie, wenn sie auftraten als habe die Geschichte und die Menschheit auf sie gewartet, könne sie nicht entbehren, kümmere sich um sie oder lasse sich durch sie bestimmen. Machten zufällige äußere Vortheile, (Rang, Geburt oder Reichthum) es solchen möglich, wenigstens den Schein anzunehmen, als wären sie etwas, verlieh ihnen das Schicksal die vorübergehende Macht, ihren Meinungen momentanes

Uebergewicht zu geben, dann war es unmöglich, daß Humboldt nicht seine schärfsten Worte brauchte, um die hochmüthigen Sternschnuppen als das zu bezeichnen was sie waren.

Auch Varnhagen erkannte die Haltlosigkeit des Bestehenden und die Nothwendigkeit einer Veränderung, dennoch aber ist seine Weltanschauung nicht entfernt jenem Blicke über die Ereignisse zu vergleichen, welcher Humboldt eigen war. Für Humboldt war die Gesellschaft, in der er sich zu bewegen gewohnt war und die er preisgab, nur ein Element, in das er hinabstieg aus den Höhen einsamer Studien, die die eigentliche Wohnung seines Geistes bildeten: für Varnhagen war diese Gesellschaft Alles. Ueber ihr Niveau erhebt er sich nicht. Er haßt und durchschaut sie, kann sie aber nicht entbehren. Ausführliche Aufzeichnungen finden wir über die Qual, in diesen leeren Kreisen sich drehen zu müssen, und auf den nächsten Seiten ein fast kindliches Wohlbehagen, sich mitten darin zu sehen. Varnhagen stieg empor in die gute Gesellschaft. Und kaum hineingelangt in eine Carrière, die ihn darin zu befestigen versprach, sah er sich wieder aus ihr herausgerissen. Später verachtet er sie, niemals aber hört er auf, sich nach ihr zurückzusehnen, selbst dann nicht, als es zu spät war, seines Alters wegen, wieder in sie einzutreten. Und so Jahrzehnte lang in unfreiwilliger Muße lebend, ohne Amt und dennoch in Verbindung mit dem Staate, ward, was bei Humboldt gelegentliches Nebengeschäft war, Betrachtung der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse, für ihn eine Art bittersüßer Hauptbeschäftigung, denn was er als Schriftsteller geleistet hat, hätte er auch neben Amtsgeschäften leisten können. So stand er dicht am Centrum, sah Alle handeln, sah die Fehler, die Mißgriffe, die Schlechtigkeiten, ohne daß ihm nur ein einziges Mal Gelegenheit geboten wäre, selbst zu fehlen. Unbefriedigter Ehrgeiz und Trieb nach Thätigkeit nagten an seinem Herzen.

Um die Natur dieser Verstimmung aber durchaus zu begreifen und die Rücksichtslosigkeit gerecht zu beurtheilen, mit der sich Varnhagen wie Humboldt eine Kritik der Menschen und der Umstände erlaubten, muß die Beschaffenheit der Zeit in Betracht gezogen werden, in der sie ihre Jugend verbracht hatten.

Es gab eine Zeit, in der Preußen und Deutschland im heutigen Sinne nicht existirten. Beïde waren vernichtet durch Napoleon, beide hatten kaum eine andere Existenz noch als in den Herzen einer Anzahl energischer Männer, die wie eine verfolgte Gemeinde in Europa zerstreut die Begeisterung wach hielten und endlich sich weiter vereinigend die Kräfte heraufbeschworen, durch welche Preußen und Deutschland gerettet wurden. Diese Männer wußten, daß ohne sie vielleicht nichts geschehn und das Vaterland für immer verloren gewesen wäre, sie durften sich, nachdem die Rettung vollbracht, selbst eine höhere Stellung anweisen, als die bloßer Unterthanen die in Gehorsam ihrer Pflicht nachgekommen.

Zu diesen Männern gehörten Varnhagen und Humboldt. Es soll hier nicht untersucht werden, in welchem Maße sie Anspruch hatten sich dazu zu zählen, es kommt nur darauf an, anzuerkennen, daß sie unter denen thätig waren, durch deren geistige Hülfe etwas geschaffen wurde, das vorher nicht vorhanden war. Der Freimuth, der sich in spätern Zeiten dann als Spott und Hohn geltend machte, war derselbe Freimuth, der in den Tagen der Noth ihr schönstes Verdienst war. Hätten wir vom Jahre 1815 ab ein freies Staatsleben gehabt; in dem diesen beiden öffentliche Stimme zukam, so wären uns Korrespondenz und Tagebücher heute erspart geblieben.

Statt dessen blieb einem Manne wie Varnhagen seine schönsten Jahre hindurch das bloße Zusehen. Es ist nicht zu verwundern, daß er entmuthigt den Druck empfand der auf ihm lastete, daß er zumeist den Verfall sah und was den Verfall beschleunigte. So mischte sich Bitterkeit in seine Welt-

anschauung. Er vergab es der Welt nicht, daß er alt wurde in einer verfehlten Laufbahn. Wo von großen Unternehmungen die Rede war, hob er das am liebsten hervor, daß die Regierung sie ohne Unterstützung lasse, wo von großen Menschen, daß ihre Schwächen doch nur vergessen wären. Mit Behagen und bewunderungswürdiger Gedächtnißschärfe wußte er diese dann darzustellen. Eine Fülle von Material stand ihm zu Gebote, das ich in seinen Tagebüchern doch nur zum kleineren Theile fixirt finde. Entweder hat er Vieles niemals niedergeschrieben oder es ist beim Abdruck fortgelassen worden.

Warum hat er überhaupt diese Dinge so genau verzeichnet, so viel Unbedeutendes, Erbärmliches? Er hätte es nicht gethan, hätte sein Thätigkeitstrieb nach irgend einer Seite hin Befriedigung gefunden. Bei seinen schriftstellerischen Arbeiten war dies nicht möglich, da er sie in Zeiten veröffentlichen mußte, in denen er seine wahre Meinung in ihnen nicht niederlegen durfte. Nur merken zu lassen wie er dächte, hätte ihn um Titel, Gehalt und vielleicht auch um seine Freiheit bringen müssen. Er durfte, wenn er aus den Befreiungskriegen erzählte, weder sagen, wie er die Dinge wirklich erlebt hatte, noch wie er in seiner Seele über diejenigen dachte, die dabei thätig gewesen waren. So entstand das Bedürfnis, sich im Geheimen selbst zu berichten, eine Gewohnheit ward daraus und schließlich eine Arbeit. Da der Staat seiner entrathen wollte, machte er sich zum diplomatischen Berichterstatter für sich selbst und es entstand so Tag auf Tag diese Sammlung geheimer Depeschen zum Gebrauche der Zukunft, die, wenn man die Zeiten vergleicht, zu deren Beleuchtung sie besonders dienen müssen, als eins der bezeichnendsten Phänomene für diese Zeiten selbst zu betrachten sind. Denn was wir bei so vielen Charakteren, die Varnhagen erwähnt, als das Auffallendste gewahren: einen Widerspruch zwischen

Wollen und Können, eine Wahrung des Scheins um jeden Preis und das Aufgeben der eigenen Ueberzeugung mit oder ohne Beschönigung, das finden wir auch bei ihm, der als der vorsichtigste, discreteste, ausweichendste Mann im Leben auftretend, plötzlich nach seinem Tode zu einer Art von Dämon wird für Viele, deren Schwächen er angreift, mehr noch aber für seine besten Freunde, deren Worte er auf geschickte Weise zur Unterstützung seiner eigenen Warnung benutzt und deren guten Namen er so innig mit dem seinigen in Verbindung zu bringen gewußt hat, daß es fast unmöglich scheint, über ihn ein Urtheil zu geben, das jene nicht miteinbegriffe. Denn das Verletzende bei der Herausgabe der Varnhagen'schen Papiere liegt zum geringsten Theil darin, daß sie über viele Personen böse Dinge enthalten. Wären alle die Beobachtungen, die wir hier lesen, Varnhagen's eigene Gedanken, enthielten sie sein Urtheil allein, so möchten sie noch stärker lauten. Varnhagen's Einseitigkeit tritt so deutlich überall hervor, daß sich Jeder leicht darüber trösten könnte, von ihm getadelt zu werden. Der Hauptinhalt seiner Bücher besteht hier jedoch aus dem, was Andere ihm gesagt haben, was er aufzeichnet und, wo der Tod alle Reklamationen aufgehoben hat, durch testamentarische Anordnung zum Drucke gelangen läßt. Alexander von Humboldt und Bettina von Arnim waren 30, 40 Jahre lang Varnhagen's genauste Bekannte. Sie kamen zu ihm und sprachen sich aus über das, was ihnen gerade die Gedanken beschwerte. Sie waren bald verstimmt, bald erregt, bald auch nur in guter Laune, sich recht frei gehen zu lassen, nahmen über Gott, König, Verwandte und Freunde kein Blatt vor den Mund, und sobald sie den Rücken gekehrt, notirt Varnhagen in der Stille was er gehört, und auf seine Verfügung wird dies Manuskript zu einer Zeit publicirt, wo Humboldt und Bettina freilich todt, viele von denjenigen aber, über die sie beide Varnhagen gesprochen, noch

am Leben sind und sich zum Theil auf das empfindlichste beleidigt fühlen.

Es ist durchaus nicht gegen die Ehre, Memoiren zu schreiben, in denen der Skandal der Welt niedergelegt wird. Niemand darf behaupten, der Herzog von Saint-Simon, der zu Ludwig XIV. loyalsten Hofleuten gehörte und in seinen Papieren ein Urtheil über diesen Souverän hinterlassen hat, das mit nackten Worten dessen ganze prahlerische Mittelmäßigkeit darlegt, habe durch Abfassung seiner Denkwürdigkeiten, welche lange Jahre in den Händen der Familie blieben, eine Ehrlosigkeit begangen; oder der Ceremonienmeister der Päpste Julius II. und Leo X., in dessen Tagebüchern sich Nachrichten über Beschaffenheiten dieser beiden Häupter der Christenheit befinden, welche zu Luther's und Ulrich von Hutten's Angriffen die schlagendsten Belege bilden, habe durch diese stillen Bemerkungen Verrath geübt an seinen Herren. Sie erlebten es und mußten es aussprechen. Es liegt ein unbändiger Trieb im Menschen, die Wahrheit zu sagen, sie, wenn die öffentliche Rede nicht erlaubt ist, einem sicheren Vertrauten mitzutheilen, oder wenn auch dies nicht angeht, im Versteckten schriftlich wenigstens wo niederzulegen. Für den Druck aber mit Absicht so zu schreiben wie in Varnhagen's Tagebüchern geschehen ist, muß als ein Mißbrauch des Vertrauens betrachtet werden, der durch keine noch so geschickte Wendung mit dem Begriff der Ehrenhaftigkeit in Einklang gebracht werden könnte.

Denn Jedermann wird fühlen, es liegt Feigheit in diesem Verfahren. Nicht darin sosehr, daß im Geheimen geschrieben wurde, sondern daß es vertraute Reden von Freunden waren, mit denen dies geschah. Ich dürfte mir erlauben, in schriftlichen Notizen zum eigenen Gebrauch und für die Kenntnisnahme zukünftiger Zeit schonungslos aburtheilend über Leute zu reden, die ich als erbärmlich durchschaut zu haben glaubte,

ohne meiner Stellung nach ihnen persönlich gegenüber auch nur die Miene verziehen zu dürfen. Es könnten Vorgesetzte sein, von deren Willen mein' Schicksal abhinge. Riefe mein Chef mich eines Tages zu sich und zeigte auf das Blatt, auf dem von meiner Hand geschrieben stände, es sei dies oder das was nicht besonders schmeichelhaft klingt, so wäre das ein Unglück, aber ich könnte ihn fest ansehen und fragen, durch welche Untreue er in Besitz der Handschrift gelangt sei. Und selbst wenn dergleichen nach meinem Tode durch Zufall in die unrechten Hände geriethe und gedruckt würde, der Mann müßte immer noch von mir sagen: er hat sich wenigstens nie für meinen Freund gegeben. Was aber hätte der zu erwiedern, dem ein alter Freund über Freunde, Bekannte und Verwandte das Herz auszuschütten pflegte, so daß Jahre lang dies Verhältnis des Vertrauens und rückhaltsloser Mittheilung andauerte und beide alt und grau dabei würden, und endlich käme zum Vorschein, es sei alles von demjenigen, der das Vertrauen so empfing, aufgezeichnet worden und in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, gleich nach seinem Absterben sollten diese Papiere gedruckt werden, ohne Rücksicht darauf, ob diejenigen, über die so in vorübergehender Erregung gesprochen worden war, auf das empfindlichste dadurch gekränkt würden? — Was hätte er zu erwiedern, wenn ihm, ehe es ihm gelänge sich unter den Schutz des Todes zu flüchten, die Beweise einer so beabsichtigten Treulosigkeit vor Augen gehalten würden? Jeder, auch der fernstehendste, der von diesem Falle hörte, müßte empört sein, denn Treue und Vertrauen überhaupt würden in Frage gestellt erscheinen plötzlich, und jeden ein unheimliches Gefühl beschleichen, auch ihm könne möglicherweise eine solche Schlinge gelegt worden sein. Keine Vertheidigung gibt es für ein solches Verfahren. Denn wenn auch Alexander von Humboldt Varnhagen einmal schreibt, er könne mit seinen Briefen machen was ihm beliebe, so ge-

schah dies in früheren Jahren und bezog sich damals wohl nur darauf, daß Varnhagen seine Briefe wem er wolle mittheilen dürfe. Keinenfalls enthält es aber die Erlaubnis, niederzuschreiben was er Varnhagen über die speziellsten Dinge mündlich anvertraute, und gar es jetzt schon durch den Druck zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Ebensowenig lassen sich Bettina's Worte so auslegen, welche einmal im Eifer ausruft: schreiben Sie es nieder, Varnhagen, damit man es später weiß. Wem entfährt nicht einmal der Wunsch, es möchte dies oder das aufgeschrieben werden, weil es zu merkwürdig sei, und wer denkt dabei an Druckenlassen? Varnhagen hätte nicht den Muth gehabt, Humboldt und Bettinen sein Manuskript in die Hände zu geben und hinzuzufügen, dies wird gleich nach eurem Tod als Buch erscheinen. Er hätte wohl gewußt, was sie ihm darauf gesagt haben würden.

Unter diesen Umständen fragt es sich doch, ob was geschehen ist Varnhagen's Wille war. Dem Anscheine nach. Warum deponirte er nicht seine Manuskripte an einem sicheren Orte? Aber weil er dies nicht gethan, darum ist immer noch nicht außer Zweifel gestellt, daß die Herausgabe auf seine Anordnung erfolgt sei. Er, ein alter Mann, weit hinaus als er starb über die Eitelkeit, litterarischen Effekt zu machen, durch Studium und eigene Erfahrung genau bekannt mit dem was in den Augen der Welt zu allen Zeiten unveränderlich als gut und nicht gut, ehrenhaft und nicht ehrenhaft gegolten hat, sollte nicht gewußt haben, daß eine solche Handlung der Hinterlist die empfindlichste Verringerung seines eigenen Ruhmes zur Folge haben müsse? Zu gut mußte ihm bekannt sein, daß nichts so sehr den Ruf eines Mannes beeinträchtigt, als Untreue gegen Freunde und litterarische Verrätherei. Unmöglich beinahe ist es, anzunehmen, er, dem auch das so wenig verborgen war, was Ruhm bedeute, und dem nicht bloß das allein als Ruhm erschien, was, so lange man lebt,

als der Anschein sogenannter Berühmtheit mühsam aufrecht erhalten wird, hätte in seinen letzten Tagen alles dies vergessen und Bestimmungen getroffen, deren Folgen vorauszusehen er selbst am besten im Stande war.

Es ist ein Verhängniß für ihn, daß wir dies so lange dennoch annehmen müssen, bis das Gegentheil erwiesen wird, wozu bei der Lage der Dinge wenig Hoffnung bleibt.

Gervinus.

(1871.)

Den 18. März ist in Heidelberg Gervinus gestorben. Er stand in seinem 66. Jahre, war verhältnismäßig noch jung, heute zumal, wo von den Männern, welche den Krieg mit Frankreich gemacht haben, so viele über siebzig zählen. Und doch war er für uns schon zu einer Persönlichkeit geworden, deren Glanzzeit in weitzurückliegende Zeiten fiel. Seine Genossen von damals waren ihm fast alle vorausgegangen.

Gervinus nahm von Anfang an eine besondere Stellung dadurch ein, daß der Kreis, in dem er, als junger Mann nach Göttingen berufen, seine Freunde fand, aus Männern zusammengesetzt war, welche bei weitem älter waren als er. So lange diese Männer lebten, gab die größere Jugend und Beweglichkeit ihm viel vor ihnen voraus, nachdem sie gegangen waren, ließen sie ihn einsam zurück. Die Jüngeren erschienen nun viel zu jung für ihn. Als Gervinus vor wenig Monaten sein Vorwort zur neuen Auflage der Geschichte der Deutschen Dichtung schrieb, und in der Folge dann in den Zeitungen Rechenschaft gab den Angriffen gegenüber, die ihm daraus erwuchsen, trat die Täuschung grell zu Tage, in der er sich befand: es war kein Publikum mehr da, seine Worte

aufzunehmen. Diese Vorrede, in der er Jacob und Wilhelm Grimm und Dahlmann anredet, als würden sie, die längst gestorbenen, ihn wohl verstehen wenn sie noch lebten, war ein traüriges Denkmal, das Gervinus seiner Einsamkeit aufrichtete; und sein offener Brief, in dem er dem Volke sich über das was er gemeint, erklären wollte, ging wie ein Brief ohne Adresse ins Land. Jeder Leser glaubte wohl, irgendwo müßten Richter sitzen, an welche Gervinus appellirte, nirgends aber saßen sie mehr. Todt seine Freunde, unverstanden und unvertheidigt seine gewaltsam heftige Opposition gegen das jetzt unter dem Jubel des gesammten Volkes sich vollziehende Werk der Vereinigung. Ein tragisches Schicksal: nun, da Gervinus seine Meinung laut verkündete, Verständnis begehrend, als stehe er wie vor Zeiten noch mitten in der Bewegung, sehen wir in Deutschland erst wieder das Bewußtsein aufdämmern dessen, was er vor Zeiten Großes geleistet. Niemand mehr wußte recht von ihm. Und dem entsprechend, als jetzt nun sein Tod gemeldet wird, wird eine gewisse Verlegenheit erkennbar, wie denn über ihn zu urtheilen sei und welche Worte man ihm ins Grab nachrufen müsse.

Aber die, welche Gervinus gekannt haben, brauchen heute nicht zu schweigen wo es sich um sein Andenken handelt. Und was das Deutsche Volk anlangt: nur eines Momentes des Besinnens bedarf es doch, um inne zu werden, daß der Klang, mit dem künftig Gervinus' Name genannt werden wird, unserer Stimme schon jetzt gezieme, ohne daß die bittere Feindseligkeit, mit der er die Siege der letzten Jahre als unheilvolle Thatsachen darzustellen suchte, uns Stille geböte. Schon jetzt erweckt es ja nur Trauer, daß das Schicksal einem solchen Manne versagte, an dem sich freuen zu dürfen, was herbeizuführen seine Arbeit zu so großem Theile mit gewesen ist. Wir sind nicht frei und einig geworden in Deutschland

deshalb, weil wir immer wohlhabender wurden und, indem der Einzelne sich selbständiger fühlte, die Gesammtheit unabhängiger werden mußte; auch nicht deshalb etwa, weil die alte Deutsche Tapferkeit, losbrechend eines Tages, uns Siege verlieh über neidische Nachbarn: unsere Freiheit ist erwachsen aus der geistigen Arbeit derer, denen diese Arbeiten zu pflegen oblag, ihre unabhängige Gesinnung zog langsam die des ganzen Volkes nach sich. Und deshalb, bei unseren Erfolgen heute auch nur die eine Furcht als wirklich begründete Besorgnis denkbar: man könne vergessen, was unserer Siege eigentlicher Grund sei. Heute, wo der Bau der neuen Einheit in die Lüfte sich zu erheben beginnt, liegen die Tage freilich weit hinter uns, wo mühsam in den Tiefen des Bodens diejenigen harte Arbeit thaten, welche die Fundamente zu legen hatten. An manchem wuchtigen Quadersteine steht da Gervinus' Name eingehauen. Er ist es gewesen, der durch seine Geschichte der Deutschen Dichtung die mächtige Wissenschaft der modernen Litteraturgeschichte geschaffen hat. Er zuerst hat die Entwicklung der Deutschen Dichtung im Zusammenhange mit Kultur und Politik in ein großes System gebracht, dessen von ihm gezogenen Schranken bis heute noch sich alle die haben anbequemen müssen (mögen sie es nun eingestehen oder nicht), welche nach ihm in diesem Sinne gearbeitet haben. Dieses Buch hat im höchsten Grade dazu beigetragen, das nach öffentlichem Leben sehnsuchtsvolle Deutsche Volk mit den Gedanken zu erfüllen, durch welche es für spätere Jahre, welche die Freiheit mit sich brachten, eine Vorbereitung gewonnen hat. Wir schlagen das heute nur gering an, weil die ersten Zeiten unserer politischen Bewegung gar zu unklar waren und zu wenig sichtbare Frucht trugen, einst aber, wenn der ungeheure Uebergang, um den es sich damals handelte, deutlicher hervortreten wird als historischer Anblick für sich, werden die Mühen höher gewürdigt werden, mit

denen man langsam Schritt vor Schritt die Unabhängigkeit zu erringen suchte. Uns liegt heute nur offen, wie zögernd man vorwärts kam, wie wenig man sich des politischen Werkzeuges zu bedienen wußte: zeigen wird sich einst, wie glänzende Charaktere gerade diese trüben Zeiten hervorbrachten und welch reiches individuelles Leben in Deutschland zu finden war. Zurückgeschreckt ins Innere der Familien und vertrauter Freundeskreise, wurden die Ideen der Deutschen Freiheit in der Stille gehegt und großgezogen. Jede kleinste Gelegenheit ward erspäht, ihnen frische Luft zufließen zu lassen. Damals waren die Universitäten die einzigen Freistätten für öffentliche Verkündigung politischer Gedanken. Jeder Universitätslehrer schien ein berufener Feldherr für die geistigen Kämpfe der Zukunft. Nicht in offnen Worten durfte auch hier von den heiligsten Interessen des Vaterlandes die Rede sein, sondern meist nur symbolisch wurden diese Gedanken mitgetheilt. In diesem Sinne ist durch Gervinus Lessing als weltgeschichtliche Macht zuerst erkannt und dem Volke dargestellt worden, und ebenso Shakespeare, in dessen Werken er eine Schule politischer Weisheit erblickte.

Nicht leicht, der heutigen Schrankenlosigkeit gegenüber, begreift sich die Kraft und die geniale Begabung, deren es bedurfte, um in den vierziger Jahren ein Blatt wie die Deutsche Zeitung zum Organe und Centrum der liberalen Partei in Deutschland zu machen, die ungeschult in ihren Bewegungen, unklar in ihren Zielen, ungewohnt sich überhaupt als Partei zu empfinden, dennoch vorwärts wollte und mußte. Gervinus, unter den Ersten stehend, von denen die Nation Führung erwartete, hat eine Reihe von Jahren Ungemeines geleistet. Was die historische Wissenschaft Brauchbares zu liefern vermochte, hat Niemand mit gleicher Sicherheit damals verwerthet. Immer geht er von großen Gesichtspunkten

aus, so daß selbst seine Mißgriffe die allgemeine Achtung, in der er stand, nicht beeinträchtigten.

Allein in dieser mehr präparatorischen Thätigkeit lag doch die Höhe seiner Leistungen. Als es von 1848 ab sich darum handelte, bestimmte Wege selbst voranzuschreiten, organisirend mit eigner Kraft einzutreten, versagte sein Talent. Er war nicht gemacht dafür. Weder die Arbeit selber, die nun gefordert ward, noch die Stätigkeit, deren es dazu bedurfte, entsprachen der Anlage seiner Natur. Er mußte sich frei wenden dürfen wohin sein kritischer Geist ihn lockte. Von jener Zeit an hat er sich vom öffentlichen Leben abgewandt, und so bedeutend die Werke gewesen sind, die er auch jetzt, sämmtlich in dem einen Gedanken an die Förderung des Volkes, unternahm und durchführte, alle, selbst seine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nicht ausgenommen, sind als die Arbeiten eines Mannes zu betrachten, der jetzt seine eignen schmalen Pfade wählt, von denen aus er, nach Belieben näher oder ferner stehend, dem großen Zuge des Volkes auf der allgemeinen Heerstraße zwar immer folgt, niemals jedoch innerhalb der Massen selbst mehr erscheint, um den Befehl an sich zu nehmen oder ihn sich übertragen zu lassen. Anfangs trat dies nicht so sehr hervor. Die Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die ihm Anklage und Prozeß eintrug, erregte noch ganz Deutschland und spannte die Erwartungen. Selbst auftretend vertheidigte Gervinus sich und seine Arbeit und machte eine Verurtheilung unmöglich. In das öffentliche Leben aber griff er dennoch nicht ein und seine wissenschaftlichen Neigungen lenkten zum Theile nun in ganz abgelegene Bahnen ein.

So kam es, daß auf ihm, der sich zurückzog, immer seltener die Blicke des Volkes ruhten. In durchaus eigenen, von praktischer Thätigkeit unberührten Anschauungen befangen, ward Gervinus empfindlicher gegen abweichende Denkungs=

art. Er merkte nicht, daß seinen bittern, mißgünstigen, Aeußerungen gegenüber zuletzt nur deshalb in Deutschland geschwiegen wurde, weil man aus Ehrfurcht vor seiner Vergangenheit diese Stille verantworten zu dürfen glaubte. Zu hart und herausfordernd sprach er endlich sich aus, als daß denn doch nicht von irgend einer Seite her härtere Kritik als bisher geübt worden wäre — aber auch diese noch schonungsvoll —: es ist traurig zu denken, daß die Art und Weise, in der ihm dann schließlich geantwortet werden mußte, die Bitterkeit der letzten Gedanken vielleicht verschärfte, in denen er aus dem Leben schied. Wie schön, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, weiterlebend, in der Stille vielleicht, noch sich bewußt zu werden, daß die neue Gestalt der Dinge glückbringend ward für sein Vaterland, dem zu Liebe allein ja Preußen und die preußische Politik zuletzt mit solchem Hasse von ihm angesehen wurden.

Gervinus war einer noch vom alten unabhängigen Adel der Litteratur. Er stand für sich und auf sich allein. Er lebte als großer Herr auf seinem Gebiete; für ihn gab es nur ein Interesse: geistige Arbeit höchster Art zum Besten des Vaterlandes. Ihm kam es niemals auf Gunst, Einfluß bei Mächtigen, Ehren und Titel an. Er war gewohnt, zur Nation zu reden und von ihr gehört zu werden. Mit den Besten seiner Zeit im innigen Verkehre, gekannt und geachtet überall, durfte er das volle Bewußtsein hegen, soviel als irgend andere, die neben ihm arbeiteten, zur Erhebung Deutschlands zu eigner politischer Rangstellung beigetragen zu haben, durfte auch aus eigner Macht die Befugnis sich vorwegnehmen, bis ans Ende seiner Tage die eigne Meinung heilig zu halten, wie er früher und von Anfang an gethan.

Die Festigkeit, mit der Gervinus in seinen besten Tagen für diese seine Meinung eingetreten ist, hat dem Vaterlande reiche Frucht getragen. Hat er in seinem Alter mit derselben

Hartnäckigkeit sich an sie geklammert, so erwuchs der Schaden — wenn überhaupt von Schaden hier zu reden ist — doch nur ihm allein. Wie bald wird das vergessen sein, während die Erinnerung dessen, was er geleistet hat, grünen und blühen wird in Deutschland. Mit gutem Gewissen wird jede Deutsche Hand einen Zweig hinzufügen dürfen zu dem Kranze, der seinem Andenken gebührt. Friede seiner Asche.

Dante und die letzten Kämpfe in Italien.

(1861.)

I.

Die Versuchung, politische Zustände vergangener Zeiten mit denen der Gegenwart zu vergleichen, liegt so nahe, daß ihr oft nachgegeben wird. Die Geschichte weist eine Wiederkehr von Entwicklungsstadien auf; die Dinge schreiten vorwärts und kehren nicht zurück in die alten Gleise, aber die neuen Gleise schlängeln sich in ähnlicher Bewegung.

So erlebte die Menschheit mehr als einmal das Aufgehn engaristokratischer Herrschaft in die breite Gewalt der allgemeinen Masse, oder die Erhebung tyrannischer Macht über der Zerrissenheit der Parteien, die einander nicht im Gleichgewichte zu halten vermochten. Und selbst die Geschicke der Einzelnen scheinen beim Eintritt solcher Umschwünge ähnliche Bahnen einzuschlagen. Wie bei den Völkern lassen sich bei den Personen Parallelen ziehen, zwischen denen Hunderte von Jahren liegen. Fast mathematisch gleiche Schachstellungen der Verhältnisse überraschen uns, bei deren Anblick wir vergessen, wie anders doch die Spiele hier und dort begonnen wurden und wie verschieden ihr Ausgang war. Und bei der Vergleichung solcher Krystallisationen von Ereignissen bilden sich Resultate,

welche, den Schein höherer geschichtlicher Gesetze annehmend, nicht nur die eigne Zeit erläutern, sondern auch dunkle Partien weit abgelegener Begebenheiten plötzlich enträthseln, daß sie uns erhellt und verständlich dünken.

Die Geschichtsschreibung, die sich mit solchen Vergleichen beschäftigt, verfolgt insgemein zwar momentan politische Zwecke. Dennoch läßt sich eine auf den Gewinn solcher Formeln der allgemeinen Entwicklung abzielende Betrachtung der Erlebnisse der Menschheit denken, der es nur um Erkenntnis und um Gerechtigkeit zu thun ist. Alle Geschichtsschreibung ist doch nichts Anderes als ein Darstellen vergangener Dinge im Spiegel der Gegenwart; unbewußt macht auch der Unparteiische die eigenen Tage zum Hintergrunde der Figuren, die er auftreten läßt. Warum soll dieser Hintergrund nicht dann und wann in deutlicher Gestaltung hervortreten dürfen, ja die Vergangenheit oder eine bestimmte Epoche aus ihr selbst zum Hintergrund zurückgedrängt werden, dem die heutige politische Bewegung die Figuren liefert? Wir betrachten die Ereignisse gewöhnlich in dem Sinne, daß wir aus den ältesten Tagen, dem Anfange der Dinge, heranrücken zu den unsern: warum nicht einmal mit der Darstellung der unsern beginnend rückwärts schreiten? Alles, was irgend welchen Nutzen in sich trägt, gestattet eine praktische und natürliche Behandlung. Vergleiche verschiedener Epochen unter sich, des Heute mit dem Ehedem, des Ehedem mit dem Heute, der Personen, der Nationen, der Länder untereinander: all das läßt sich in belehrungsreicher Weise ausbeuten; auf die natürlichste Art werden wir so den allgemeinen Fortschritt gewahr und erkennen die Vortheile der Gegenwart. Kein einfacheres Mittel, die Leichtigkeit der heutigen Kriegführung darzustellen, als die Feldzüge Cäsars oder eines der Feldherren des Mittelalters oder selbst Friedrichs des Großen mit der Voraussetzung betrachten, als hätten ihnen die heutigen Chausseen, Eisen-

bahnen, Dampfschiffe und neuesten Geschütze zu Gebote gestanden.

Was aber würde man zu einem Versuche sagen, die Frage zu lösen, ob Friedrich der Große sich heute für glatte oder gezogene Geschütze erklärt, ob Karl der Große das Königreich Belgien anerkannt, ob Friedrich die heutige preußische Verfassung beschworen haben würde? Worin liegt das Absurde solcher Fragen? Es erschiene doch natürlich, den heutigen Liberalen in Preußen, wenn sie auf Friedrich's Toleranz und kühne Politik hinweisen, einzuwerfen: wenn ihr ihm selber damals, als er noch lebte, so hättet kommen wollen, würde er euch schon den Mund gestopft haben. Wohl, aber er würde es nicht thun, wenn er jetzt lebte, antworteten sie. Und dennoch, ob dieser Streit offenbar nicht zu entscheiden ist, berufen sich fort und fort die Liberalen auf Friedrich wie auf den Ihrigen, und die entgegengesetzte Partei will wenig von dem Könige wissen, der doch seinen Adel und seine Soldaten mehr bevorzugte als jetzt überhaupt einem Könige möglich wäre, und der in jedem Sinne ein absoluter Monarch war.

Woher diese Widersprüche? Unter welchen Bedingungen dürfen sich politische Parteien der Gegenwart auf Männer der Geschichte berufen?

Was mich anreizt, diese Frage aufzustellen, ist die von Professor Karl Witte erschienene Broschüre über „Dante und die italiänische Frage“ (Halle 1861), worin Dante zur neuesten Umgestaltung Italiens in Beziehung gebracht und die Beweisführung unternommen ist, daß der große Dichter und Staatsmann, weit entfernt, sich den Vorgängen der letzten Tage günstig gestimmt zu zeigen, vielmehr sich von ihnen als einer verderblichen Wandlung der Geschicke seines Vaterlandes abgewandt und sie mißbilligt haben würde. Statt von Haß gegen die Deutschen erfüllt zu sein, habe er, von dankbarer Liebe gegen sie beseelt, ihr Regiment gebilligt und herbei-

gesehnt; gegen den Umsturz des Bestehenden habe er sich gestemmt; unbekannt sei ihm das einige Italien gewesen, wie es heute proklamirt wird, sondern das Land ein geographischer Begriff, (für ihn damals wie für Metternich im laufenden Jahrhundert) und sein einziges Heil die gliedschaftliche Unterordnung unter das Deutsche oder römisch-deutsche Kaiserthum. Nicht blos als ein Irrthum, als bewußte Täuschung müsse es angesehen werden, wenn die italiänischen Liberalen, die Anstifter der heute sich vollziehenden großen Revolution, Dante als den Urvater ihrer Gesinnungen verehrten.

Die Namen bedeutender Liberalen werden aufgezählt, welche ihre Studien Dante zuwandten: Mazzini, der eine nachgelassene Arbeit Ugo Foscolo's über Dante herausgab, Tommaseo, der Exdiktator von Venedig, einer der geistreichsten neueren Erklärer, und Andere. Dies kurzweg der Inhalt des kleinen Buches, das aus 47 Seiten besteht.

Es erscheint fast als eine Sache, die sich von selbst versteht, daß wer derartige Ausführungen unternimmt, ein Gegner der italiänischen Einheit neuester Bildung sein müsse. Das Thema schon bringt es mit sich. Der Verfasser indessen gibt sich als solchen nicht geradeweg zu erkennen, ja lehnt es ausdrücklich ab *), durch seine Beantwortung der Frage: in wieweit diejenigen, von denen die letzte Umgestaltung Italiens ausgeht, sich auf Dante berufen dürfen, irgendwie über die Wirren der Zeit entscheiden zu wollen. Er vermeidet, ein verwerfendes Urtheil über die letzten Vorgänge und heutigen Zustände auszusprechen: objektiv und als Gelehrter will er Dante's etwanige Stellung zur letzten Bewegung erörtern, — und doch ist die Art, wie er dieses Versprechen erfüllt, kaum als objektive Darstellung zu bezeichnen, und damit von vornherein ein Widerspruch in seine Schrift gekommen, welcher ihr

*) S. 44.

gerade in der Hauptsache den Vorzug der Klarheit entziehen mußte.

Die Einheit Italiens, behauptet der Vortrag *), wie sie Dante verkündet habe, sei eine völlig verschiedene gewesen von der, welche in unsern Tagen auf den Wegen des Umsturzes verwirklicht, oder wie es andern Orts heißt **), durch Rechtsspruch und Gewaltthat durchgeführt werden solle. Mit diesen Worten ist, mag der Wille dazu noch so ausdrücklich abgelehnt werden, dennoch über die Wirren der Zeit sehr deutlich entschieden worden. Und von diesem Standpunkt schreibt der Verfasser des Vortrages durchaus. Das Versprechen, bei einer Aufgabe, wie er sie sich gestellt, parteilos bleiben zu wollen, war ein unerfüllbares an sich. Parteilos können wir nur da sein, wo die Dinge, die wir betrachten, völlig losgelöst werden von den Leidenschaften, welche die eigene Zeit bewegen. Parteilos ließen sich Dante's Zeiten heute wohl betrachten, wenn man von Grund aus überzeugt wäre, daß das, was im 13. Jahrhundert Katholicismus, Aristokratie, Kaiserthum und Bürgerthum bedeutete, keinen gemeinschaftlichen Inhalt mehr mit dem besitze, was von uns heute unter diesen Worten verstanden wird; daß der Kampf der Guelfen und Ghibellinen, der Städte und des Adels, des Kaisers und der geistlichen Gewalt ausgebrannte Vulkane seien. Sobald sie aber anders angesehen werden, sobald man, wie der Verfasser des Vortrages thun will, danach fragt, ob es denn möglich sei, daß Dante, der Verfasser des Buches über die Monarchie, ein Freund, oder sogar der geistige Urheber der heute obsiegenden Bewegung genannt werden dürfe, hat die Parteilosigkeit ein Ende, und man hätte, scheint mir, besser gethan, dies ohne Weiteres einzu-

*) S. 43.
**) S. 23.

gestehen, statt es abzulehnen und dennoch nicht verleugnen zu können.

Denn dieses Buch über die Monarchie enthält nicht nur kein Wort, welches Dante etwa als einen Anhänger der heute sogenannten legitimen Fürstenherrschaft kennzeichnete, sondern überhaupt nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse in der Weise bezogen werden könnte, daß sich daraus Dante's politische Stellung zur italiänischen Politik neuesten Tages konstruiren ließe.

II.

Die Zeiten, in denen Dante lebte, waren die, als nach dem Sturze der Hohenstaufen, welche zuletzt die Idee des die ganze Erde umfassenden Kaiserreiches aufrecht erhielten, sich kein Arm mehr fand, um mit dem Schwerte des Reiches in der Faust dafür kämpfen zu wollen.

Aber der Gedanke bestand fort, er war zu tief eingewurzelt. Wie heute noch ein ächter Katholik, und wenn er niemals etwas mit Rom zu thun gehabt, nur die eine untheilbare Kirche kennt mit ihrer unvergänglichen Spitze, dem römischen Papste, so erblickte damals die gesammte Menschheit, als Staatsorganismus aufgefaßt, ihre Spitze im römischen Kaiser, mochte nun einer vorhanden sein oder nicht, und selbst diejenigen erkannten ihn als ihre von Gott eingesetzte Obrigkeit an, die sich nichts von ihm befehlen lassen wollten. Man opponirte, aber man leugnete nicht.

Die Menschen saßen zu fest alle noch an der Stelle, wo sie geboren waren, und in den Gedanken, die ihre Väter ihnen vererbten, als daß eine tief in den Geistern haftende Anschauung, wie die vom Kaiserthume, sich rasch hätte verlieren können. Jahrhunderte lang bestand sie fort, als das alte Wesen des römischen Reiches längst zu einer Fabel oder dunklen Ahnung nur geworden war. In jenen Zeiten war der gemeine

Mann nicht klarer über den höheren Inhalt des Staatslebens, dessen Theil er war, als unmündige Kinder über das Geldvermögen ihrer Eltern sind. Ueberall gab es alte, unvordenkliche Rechte, Gewohnheiten und Sitten, die Niemand antastete. Die Völker standen einander in märchenhaftem Lichte gegenüber, und dies Märchenhafte machte sich in allen Anschauungen geltend. Wie eine dunkle höhere Macht zog der Kaiser umher durch die Länder, immer in Bewegung, die höchste Gewalt wo er auftrat, und wie eine ferne, strahlende Sonne thronte das Papstthum in Rom, unbeweglich und unzerstörbar.

Das Emporkommen der Städte, das will sagen, die sich hinter festen Mauern allmählich entwickelnde und koncentrirende Kultur, bildete die ersten festen Inseln in diesem Meere politischer Unklarheit. Hier fühlte man, wie mächtig man in sich allein sei und daß man des Kaisers entbehren könne. Zwischen den Städten entstanden Fehden und Freundschaften, bei denen er weder mitzureden noch zu schlichten hatte. Die Nationalitäten bildeten immer bewußter ganze in sich beschlossene Körper, deren Kriege untereinander die höhere Entscheidung des obersten Lenkers verschmähten. Ueberall Selbstbewußtsein und Abfall von der alten Lehre. Die Kreuzzüge sollten zu wiederholten Malen als eine einige großartige Aktion nach außen das innen zerfallende neu zusammenbacken: es gelang zu Zeiten, dann aber dienten sie selber nur dazu, den allmächtigen Zwiespalt zu befördern. Venedig und Genua, um diese beiden als glänzendste Beispiele zu nennen, sogen aus ihnen die Kraft der Unabhängigkeit. Die letzten Kämpfe der Hohenstaufen schon galten nicht mehr der Herrschaft über die Völker, sondern sie führten ihre Kriege als Repräsentanten ihrer Dynastie, welche im Besitze Neapels Herrin der italiänischen Politik war. Die Städte, der Papst und Frankreich machten ihnen das streitig. Nach dem Unterliegen der Hohenstaufen

trat Frankreich siegreich in ihre Stelle ein. Deutschland gab die hohe Stellung, die es in Europa spielte, auf. Mit seiner Macht begann seine Kultur zu sinken, während die der romanischen Völker emporstieg. Immer aber noch hatte man für die Gestaltung der Dinge den alten Gedanken des untheilbaren überragenden Kaiserthums und dafür schlugen sich die Parteien in Italien.

Das, warum man in Wahrheit kämpfte, war einfach der Besitz an den Dingen. Die französische Partei, die Nationalen, die Guelfen, die sich auf den Papst beriefen als eine über dem Kaiser stehende Macht, glaubten sich der Anerkennung der Rechte überhoben, welche ohne die Bestätigung der Kirche einzig aus kaiserlicher Verleihung stammten. Die Deutsche Partei, die Ghibellinen, hielten fest oder suchten wieder zu erobern. Das machte diese Kämpfe so langwierig und der Theorie nach unbeendbar. Es handelte sich um die Existenzen. Unterliegen war eins mit in die Verbannung gehen, in die Verbannung gehen eins mit die Gelegenheit abwarten zu siegreicher Rückkehr. Und indem das Jahrzehnte dauerte, deren eins dem andern folgte, wurde dieser Zustand des Kampfes allmählich der gewöhnliche, ja der natürliche in Italien. Ueberall zwei Lager mit wechselndem Glücke. Als schwämme bei einem Fahrzeuge die Hälfte der Mannschaft im Wasser nebenher, erkletterte endlich einmal das Schiff und würfe die andere hinaus, die dann ihrerseits nebenherschwimmend den günstigen Moment erwartete, so ging es in den Städten zu. Nicht etwa der Adel stand als die Ghibellinen dem Bürgerstande als den Guelfen entgegen, sondern beide waren gespalten. Und weil der Mangel an vereinten Geldmitteln, an Verkehrsstraßen und an dauernder Autorität eines Einzigen nachhaltige planvolle Kriege fast unmöglich machte, sondern überall abgesonderte lokale Kämpfe fortflackerten, so hielt sich dieser Zustand in hoffnungsloser Thätigkeit aufrecht. Lauter kleine

Fehden. Große Armeen, wenn sie sich manchmal bilden, doch nur aus einer Vereinigung kleiner Theile bestehend, ohne innere Organisation. Deshalb gewaltige Heere oft eben so plötzlich verschwindend als sie zusammenfließen. Der Boden saugt sie auf gleichsam. Kaiser, heute an der Spitze langer Züge, haben morgen keinen Mann mehr. Der Soldat führte Krieg auf eigene Faust und eigene Rechnung. Zwischen der festen Gliederung der heutigen Völker und derer des alten römischen Reiches bilden jene Jahrhunderte eine seltsame zwischen Auflösung und Gestaltung schwankende Mitte. Gerade bei solchen Zuständen aber formen sich die Charaktere am festesten.

Florenz, Dante's Heimath, war kaiserliches Lehen. Sammt dem übrigen Toskana gehörte die Stadt zu jener berühmten Erbschaft der Gräfin Matilde, die ihr Land der Kirche vermachte. Die Kaiser erkannten die Schenkung nicht an, die Päpste dagegen acceptirten sie wohl, und so standen sich nun bei den Kämpfen im Innern der Stadt der päpstlich und kaiserlich gesinnte Adel gegenüber, beide ihrer Idee nach berechtigt zur Herrschaft, das will sagen, zur Machtvollkommenheit sich gegenseitig zu vertreiben. Beiden galt Unterdrückung der anderen Partei für Freiheit. Neben den Waffen kämpften die Geister. Die Guelfen suchten darzuthun, daß der Kaiser dem Papste zu gehorchen habe, daß der Papst das „größere Licht“ sei, ohne dessen Bewilligung dem Kaiser kein Recht zustehe. Die Ghibellinen trennten ihrer Theorie nach beide Gewalten und verfochten die unabhängige kaiserliche Politik. Der Kaiser sollte kommen und sie unterstützen, deshalb riefen sie ihn so sehnsüchtig herbei. Dante, in seiner Jugend ein Guelfe, wurde, wie es scheint, mehr durch die Veränderung der Parteien zueinander, die sich nicht blos in zwei große Lager, sondern in eine ganze Reihe wechselnder Mittelnüancen spalteten, als durch plötzliche politische Bekehrung aus einer anfangs guelfi-

ſich

der
Da
ine
unth
des M
der N
on ſel

olgen di
lles Gr
zu gleich
Herr iſt e
iem Bilde
zu gleiche
en ſei die
üſſe in die

seines Vaters treten: so auch die Menschheit, die ein Sohn des Himmels sei.

Endlich ein Grund der Nützlichkeit. Wo Streit entstehen könne, müsse ein Urtheil möglich sein. Zwischen zwei einander gleichstehenden Fürsten könnten Streitigkeiten ausbrechen: wer solle urtheilen? — Ein Dritter müsse über ihnen stehen, dessen Wort den Ausschlag gäbe, ein Monarch, ein Kaiser, der allein Gerechtigkeit durchzuführen im Stande sei.

Nichts aber sei der Liebe zur Gerechtigkeit nachtheiliger, als die Begierde nach irgend etwas. Nur der Kaiser könne frei sein von solchen Wünschen, denn ihm allein bleibe nichts mehr zu begehren übrig. Alles gehöre ihm ja, nur der Ocean bilde die Grenze seines Reiches, während es sich bei den niederen Fürsten anders verhalte. Der Kaiser allein könne es redlich meinen bei seinem Urtheil. Seine Herrschaft sei die des Friedens und der Liebe, alle Menschen ständen seinem Herzen gleich nah, unter ihm allein sei die wahre Freiheit des Lebens denkbar.

Denn der Ursprung aller Freiheit sei die Macht, den eignen Willen zu bestimmen. Zuerst begehre man eine Sache, dann erfasse man sie, dann urtheile man, ob sie gut oder verwerflich, und danach endlich lasse man sie wieder los oder behalte sie. Nur wenn das Verlangen nach einem Dinge von dem Urtheile ausgehe, das man über seine Güte oder Schlechtigkeit gefällt habe, sei das Urtheil frei, dagegen wenn das Urtheil von dem Verlangen selbst schon geleitet werde, entbehre es der Freiheit. Frei könne daher nur der Kaiser urtheilen, der nichts verlange, weil ihm nichts versagt sei.

Aus diesen und aus vielen andern Gründen noch erklärt Dante die Monarchie für die zuträglichste Regierungsform. Dies bildet den Inhalt des ersten Buches, dessen Schluß und letzter Beweis aufs Klarste zeigt, wie unmittelbar die damalige Welt auf den Gedanken des Alterthums beruhte. Ein-

mal, sagt Dante, sei die Monarchie in ihrer vollkommensten Gestalt bereits dagewesen, zu der Zeit, welche der Sohn Gottes, um auf Erden zu erscheinen, so erwartet, oder, weil auch das in seiner Macht lag, so gestaltet habe unter Augustus. Unter diesem sei der ganze Erdkreis in friedlicher Ruhe vereinigt und das Menschengeschlecht glücklich gewesen, Paulus selbst bezeuge es, der den damaligen Zustand einen glückseligen genannt. „In Wahrheit, ruft Dante aus, war Zeit und weltliche Herrschaft damals im Zustande der Erfüllung, denn das Geheimnis unserer Glückseligkeit ermangelte in keiner Hinsicht seines dienenden Werkzeuges. Welche Schicksale aber der Erdkreis erlitten hat seit jenen Tagen, als das heilige nahtlose Gewand von den Krallen der Begierde zum ersten Male zerrissen ward, das können wir lesen, o, daß wir es nicht mit eigenen Augen zu erblicken brauchten! O du Menschenvolk, von welchen Stürmen, welcher Trübsal, welchem Scheitern der Hoffnung mußtest du heimgesucht werden, da du zum Thier mit den vielen Köpfen geworden, hierhin und dorthin auseinanderstrebst, krank an Geist und an Gemüthe. Was kümmert dich das höhere Verständnis der Dinge mit den unwiderleglichen Beweisen, was die Erfahrung, was die Süßigkeit der himmlischen Stimme, wenn durch den Hauch des heiligen Geistes zu dir die Worte tönen: Siehe wie gut und lieblich, wenn Brüder in einem Hause zusammen wohnen!“

Diese Worte bilden den Uebergang zum zweiten Buche, in welchem das wohlbegründete Recht des römischen Volkes auf die allgemeine Herrschaft behandelt wird. Dante erklärt den Begriff des Rechtes. Es ist der Wille Gottes in seiner irdischen Erscheinung. Was ihm zuwiderläuft, kann das Recht nicht sein, nur was Gott unter den Menschen durch seinen Willen geschehen läßt, darf so genannt werden. Nun aber ist Gottes Willen an sich unsichtbar, mittelbar allein läßt er sich erkennen; versteckt und verborgen ist das Petschaft, der Abdruck

nur im Wachse sichtbar; deshalb müssen wir nach den Zeichen suchen, welche als ein Abdruck dieses geheimen Siegelringes anzusehen sind.

Den ersten Beweis, daß das römische Volk rechtlich (durch den Willen Gottes also) die Herrschaft über den Erdkreis erwarb, sieht Dante in einer inneren Eigenschaft der Nation. Nobilissimo populo convenit omnibus aliis praeferri: Dem edelsten Volke gebührt der Vorrang vor allen andern! Das römische war das edelste, folglich verdiente es den ersten Rang einzunehmen. Denn da die Ehre der Lohn der Tugend und Tapferkeit (virtus) ist, und da aller Vorzug eine Ehre, so ist Bevorzugung der Lohn der Tugend — und nun beginnt das Lob des römischen Volkes, seines Adels, seines Alterthums. Aeneas, der ruhmvolle König, ist sein Stammvater, wie der göttliche Dichter Virgil für ewige Zeiten dem Gedächtnisse des Menschen eingeprägt hat. Livius bezeugt es nicht weniger. Welcher Adel aber diesem invictissimo et piissimo patri Aeneae innegewohnt habe, beweise nicht allein seine eigene Trefflichkeit, sondern auch die seiner Vorfahren und Gemahlinnen, deren sämmtliche Geburtsvorrechte durch Erbrecht auf ihn übergingen. Nun werden die Stellen aus Virgil's Aeneide ausgezogen, aus denen Aeneas' Nobilität hervorleuchtet. Merkwürdig, wie Dante den Anschauungen seiner Zeit gemäß, durch seines Helden verschiedene Heirathen dessen Ansprüche auf Beherrschung der Welt beweist. Durch Creusa, Priamus' Tochter, seine erste Frau, fiel ihm das Anrecht auf Asien zu; durch Dido, seine zweite Gemahlin, das auf Afrika; durch Lavinia, seine dritte, welche aus Italien, dem edelsten Lande Europa's stammte, das Recht auf Europa. Summa Summarum: Aeneas erwarb durch seine drei Frauen dem römischen Volke, dem er Alles, was ihm zugehörte, vererbt hat, Anspruch auf die Beherrschung der Welt. Ein Glück, daß man damals noch nichts von Australien und Amerika wußte.

Auf Virgil's Zeugnisse läßt Dante die Fingerzeige Gottes in der Geschichte folgen. Nur durch Wunder konnte die Mission des römischen Volkes unterstützt werden. Diese Wunder aber traten ein, sind offenbar geworden und zeigen mithin den Willen Gottes; dieser wiederum beweist den legitimen Anspruch.

Erstlich der wunderbare Schild, welcher unter König Numa aus den Wolken herabfiel. Dann die Rettung Roms durch die Gänse des Kapitols. Darauf der Hagel, durch welchen Hannibal die zur Vernichtung reifen Römer zu verfolgen verhindert ward. Endlich die Flucht Cloelia's. Zuletzt aber ein Beweis, geschöpft aus der politischen Handlungsweise der Römer. Wer das Wohl des Staates (bonum rei publicae) beabsichtigt, beginnt Kapitel fünf des zweiten Buches, der beabsichtigt die Erfüllung des Rechtes. Denn das Recht ist die Bestimmung der sächlichen und der persönlichen Verhältnisse des Menschen zum Menschen; wo diese gewahrt werden, geschieht etwas der Menschheit Zuträgliches, wo sie verdorben werden, das Gegentheil. Wenn nun das Endziel jeder Gesellschaft das gemeine Wohl aller ihrer Mitglieder ist, so muß der Zweck des Rechtes das gemeine Wohl sein. Wer also das Wohl des Staates will, will die Erfüllung des Rechtes, und wenn die Römer das Wohl das Staates wollten, wollten sie nichts als die Erfüllung des Rechtes. Daß das römische Volk aber, indem es die ganze Erde sich unterwarf, dieses Wohl im Auge hatte, geht aus seinen Thaten hervor, in welchen dieses heiligste, frömmste und ruhmvollste Volk, frei von aller dem Staate so nachtheiligen Habsucht, und nur aus Liebe zu einem allumfassenden friedlichen Zustande, mit Vernachlässigung des eigenen Vortheiles, nur um des allgemeinen Heiles willen, das es dem Menschengeschlechte denn auch wirklich verschafft hat, sich zeigte wie es sich gezeigt hat. Und deshalb heißt es in Wahrheit: die römische Herrschaft entspringt aus dem

Quell der Frömmigkeit. — Man glaubt ein französisches Manifest zu lesen.

Doch Dante will dies nicht so ohne Belegstellen behaupten. Cicero wird citirt. „So lange, schreibt dieser in den Officien, als die Herrschaft der Republik durch Wohlthaten und nicht durch Ungerechtigkeiten bezeichnet wurde, war der Ausgang unserer, für die Bundesgenossen oder für die eigene Herrschaft geführten Kriege, milde, wie es sich von selbst verstand. Der römische Senat war die Zuflucht der Könige und der Völker. Und da unsere Feldherren und Behörden darin das größte Lob suchten, daß sie die Provinzen und Länder der Verbündeten treu und zuverlässig schützten, so verdiente unsere Herrschaft eher den Namen Schutz der Welt, als daß von einer Obergewalt die Rede war.“ Cincinnatus, Fabricius und Camillus werden dafür genannt, Brutus, der seinen Sohn opfert, Mucius Scävola und Cato. Und nachdem so der Satz, daß die Römer bei Unterjochung des Erdkreises das Recht gewollt, als erwiesen angenommen wird, folgt die weitere Behauptung, daß wer das Rechte wolle, auch das Rechte thue, daß Rom mithin seine Weltherrschaft rechtlich erworben habe, und daß dies folglich als eine Naturnothwendigkeit betrachtet und bewahrt werden müsse.

Der Beweis erübrigt noch, daß das römische Volk von der Natur zum Herrschen bestimmt worden sei. Wir sähen, sagt Dante, daß bei der Zusammensetzung einer obrigkeitlichen Behörde nicht nur der Rang des einzelnen Mitgliedes in Betracht gezogen werde, sondern auch ihre Fähigkeit dem Amte vorzustehen. Nach ähnlicher Voraussicht verfahre die Natur, sie ordne die Dinge nach dem Maße ihrer inneren Befähigung. Hieraus folge, daß die natürliche Rangordnung der Dinge die rechtlich begründete sei, und daß, was von der Natur bestimmt werde, als rechtlich begründet festgehalten werden müsse. Von

der Natur aber sei das römische Volk zum Herrschen bestimmt worden.

Auch hierfür Beweise. Wie demjenigen die Vollkommenheit in einer Kunst fehle, der nur die endliche Form im Auge haltend, die Mittel außer Acht lasse, durch welche er zur Darstellung dieser Form befähigt werde, so auch würde die Natur einen Mangel an Machtvollkommenheit in sich haben, wenn sie nur die allgemeine Form der Gottähnlichkeit erstrebe, die Mittel jedoch vernachlässige, durch welche diese zu erreichen sei. Die Natur aber sei in Nichts unvollkommen. Folglich habe sie auch die Mittel zum Zwecke, nicht den Zweck allein im Auge — kurz, Italien sei das tauglichste Land, das römische das tauglichste Volk, seine Alleinherrschaft von der Natur angeordnet, folglich berechtigt, folglich deren Aufrechterhaltung die Vollziehung des göttlichen Willens.

Dies Alles, sagt Dante, seien die offenbaren Beweise, jetzt wolle er die verborgenen Urtheilssprüche Gottes mittheilen, deren einige man sogleich verstehen werde, während andere uns durch den Glauben und das Verständnis der heiligen Schrift zu erlangen blieben. Denn wie Niemand auch bei der größten Vortrefflichkeit ohne den Glauben an Christus erlöst werden könne, so auch vermöge Niemand ohne ihn das Recht zu erkennen. Impossibile sine fide placere Deo, stehe in den Hebräern. Im Leviticus heiße es, Jeder aus dem Hause Israel, der einen Ochsen tödte oder ein Schaf, oder eine Ziege im Lager oder außerhalb des Lagers, und nicht am Eingange des Zeltes des Herrn eine Gabe darbrächte, sei des Blutes schuldig. Mit der Thüre des Zeltes sei hier Christus gemeint als Eingang zum himmlischen Reiche, die menschlichen Thaten aber bedeute die Tödtung der Thiere. Dies sei klar: aber die geheimen Urtheile Gottes könnten nur durch besondere Gnade Gottes offenbar werden, entweder indem er uns ihrer freiwillig oder auf unser Gebet theilhaftig mache.

Aber auch durch Kampf könne ihre Erkenntnis erlangt werden: durch die Entscheidung des Looses nämlich oder durch den Wettstreit, und dieser Wettstreit wieder theile sich in den Zweikampf, das Duell, und in das Ringen Mehrerer nach demselben Ziele.

Das erste Duell, hören wir nun, war das des Herkules mit dem Antäus, der erste Wettstreit der zwischen Atalante und Hippolytus. Der Sieger siegte durch Gottesurtheil. Die Römer besiegten im Wettkampfe alle Völker, folglich hat Gott es gewollt, welcher die Vernichtung der einzelnen kleinen Theile zuließ, damit der eine große Zweck zur Erfüllung käme. Viele andere Völker hätten Aehnliches versucht, nur den Römern sei es gelungen, das Ziel zu erreichen.

Ninus, König von Assyrien, sei der erste gewesen, der nach der Weltherrschaft strebte. Dieser habe Asien unterworfen. Dante beruft sich dabei auf Ovid und Orosius. Der zweite sei Vesoges, König von Aegypten, der dritte Cyrus, der vierte Xerxes, der fünfte Alexander. Wir lernen hier Alexander's Tod in neuer Fassung kennen: er läßt die Römer zur Unterwerfung auffordern, allein noch ehe er Antwort empfangen stirbt er plötzlich. Der bloße Zusammenstoß mit dem auserwählten Volke läßt ihn zu Grunde gehen! Nun endlich, sechstens, treten die Römer auf; ihnen gehorcht der Erdkreis, ihre Ansprüche sind göttlichen Ursprunges.

Nicht weniger ist dies der Fall wenn die Gesetze des Zweikampfes in Betracht kommen, dessen Wirksamkeit als Symbol göttlicher Entscheidung Dante auseinandersetzt. Das Duell des Aeneas und Turnus ist nach ihm das älteste und sein Erfolg maßgebend für Europa. Scipio's Kampf mit Hannibal wird dann als ein Duell en masse erklärt, wodurch die Herrschaft über Afrika erworben sei. Allein wozu all diese Beweise? — Christi Willen war, wie Lucas bezeugt, unter dem Edikt der römischen Herrschaft geboren zu werden.

Christus erkennt hierdurch selbst die Gesetzmäßigkeit des Edikts an. Da aber nur der legitime Herrscher ein rechtskräftiges Edikt erlassen kann, so war Augustus rechtmäßiger Kaiser.

Und noch mehr. Christus starb für uns, damit der Fluch der durch den Sündenfall auf uns gekommenen Verdammnis von uns genommen werde. Sterbend sagte er zu Johannes: Es ist vollbracht. Dies „consummatum est“ bedeutet: es bleibt nichts mehr zu thun übrig. Indem er die Strafe ohne Schuld erlitt, war die Erlösung geschehn. Allein wäre diese Strafe keine von einer rechtmäßigen Obrigkeit verhängte, also ein bloßes ihm zugefügtes Unrecht, keine gerechte Bestrafung der Sünde gewesen, so müßten auch unsere Sünden, durch deren Bestrafung an seinem unschuldigen Leibe wir erlöst worden sind, nicht rechtmäßig bestraft und die Erlösung als nicht vollbracht angesehen werden. Ist aber unsere Erlösung eine Wahrheit und Christi Ausspruch, es ist vollbracht, eine Wahrheit, so ist auch der Richter, von dem er zum Kreuze verurtheilt wurde, ein von rechtswegen eingesetzter gewesen. Dieser war Pilatus, eingesetzt von Tiberius, und Tiberius herrschte durch Gottes Willen als rechtmäßiger Kaiser.

Er aber sowohl als das römische Volk waren dennoch unschuldig am Tode Christi, denn Herodes war nicht etwa Stellvertreter des Kaisers oder des römischen Senates, sondern von Tiberius als selbständiger König eingesetzt, der auch für seine Thaten allein die Verantwortlichkeit zu tragen hatte. Deshalb, fährt Dante fort, möchten die, welche sich für Söhne der Kirche ausgäben, in Zukunft davon abstehen, dem römischen Kaiserthume in dieser Beziehung ungerechte Vorwürfe zu machen. Sie sähen ja, daß Christus, der Kirche Bräutigam, dieses Reich im Leben und Tode anerkannt habe. „Und hiermit, schließt er das zweite Buch, glaube ich deutlich genug bewiesen zu haben, daß das römische Volk auf rechtlichem Wege die Herrschaft über den Erdkreis sich erworben hat. O glück-

liches Volk, ruft er aus, o ruhmreiches Italien, o wäre doch nie derjenige geboren worden, der deine Macht schwächte, oder hätte ihn wenigstens niemals die fromme Absicht, in der er zu handeln glaubte, zu solchen Täuschungen gebracht!" Das dritte Buch lehrt uns, was dieser Schluß zu bedeuten habe.

Wenn Dante, ein Mann, der Staatsämter bekleidete, studirter als die meisten seiner Zeitgenossen, ein wahrheitsliebender, in seiner Offenheit fast harter Charakter, ein abgesagter Feind der lügnerischen Kniffe, durch deren Hülfe die päpstliche Partei ihre Ansprüche zu begründen suchte, ein klarer, logisch-denkender Kopf, so phantastische Beweisführungen zusammenschmiedete, wie mag erst die Verwirrung gewesen sein in weniger klaren Geistern, wie endlich mag die fanatische große Masse in jenen Zeiten gedacht haben! Kritik der Quellen war ein Begriff damals, dessen Ahnung man kaum hegte. Was in alten Autoren geschrieben zu lesen war, stand fest. Alles dies, mochten nun Kirchenväter oder heidnische Philosophen und Dichter die Autoren sein: Sage, Geschichte, Poesie und Philosophie nahm man als ein großes Ganzes, welches man so künstlich zu organisiren und in sich in Verbindung zu setzen wußte, daß ein brauchbares Material daraus entstand, dessen man sich unbefangen bediente. Da finden wir die Personen des alten Testaments im engsten Familienzusammenhange mit denen der griechischen Mythologie, da spielt römische und griechische Geschichte mit Volksromanen und Lokalsagen untereinander, Lücken von Jahrhunderten werden übersprungen, Chronologie gibt es nicht, und alles dies wird so gläubig aufgenommen wie heute die verbürgtesten Relationen kaum. Völlig scheint Dante zu vergessen, daß Augustus und Tiberius keine Christen waren; vor dem ungeheuren Glanze, daß sie die rechtmäßigen Kaiser des rechtmäßigen Volkes sind, verschwindet das wie ein geringfügiger Nebenumstand. Von den

Juden, die sich doch auch für etwas hielten, ist gar keine Rede. Nur das eine auserwählte römische Volk gibt es, nur das eine Land Italien, nur die eine Stadt Rom. Alles andere niedriger. Aber es darf auch das nicht vergessen werden, daß man zu Dante's Zeiten nicht über den Umkreis der Geographie der antiken Römer hinaus sah, und daß, wie Italien die Mitte der Erde war, die Erde noch immer die stillstehende Mitte des Weltsystems bildete, um welche sich die andern Gestirne drehten.

Vom Papste handelt das dritte und letzte Buch der Monarchie. „Eine Frage bleibt mir noch zu behandeln übrig, beginnt es, deren wahrheitsgetreue Beantwortung vielleicht nicht ohne das Erröthen Einiger stattfinden kann und die möglicherweise Indignation gegen mich hervorrufen könnte. Sie betrifft die beiden großen Lichter: den römischen obersten Priester, Pontifex romanus, und den römischen weltlichen Herrn, Princeps romanus, die Frage, ob die Gewalt des römischen Kaisers abhänge unmittelbar von Gott oder von einem Statthalter oder Diener Gottes, will sagen, vom Nachfolger Petri, welcher in Wahrheit die Schlüssel der Himmelsthore in seinen Händen hält."

Dies zu entscheiden, setzt Dante wiederum ein Princip als Ausgangspunkt seiner Beweisführung: Gott kann nicht wollen, was den Absichten der Natur zuwiderläuft. Er bespricht darauf die bei der Behandlung gerade dieser Frage obwaltenden Schwierigkeiten. Meistens pflege Unwissenheit die Ursache eines Streits zu sein, hier aber sei der Streit die Ursache der Unwissenheit. Man sehe nicht, und wolle doch nicht eingestehn, daß man blind sei. Drei Gattungen von Menschen seien hier dem Auffinden der Wahrheit entgegen und verhinderten sie. Erstlich der Papst selber, Christi Statthalter und Petri Nachfolger, dem wir schuldeten, was wir Petrus, nicht aber was wir Christus selber schuldig seien,

und mit ihm andere Hirten der christlichen Heerde, welche der Wahrheit aus blindem Eifer und nicht, wie Dante gern glauben wolle, aus Stolz und Hochmuth entgegen seien. Zweitens die, denen hartnäckige Habsucht (cupiditas) das Licht der Vernunft ausgelöscht habe, die sich Kinder der Kirche nennten, obgleich der Teufel selbst ihr Vater sei; diesen sei schon der bloße Name des allerheiligsten Kaiserthums ein Gräuel, und sie verleugneten auf das Unverschämteste die Principien, auf denen diese und die vorhergehenden Fragen basirt seien. Drittens die, welche die Dekretalisten genannt seien, die ohne alle Kenntnis der Philosophie und Theorie nur auf ihren (allerdings ehrwürdigen) Dekretalen, aber auf diesen allein fußend, das Uebergewicht der Kirche über das Kaiserthum behaupteten.

Das war die Partei der Guelfen mit dem Papste an der Spitze! Vom Kaiserthum wollen diese überhaupt nichts hören, auf Discussion sich nicht einlassen. Wo sie Rechte beweisen sollen, bringen sie die Dekretalen vor. Diese, sagen sie, sind das alleinige Fundament der Kirche. Dante fertigt sie kurz ab. Die Dekretalen oder Traditionen seien dann erst entstanden, als die Kirche bereits gegründet gewesen: wie diese auf ihnen beruhen könne? Wie sie, die erst durch die Kirche Autorität erhielten, der Kirche selbst ihre Autorität verleihen könnten? Er leugnet hierauf die symbolische Bedeutung der Erschaffung von Mond und Sonne für diesen Fall. Beide Herrschaften bezögen sich auf die Menschen, Mond und Sonne wären am vierten, der Mensch erst am sechsten Tage erschaffen: wie Gott denn ein bloßes Beiwerk des Menschen früher als diesen selbst habe in die Welt können ausgehen lassen? Außerdem seien beide Herrschaften, kaiserliche und päpstliche, nur Correctivmittel der menschlichen Sündhaftigkeit, da aber am vierten Tage der Mensch noch kein Sünder gewesen sei, weil er überhaupt noch gar nicht existirt habe, wie

Gott denn da das Pflaster habe auflegen können, ehe der Schaden vorhanden gewesen sei? Moses könne mithin unmöglich in Erschaffung von Mond und Sonne diesen symbolischen Sinn hineingelegt haben.

Angenommen aber, dem wäre so, ob denn der Mond, weil er sein Licht von der Sonne empfange, darum ein Stück der Sonne sei? Nur eine einzelne Eigenschaft des Mondes empfange aus der Sonne ihren Ursprung. Außerdem besitze der Mond neben dem aus der Sonne gezogenen Lichte sein eigenes, was bei Sonnenfinsternissen sich deutlich zeige, nur einen Zuwachs an Licht verdanke er der Sonne, den auch der Kaiser aus der Benediction des Papstes empfange.

Dante widerlegt hierauf andere Stellen, aus denen die Oberherrschaft der Kirche abgeleitet wurde. Ich lasse diese, da sie in der That für heute nur den Werth theologischer Spielereien haben, aus und komme zur Schenkung Constantin's, der zum Dank dafür, daß er vom Papst Sylvester vom Aussatz gereinigt worden, der Kirche die Stadt Rom und vieles andere zum Geschenk gemacht. Die Mathildische Erbschaft erwähnt Dante nicht. Constantin's Schenkung aber fertigt er damit ab, daß diese, selbst wenn sie geschehen sei, als ein der Idee des die ganze Erde umfassenden Kaiserreichs widerstrebender Akt, in sich als unmöglich betrachtet werden müsse. Weder der Kaiser habe das gedurft, noch sei die Kirche befähigt gewesen, weltliche Güter als Geschenk anzunehmen. Eben so wenig habe, demselben Principe zufolge, Karl der Große dem Papste Hadrian eine solche Schenkung machen können. Dagegen, ob man leugnen wolle, daß Otto den Papst Benedict ab- und Leo wieder eingesetzt habe? Das Kaiserthum sei vorhanden gewesen vor der Kirche, könne also von ihr seine Macht nicht empfangen haben. Nur Gott selber oder der einstimmige Wille der Menschheit könne der Kirche eine derartige Obergewalt übertragen haben, aber nirgends finde sich die

Spur einer solchen Uebertragung. Christus, dessen Lebenslauf den symbolischen Lebenslauf der Kirche bedeute, habe zu Petrus gesagt, mein Reich ist nicht von dieser Welt, wäre es von dieser Welt, so würden meine Diener für mich kämpfen und mich nicht den Juden ausgeliefert haben. Aus Leib und Seele sei der Mensch zusammengesetzt, beiden sei ihr Endziel vorgezeichnet, beide seien dem Verderben ausgesetzt, für beide Gottes Führung vorgesehen: der Papst soll die Seele des Menschen zur ewigen Seligkeit, der Kaiser sie zum irdischen Glücke führen; jener nach der Lehre der göttlichen Dokumente, dieser nach Maßgabe menschlicher Wissenschaft; und weil um beides zu erlangen Ruhe und Friede vonnöthen sei, müßten diese beiden das höchste Bestreben des Papstes und des Kaisers bleiben. „Dennoch, so schließt Dante, ist diese letzte Trennung der beiden Gewalten nicht allzu strikt aufzufassen, denn da auch die irdische Glückseligkeit gewissermaßen nur um der himmlischen willen eingesetzt worden ist, so möge der Kaiser sich dem Papste mit der Ehrfurcht nahen, wie der älteste Sohn sie gegen seinen Vater hegen soll, damit er, erhellt vom Licht der väterlichen Gnade, um so leuchtender den Erdkreis beherrsche, welchem er von dem allein vorgesetzt worden ist, den wir als aller geistlichen und weltlichen Dinge obersten Lenker verehren.“

Hiermit scheint mir der Inhalt der Schrift über die Monarchie erschöpft zu sein, von der wir nicht wissen, wann Dante sie verfaßt hat. Ob in den Zeiten, als er noch in Florenz weilte und die Ankunft eines Kaisers aus Deutschland noch in weiter Ferne lag, oder später, als Heinrich von Luxemburg erschien und die Ghibellinen von ihm die Erfüllung ihrer Hoffnungen begehrten.

IV.

Im Laufe des Vortrages wird die allgemeine Anklage gegen die italiänischen Liberalen auf drei Sätze koncentrirt. Sie sollen sich nicht auf Dante berufen dürfen, erstens bei ihrer glühenden Liebe für Italien als ein gemeinsames Vaterland, zweitens bei ihrer Abneigung gegen die Fremden, die Deutschen insbesondere, drittens bei ihrem Hasse gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Diese drei Punkte werden dargestellt als die Glaubensartikel der italiänischen Revolutionspartei, welche, begeistert für Dante, ihn als die älteste und erste Autorität für diese Sätze ansehe.

Machen wir mit dem Kirchenstaate den Anfang. Dante spricht sich in der Monarchie gegen den weltlichen Besitz der Kirche aus. Mit folgendem Räsonnement glaubt der Verfasser des Vortrages seine Autorität hier beseitigen zu können.

„Reichte unsere Verehrung für den Dichter der göttlichen Komödie auch so weit, sagt er*), daß wir seiner Auffassung gegenüber keinen Widerspruch zuließen, so könnten wir die Idolatrie doch nicht so weit treiben, seine Worte, lediglich weil sie vor mehr als einem halben Jahrtausend gegründet sein mochten, auch für die Verhältnisse der Gegenwart als in letzter Instanz entscheidend zu betrachten.“

„Wir würden uns, fährt er fort, einer Ungerechtigkeit gegen Italien schuldig machen, wenn wir die schiedsrichterliche Stellung eines kaiserlichen Schirmherrn der ganzen Halbinsel, ja der katholischen Christenheit, verwechseln wollten mit dem ausschließlichen Besitze eines beschränkten italiänischen Gebietes, der den österreichischen Souverän neben andere italiänische Fürsten stellt und ihm in deren Zwisten blos eine Parteirolle zuweist.“

---

*) S. 44.

All das ist richtig, und wenn der Verfasser die Konsequenz daraus zöge, es sei, weil die Verhältnisse ganz anders lägen, überhaupt nicht thunlich, Dante heute zu citiren, so möchte auch nichts dagegen eingewandt werden, wenn er schließt: „Noch größer vielleicht wäre das Unrecht, das wir der weltlichen Herrschaft des Papstes zufügten, wenn wir die Anschauung des 14. Jahrhunderts heute noch ohne weiteres für sie als maßgebend ansehn wollten."

Allein der übrige Inhalt des Vortrages stimmt nicht zu diesen Aeußerungen parteilos scheinender Billigkeit. Steht Dante wirklich so außer allem Zusammenhange mit der heutigen Politik, wie kommt der Verfasser des Vortrages dazu, ihm trotzdem in seinem Vortrage eine so bestimmte Stellung zu der heutigen Lage der Dinge anweisen zu wollen? Woher nimmt er die Berechtigung, auszusprechen, Dante würde sicherlich gegen das jetzige Königreich gewesen sein? Er hätte seinen eignen Folgerungen zufolge eben so wenig Recht zu dieser Behauptung, als die italiänischen Liberalen zu der ihrigen, ja er hätte, wären seine obigen Sätze diejenigen gewesen, mit denen der Vortrag begann, nach ihnen überhaupt nichts weiter zu sagen gehabt, denn sie erledigen das Thema durchaus, welches den Titel bildet.

So aber ist er nur bei der einzigen Frage um den Kirchenstaat zu derartiger Logik gestimmt, und gerade hier, behaupte ich, paßt diese Logik nicht. Da allerdings muß Dante veraltet erscheinen, wo er die Ungültigkeit der Constantinischen Schenkung beweist. Die heutige Kirche beruft sich nicht mehr darauf. Es ist bekannt, wie der jetzige Kirchenstaat im Laufe des 16. Jahrhunderts erst durch bekannte Manoeuvres zusammengebracht worden ist, deren theilweis hohe Verwerflichkeit auch der beste Katholik nicht leugnen kann. Aber wo Dante die politische Herrschaft des Papstes mit Gründen angreift, welche aus der Natur der katholischen Kirche und den ein-

fachen Worten des Evangeliums selbst geflossen sind, kann sich Jeder noch auf ihn berufen, heute und so lange es überhaupt einen Kirchenstaat geben wird. Denn über gewisse allgemein menschliche Dinge ändern sich die Ansichten nicht. Nie wird Meinungsverschiedenheit darüber eintreten, daß Kinder ihre Eltern lieben sollen, daß Treue zu bewahren sei, daß christliche Priester fromme, keusche, friedfertige, über weltlichen gemeinen Vortheil erhabene Leute sein müssen. Und so: wenn der Verfasser des Vortrages von Mißverständnis und absichtlicher Täuschung redet: bei dieser Frage hat er kein Recht, einen solchen Vorwurf zu erheben.

Noch weniger aber sicherlich bei dem zweiten Punkte, wo er zu beweisen sucht, daß Dante „eine gliedschaftliche Unterordnung Italiens unter ein Deutsches Kaiserthum" gewünscht habe.

Er gibt zu, daß Dante der Deutschen als eines Volksstammes äußerst sparsam gedenke. Statt sparsam hätte er sagen sollen: so viel wie gar nicht. Denn nur einmal nennt Dante uns beispielshalber als Nation, da wo er (Inf. 17. 21) die Deutschen mit dem Beinamen lurchi, Säufer und Prasser in einem Worte, beehrt. Doch werden wir auch hier, und so noch einmal, nur als geographischer Namen angebracht, ohne weiteren Inhalt als den der Ortsbezeichnung. Und dennoch soll Dante die Unterordnung Italiens unter Deutsches Regiment gewollt haben, und worauf hin? — weil er gewünscht habe, daß ein Deutscher Kaiser die Welt und folglich auch Italien beherrsche.

Deutsch oder Deutsch-römisch nennt der Verfasser diesen Kaiser. Uns in Deutschland ist diese Bezeichnung allerdings geläufig, und es mag immerhin so übersetzt werden, wo im Lateinischen Imperator oder Imperator Romanus steht. Aber auf diesen oberflächlichen Sprachgebrauch einen historischen Beweis bauen wollen, ohne den Unterschied der Worte

auch nur zu erwähnen, das kann wissenschaftlich nicht als erlaubt erscheinen, am wenigsten da, wo es sich darum handelt, die Anklage bewußter Täuschung aufrecht zu erhalten. Nirgends spricht Dante von einem Deutschen oder Deutschrömischen Kaiserthume, einem Imperio tedesco, germanico, allamannico, oder tedesco-romano u. s. w., sondern überall, wo ihm im Vortrage dieser Ausdruck unterlegt wird, steht entweder allein Imperium oder Imperium Romanum ohne auch eine Andeutung nur, daß die Person des Kaisers ein Deutscher sein müsse, oder gar, daß die Regierung des Kaisers eins sei mit einem politischen Uebergewichte der Deutschen in Italien. Hätte aber Dante sich die Kaiserkrone nicht anders als auf einem Deutschen Haupte denken können, so wäre gerade in seiner Zeit, wo die französischen Könige und andere nichtdeutsche Fürsten nahe daran waren, diese Würde zu erlangen, eine Erklärung darüber nothwendig gewesen. Einmal redet er Albrecht, Rudolf von Habsburg's Sohn, „o Alberto tedesco" an*) und wirft ihm vor, nicht nach Italien gekommen zu sein, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen und Ruhe zu schaffen. Ich wäre nicht abgeneigt (ohne darauf bestehen zu wollen), dies Wort auch hier im ungünstigen Sinne zu nehmen. „O Alberto, ein rechter Deutscher bist Du, ein unentschlossener Zauderer nämlich, daß Du Italien im Stiche ließest und nicht kamst um uns Ghibellinen beizustehen." Doch könnte in dem tedesco hier auch das liegen, daß Albrecht, eben weil er nicht nach Italien kam, ein Deutscher geblieben war; er hätte sollen in Rom zu einem Römer werden.

Doch sind dies Conjekturen, denn nirgends spricht Dante sonst von den Eigenschaften des Deutschen Charakters. Nir-

---

*) Purg. 6, 98. O Alberto tedesco, ch' abbandoni
Costei ch' è fatta indomita e selvaggia, ...

gends gesteht er etwa das ein, was er gewiß öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, daß die Deutschen Soldaten sich besser schlügen als die italiänischen. Oder zeigen die Ghibellinen etwa persönliche Neigung gegen die Deutschen? Wo räumen sie uns in irgend etwas den Vorrang ein? Am liebsten nennt Dante seinen Kaiser, dieses über alle Nationalität erhabene Werkzeug der Vorsehung, ohne jedes Beiwort: Imperadore; — dessen Amt par excellence Imperio genannt wird, ohne weitere Beifügung — cui ufficio è per excellenza Imperio chiamato senza nulla addizione. Ich citire diese Worte aus seiner il Convito, das Gastmahl, betitelten Schrift, welche nicht, gleich der Monarchie, als eine blos wissenschaftliche, von der Politik des Momentes losgelöste Arbeit erscheint, sondern auf die Ereignisse anspielend eine koncisere, heftigere und gereiftere Sprache führt. Das Convito müßte eher als die Monarchie angeführt werden, wenn von Dante's Ansichten über das Kaiserthum die Rede ist. Hier fühlt man deutlicher noch als dort, wie durchdringend das Wort „römisch" gemeint ist, wenn er es dem Kaiser beilegt, und daß der Ausdruck „Deutsch" oder „Deutsch-römisch", der in dem Vortrage abwechselnd gebraucht wird, für Dante fast eine Unmöglichkeit wäre.

Dante kümmerte sich bei seinem Kaiser um die Nationalität so wenig als auch unsere strengsten ultramontanen Katholiken sich deshalb etwa nach einer Herrschaft Italiens in Deutschland sehnen, weil der Papst ein Italiäner zu sein pflegt. Es kommt ihnen auf die Kirche an; Rom als der Sitz ihres Oberhauptes liegt außerhalb der politischen Landkarte. Rom ist der Wohnort der höchsten geistlichen Gewalt, vor der die Nationen alle gleich stehen. So auch betrachten die Ghibellinen den Kaiser. Dante sagt es ausdrücklich. Alle die zum römischen Reich gehören, sind Römer; den Italiänern jedoch bleibt der Vorzug reinerer, unmittelbarer Abstammung

vom alten Volke selbst, welches das Reich stiftete und seine Mitte bildete. Italien ist der Garten des Reiches, il giardino dell' Imperio, Rom seine Hauptstadt. Italien erschien Dante als das alte prädestinirte Brüteneſt der Weltschicksale, Deutschland ist der Boden, der die Träger der höchsten weltlichen Gewalt nun einmal zu liefern hatte. Deutschlands politische Institutionen, auf deren Kenntnis es doch zuerst hätte ankommen müssen, wenn Italien sich „in gliedschaftlicher Unterordnung Deutschland anschließen sollte", liegen nicht in Dante's Gesichtskreis.

Und nun endlich, die Italiäner sollen sich bei ihrer Begeisterung für ein einiges freies Königreich Italien nicht an Dante als an denjenigen erinnern dürfen, der seiner Zeit für ein freies und großes Italien geschwärmt habe.

Vermittelst eines raschen Auszuges der italiänischen Geschichte wird vom Verfasser des Vortrages dargethan, Dante sei nicht für den „allesgleichmachenden Abgrund eines Königreiches Italien" gewesen, sondern für jene schon so oft genannte gliedschaftliche Unterordnung Italiens unter ein Deutsches Kaiserthum. Erstens jedoch hätte hier bewiesen werden müssen, daß Dante in der That von dieser sogenannten gliedschaftlichen Unterordnung &c. ein Wort gewußt, und zweitens, daß dieselbe, oder das vielmehr, was Dante an ihrer Stelle wirklich wünschte: die Vereinigung aller Länder der Erde unter dem römischen Kaiser, einen Gegensatz bildete gegen die Staatsform, welche heute in Italien zu endgültiger Gestaltung kam. Dante's Kaiserreich aber und die neueste Centralregierung Italiens unter Victor Emanuel sind zwei so durchaus verschiedene Dinge, die so wenig einen Widerspruch enthalten, als es ein Kontrast sein kann, wenn derselbe Mensch, der als Kind auf dem Arm getragen wird, als Mann später zu Pferde sitzt. Es sind zu verschiedenen Zeiten verschiedene Zustände. Wohl klagt Dante, daß die Länder Italiens voll

seien von Tyrannen*), aber so wenig wie man daraus schließen könnte, er hätte heute die verschiedenen Herzöge und die Bourbonen mit vertreiben helfen, so wenig schließt seine Begeisterung für das alte Kaiserthum eine Abneigung gegen Victor Emanuel in sich. Die Vereinigung, die sich heute vollzieht, wäre ein für Dante's Zeiten ganz unfaßbarer Gedanke gewesen. Genua, Venedig, Pisa, Florenz, Rom, Neapel, lauter zu seiner Zeit von Grund aus verschiedene Staaten, zu einem Reiche mit centralisirter Regierung zusammengefaßt, hätte damals weniger möglich geschienen, als heute die ganze Erde als ein einziges Reich mit Centralgouvernement von London, Paris oder Newyork aus.

Der Verfasser des Vortrages dagegen setzt den Begriff dieser „gliedschaftlichen Unterordnung Italiens unter das römisch-Deutsche Kaiserthum" so künstlich ganz im Allgemeinen dem des „vereinigenden Königreichs" entgegen, als hätte man nicht nur zu Dante's Zeiten zwischen beiden zu wählen gehabt, sondern stände auch jetzt noch dieselbe Wahl frei. Jedermann, er mag stehn auf welcher Seite er will, wird darüber keinen Zweifel hegen, was eine Reaktivirung der Zustände, welche den heute bestehenden vorangingen, zu bedeuten habe. Mit der Rückkehr der kleinen Monarchen in ihre sich wieder voneinanderreißenden Staaten würde das Land dem Walten der Rache und dem geistigen Untergange entgegengeführt werden. Oder doch — denn dieser Ansicht könnte immer noch die einer andern Partei entgegenstehen, welche weder von Rache, noch von Untergang zu reden gestattete — Italien würde, wenn das heutige Königreich sich in seine alten Bestandtheile auflöste, als politisches Ganzes vernichtet sein. Lehnte es der Verfasser des Vortrages nicht so bestimmt ab, seine eigenen Wünsche auszusprechen, wäre er auch nur im Geringsten auf

---

*) Purg. 6, 124: Chè le terre d'Italia tutte piene son di tiranni....

die gegenwärtige Lage der Dinge eingegangen, ich glaube kaum, daß er irgend etwas vorzuschlagen im Stande wäre, was zum Vortheil Italiens an die Stelle des „allesgleichmachenden Abgrundes“ gesetzt werden könnte, mit dem er ungerechter Weise das heutige Königreich zu bezeichnen liebt.

V.

Dante's politische Wünsche waren Träume schon zu der Zeit, in der er lebte; für uns sind es historische Merkwürdigkeiten. In welchem Maße die kaiserliche Politik, wie er sie dachte, von derjenigen abwich, welche dem Kaiser selbst praktisch und erfolgreich däuchte, zeigt Kaiser Heinrich's Benehmen, als er, der von den Ghibellinen langersehnte Helfer in Italien, dem Lande, in dem man längst nicht mehr wußte, was ein Kaiser sei, erschien.

Wohl fühlend, daß es den Ghibellinen nicht darum zu thun sei, ihm zu gehorchen, sondern daß sie durch ihn nur die Guelfen niederwerfen wollten ihres eigenen Vortheils wegen, theilte er beiden Parteien strenge Gerechtigkeit zu. Ohne Rücksicht auf ihre Feindschaft untereinander suchte er mit beider Hülfe die kaiserliche Autorität herzustellen, und bald war der Vorwurf im Munde der Ghibellinen fertig, daß der Kaiser ein Guelfe sei. Dante selbst bestürmt ihn anders zu handeln, Heinrich aber bleibt seiner Politik getreu, deren Erfolgen freilich ein baldiger Tod ein Ende machte.

Nach Florenz führte er die Ghibellinen nicht zurück. Dante starb in der Verbannung. Doppelte Päpste, guelfische in Avignon, ghibellinische in Rom, stehen sich in der Ferne gegenüber und bilden den Ausdruck des Kampfes zwischen Frankreich und Deutschland. Die französischen Könige wollten die Kaiserkrone an sich reißen. Erfolglos; aber als der Zwiespalt endlich ausgeglichen ward, traten die römischen Päpste fortan nicht mehr

als Herrscher Europa's auf, sondern herabgedrückt zu Fürsten mit kleinlicher, auf Italien beinahe beschränkter Lokalpolitik, unterwerfen sie sich dem Einflusse des von der Idee der neuerweckten klassischen Studien zu erhöhter geistiger Selbständigkeit erstehenden Jahrhunderts, während die Deutschen Kaiser ebensosehr ihre Ansprüche auf die Gerichtsbarkeit über den Erdkreis schlummern ließen. Das Gebäude, das Karl V. zwei Jahrhunderte später errichtete, war anderer Natur. Mit ihm schwanden die letzten Spuren jener gewaltigen Verhältnisse, welche Dante im Auge hatte, als er seine Monarchie verfaßte. Und dennoch, wie eingewurzelt die uralte Ansicht vom einigen großen Kaiserthume in den Gemüthern haftete, zeigen gerade die in den Zeiten der Reformation vielfach auftauchenden Gedanken, welche, aus den alten Kaiserideen hervorgehend, nicht nur den Beweis liefern, wie ungeheuer fest jener erste Grund stand, auf dem das Staatsleben scheinbar noch beruhte, sondern auch wie naturgemäß in sich das Dasein eines solchen Herrschers über den Herrschern war, von dem für hoch und niedrig das letzte Recht ausging und der dem Papste die Spitze bot.

Kindisch und abgethan muß uns erscheinen, wie Dante Politik, Philosophie und Theologie für seine Zwecke handhabt. Niemand würde heute mit solchen Beweisketten auch nur eine Mücke fest machen. Weder das ist anzunehmen, daß Dante heute lebend Ideen gehegt, die im mindesten denen ähnlich wären, welche wir aus seinen Schriften kennen lernen, noch daß er sie in ähnlicher Weise ausgedrückt. Es muß darauf verzichtet werden, wenn das specifische Gewicht eines großen Geistes gefunden werden soll, die vergänglichen Verhältnisse, unter denen er lebte, mit auf die Schaale zu legen. Absehen müssen wir von den Beschränkungen, die Erziehung, Glauben, Vaterland sogar und was den sterblichen Menschen sonst noch dahin oder dorthin ablenkt, mit auf den Weg geben. Welches

war die eigentliche Richtung des Mannes gegenüber den ewigen Fragen, die die Menschheit bewegen? Liebte er sein Vaterland? Liebte er die Freiheit? Ahnte er das Richtige oder mußte er es erst berechnen? Und endlich (doch fallen diese Fragen im Grunde alle zusammen), hätte er sich bewegen lassen, anders als seiner Ueberzeugung gemäß aufzutreten? — Nicht einmal solche Eigenschaften eines Charakters, die, obgleich sie von den äußeren Umständen abgetrennt erscheinen, dennoch wieder in der ganzen Lebensweise einer Epoche ihren Grund haben, dürfen berücksichtigt werden, wie bei Friedrich dem Großen die Hinneigung zur französischen Litteratur, wie die Grausamkeit, mit der Barbarossa seine Kriege führte, wie Karl des Großen Familienleben, und, wenn wir Dante nehmen, wie die durch Verbannung, Einsamkeit und Armuth oft fast zur Wildheit gesteigerte Schärfe, mit der er seine Feinde bekämpfte. Man könnte sagen, Dante habe seiner Zeit eine unpraktische ideal-reaktionäre Politik vertheidigt, warum sollte er nicht heute dasselbe thun? — er habe, ganz hingerissen von einseitiger Parteileidenschaft, das Gute seiner Gegner verkannt und das Unrecht seiner Freunde übersehen oder gar beschönigt, warum würde er nicht auch heute, verblendet von persönlicher Liebe vielleicht zu den vertriebenen Fürsten oder zu ihren Anhängern, in ähnlicher Befangenheit für sie eintreten? Solche Hypothesen aber sind falsch, sie greifen nicht tief genug. Soll Dante zur heutigen Lage seines Vaterlandes in Beziehung gebracht werden, so müssen wir fragen: würde ein Mann wie er, nicht der alte, durch die Erfahrungen gebeizte Dante, sondern er als ein Mann in seiner ersten Kraft und unbeschwert von Zukunft und Vergangenheit, heute eintretend sich für die Freiheit und Einheit Italiens oder zur Anhängerschaft an diejenigen entschieden haben, welche als die Feinde dieser Einheit und Freiheit theils geflohen sind, theils noch im Lande offen oder heimlich gegen sie arbeiten? Ganz rein müssen wir

ihn fassen, weder als den Mann, der erlebte, was er erlebte, noch sogar, in gewissem Sinne, als den, der schrieb, was er schrieb. Nur den Geist, aus dem er schrieb und handelte, müßten wir zu erkennen suchen, um ihn als die Seele des neuen Menschen zu betrachten, den wir noch einmal auf der Erde erscheinen und sich in die Verwirrung der Dinge hineinstürzen lassen wollten.

VI.

Dante war Ghibelline, Vertreter und Erklärer des alten heiligen Kaiserthums. Was blieb heute noch übrig von der Idee desselben? Vergleichen wir die Sache der alten Ghibellinen mit der der heutigen Legitimisten in Italien: wo auch nur der Schimmer eines Anhaltpunktes für ideale Anschauung? wo die rasende Energie der Ghibellinen? wo die glänzende Vergangenheit, auf deren Andenken sie stolz waren? Dante schwärmte für seinen von Gott eingesetzten Kaiser, den idealsten reinen Monarchen, wie er als solcher nur gedacht werden kann, dessen Reich ihm ewig erschien, mochte er in die Vergangenheit oder in die Zukunft schauen, — was aber fände er heute vor? Was tragen die Herrschaften der Könige über Neapel und der Großherzoge über Toscana Ideales in sich? Toscana ward aufgebaut auf den Trümmern der durch Verrath, Lüge und Gewaltsamkeit zerstörten Freiheit der alten seit undenklichen Zeiten freien Stadt Florenz. Der Ruhm Toscana's schließt ab mit dem Beginne erblicher Herrschaft in diesem Lande. Wie der Kirchenstaat zusammenkam, ward bereits erwähnt; wie er regiert wird, kann Niemand mehr ableugnen. Neapel aber gehört so zufällig den Bourbonen, wie dieser Familie eben so zufällig jedes andere Land gehören könnte. Ueber das ihnen gleichfalls fremde Spanien herüber drangen sie als Fremde in den Besitz des neapolitanischen Thrones. Venedig endlich und Mailand wurden beide zu verschiedener Zeit um

ihre Freiheit gebracht. Venedig an Oesterreich geschenkt, das seit Jahrhunderten sein natürlicher Feind war, Mailand durch Karl V. zur spanischen Besitzung gemacht, und so an Oesterreich übergehend.

Hätte in einem dieser Länder das sich aufdrängende Regiment des neuen Fürsten eine Blüthe hervorgebracht irgend welcher Art, so wollte ich gern von Vorsehung reden hören und diese Regierungen als durch Zeit und Erfolge geheiligt ansehn. Wo aber der geringste Anspruch auf eine solche Heiligung? Und ein Charakter, wie der Dante's, diesen Verhältnissen gegenübergestellt, sollte blind gewesen sein für die letzten Jahrhunderte italiänischer Geschichte, um jetzt, nachdem sich das Volk, sei es durch fremde Hülfe oder eigene Kraft, aus langer Erniedrigung aufgerafft hat, in der Rückkehr zur Schwäche, Zerrissenheit und geistigen Vernichtung etwas Aehnliches zu sehn wie seiner Zeit in dem Gehorsam gegen den römischen Kaiser?

Dante war ein Patriot. Dies macht ihn für alle, die dasselbe sind, zum Helden, ohne weitere historische Untersuchung. Jede Partei kann sich hier ihre Leute aussuchen. Ein Instinkt, der schärfer fühlt als noch so fein spürende Gelehrsamkeit, leitet die Völker, ihre Männer herauszufinden und auf den rechten Platz zu stellen. Armin, Karl der Große, Barbarossa, Friedrich sind für uns zu Symbolen der Deutschen Freiheit geworden, gänzlich abgesehen von den politischen, nur für Wenige verständlichen Verhältnissen ihrer Tage. Andere mögen sich am Andenken Karl des Fünften oder Ludwig des Vierzehnten stärken. Es hielte nicht Stich, wenn man heute sagen wollte, Friedrich der Große würde den, der ihm von einer preußischen Konstitution geredet hätte, auf der Stelle haben hängen lassen. Er würde heute den Vortheil des Landes gewollt haben wie zu seinen Zeiten. Was haben die Zustände damals gemein mit denen jetzt? Befunden sich Männer

als vollgesogen vom Wesen ihres Volkes, sind ihre Handlungen der Ausfluß nationaler Gesinnung, so nehmen wir an, daß sie zu jeder Zeit für Freiheit und Vaterland würden aufgetreten sein und daß sie stets den Wünschen der Nation entsprechend würden gedacht und gehandelt haben.

VII.

Die italiänische Frage der Gegenwart ist keine, die uns Deutsche Italiens wegen angeht, — die Zeiten sind Gottlob überwunden, in denen wir immer nur den Andern helfen wollten, einzig, um uns selbst darüber vergessen zu dürfen, — unsere eigne Lage vielmehr macht uns die Kämpfe der Italiäner theuer. Schmutz und Unrecht tauchen stets auf beiden Seiten auf, wo es sich um einen solchen Uebergang handelt, wo die Form eines ganzen Landes umgestaltet wird. Die Königin von Neapel hat sich in Gaeta als eine Frau von Muth und Energie gezeigt: Jeder wird es zu bedauern finden, daß sie als eine Königin ohne Thron ihr Land verlassen mußte, wie man den letzten König von Granada, der sein Königreich an Ferdinand und Isabella von Spanien verlor, oder den letzten König der Vandalen bedauern muß, der in Byzanz als Gefangener im Triumphe aufgeführt ward. Immer ist es jammervoll, wenn ein Reich zu Grunde geht und eine alte Dynastie in die Verbannung wandert. Trotzdem aber sind der König von Sardinien, Garibaldi und Cavour die Retter des Landes. Denn was hätte werden sollen, wenn die Bourbonen weiter regierten in Neapel, oder der Papst im Kirchenstaate? Wer Italien kennt, auch nur als Reisender der rasch durch das Land fährt, mußte fühlen, daß ohne eine totale Veränderung der Dinge das Volk verloren war. Man braucht den wohlwollenden Großherzog von Toscana oder die beherzte Königin von Neapel darum nicht zu hassen oder sie in geringerem Maße zu bedauern: die Umwandlung war dennoch nöthig. Und unser

Mitgefühl selbst für das verwandte Oesterreich kann uns nicht blind machen für die durch Dokumente beglaubigte Thatsache, daß es die österreichische Politik gewesen ist, die in den letzten Jahrzehnten Italiens gesammte geistige Entfaltung mit Gewalt unterdrückt hielt.

Welcher Jammer aber in diesem einen Worte „Gewalt“ enthalten liegt, dazu braucht man nur einen Theil der neueren italiänischen Litteratur zu kennen. Die Werke eines Mannes wie Leopardi etwa, der weder Verschwörer noch Revolutionär war. Wer diese Gedichte und Aufsätze und Briefe durchliest, muß die Qualen empfinden, zu denen inmitten eines von geistiger Sklaverei niedergehaltenen Volkes diejenigen verdammt sind, die sich mit nagenden Gefühlen über die Mauern ihres Kerkers hinüber in die Freiheit sehnen. Oesterreich hat das verschuldet an Italien sowohl wie an Deutschland lange Jahre. Nicht das österreichische Volk, sondern die, von denen es regiert ward. Die waren es auch allein, die Jahrhunderte lang Preußen und Norddeutschland zu schwächen und zu erniedrigen strebten, denn die Völker selber hassen sich nicht mehr heute, wenn sie nicht gereizt werden von denen, die an ihrer Spitze stehen. Karl Witte sagt ganz richtig, daß der Haß der Italiäner gegen die Deutschen ein Produkt der neuesten Zeit sei. Man haßt die Deutschen, weil für die Leute dort tedesco und austriaco dasselbe bedeuten. Niemand haßt Preußen. Niemand auch würde Oesterreich hassen, hätte Oesterreich das Gefühl nicht hervorgerufen.

VIII.

Das, was die Menschen heute begehren, ist Freiheit. Wenn ein großes Volk sich bewußt wird, daß es seiner inneren Natur nach ein Ganzes bildet, muß es ihm unerträglich scheinen, durch Grenzen, verschiedenartige Gesetze und Zersplitterung seiner militärischen Kraft von einander getrennt zu

sein. Diese Grenzen, diese Ungleichheit der Gesetze, diese Theilung seiner Kraft sind ihm willkürliche, seiner Natur und wahrem Besten widersprechende Hemmnisse. Es wünscht sie beseitigt. Es sind immer Epochen eingetreten, wo im Schooße der Völker durch eine wunderbare, plötzlich erwachende Mitarbeiterschaft jedes Einzelnen das natürliche Verhältnis nach allen Richtungen hin wiederhergestellt wurde; wo alles sinken mußte, was nicht in dem eigenen Wesen seiner Natur die Kraft, sich aufrecht zu erhalten, besaß. Weder Abneigung gegen Fürstenherrschaft, noch Haß gegen Adel oder Geistlichkeit, noch überhaupt Auflehnung gegen irgend welche Uebermacht bewegt heute die Menschheit, denn diese drei haben meistentheils schon gemeine Sache gemacht mit dem großen Ganzen, sondern ein Gefühl ist erwacht in den Geistern, wie es, so lange wir die Geschicke der Nationen verfolgen können, noch niemals sich in diesem Umfange über den Erdkreis verbreitet hat: ein Drang nach Selbstbestimmung, nach Unabhängigkeit von äußerlich Hergebrachtem, nach Loslösung von aller Willkür, nach Freiwilligkeit in Gedanken und Thaten, nach Gerechtigkeit gegen jede menschliche Forderung. Man will sich opfern, aber aus eigener Wahl; man will sich unterwerfen, aber dem Würdigsten; wohnen wo man will, gehen und kommen ohne getrieben zu werden. Daß jeder Mensch Theil haben müsse an der Herrschaft über die Erde, seinem Vermögen nach, daß jeder ein Theil sei des Ganzen, dessen Arbeit zur Erhaltung und zum Fortschritt des allgemeinen Wohles weder entbehrt noch zurückgewiesen werden könne, empfinden selbst diejenigen heute ohne Haß, welche eigenes scheinbares Interesse zu Gegnern dieses Gedankens machen könnte: denn das ist das Unerhörte, historisch Neue der jetzigen Bewegung, daß überall sich plötzlich praktische Wege finden zu dem ungeheueren Uebergange und daß, indem der Widerstand in sich zusammensinkt, ein allgemeines Entgegenkommen

das Unerreichbare möglich zu machen scheint. Dieses Zuneigen von allen Seiten her der Wahrheit zu ist die großartige Erfahrung der neuesten Zeit. Während noch vor 20 oder 30 Jahren durch den Widerstand derer, in deren Händen fast ausschließlich die Macht lag, jene Verirrungen des Kommunismus, des Gedankens von der Beseitigung der Reichen oder der Fürsten oder gewaltsamer Republikanisirung des Landes und andere, durch die auf das Feld des Nachdenkens beschränkte Thatkraft des größeren Theiles der Völker hervorgelockte Auswüchse politischen Theoretisirens als mächtige Gespenster erstanden, welchen früher oder später in chaotischem Zusammensturze Alles anheimzufallen drohte: hat heute die in allen Gemüthern durchbrechende Einsicht jegliche Wünsche in das natürliche Maß gelenkt und aus der heimlichen Unzufriedenheit eine öffentliche Liebe zum Vaterlande, aus der Indifferenz eine Thätigkeit zur Erhöhung seiner Macht, aus dem verzweifelten Entgegenschleichen dem zu, was als das Hereinbrechen der Altersschwäche oder der rohesten Verwilderung erwartet wurde, eine Zuversicht auf die Zukunft erblühen lassen, in deren Lichte die Gegenwart sich uns nun als eine Epoche der Geschichte darstellt, wie sie fruchtbringender und erhebender kaum gedacht werden kann.

Wäre Dante fähig gewesen, sich dem zu verschließen? In dunklen Verhältnissen handelte er als leidenschaftlicher Parteigänger, sein Gedicht ist ein Gesang der Rache gegen seine Gegner; mit unversöhnlicher Wuth verfolgt er sie bis über das Leben hinaus und stellt sie als verdammt dar bis hinein in die unendliche Ewigkeit. Dennoch, wo er sich in seinem Werke fern von diesem Gefühl auf die Höhe rein menschlicher Anschauung erhebt, ist er frei und milde; und nun, wenn seiner Phantasie die Möglichkeit aufgegangen wäre, daß alle Völker in einem großen Frieden sich vereinigten, daß aller thierisch-fabelhafte Zwang, den die Jahrhun-

derte beengend mit sich schleppten, abfiele von uns und eine günstige Entwickelung des eigenen Wesens das Ziel wäre, dem jeder Einzelne in der ungeheueren Zahl der Bewohner des Planeten entgegenstrebte, hätte er anders als mit Enthusiasmus dieses Bild ergreifen können, und erfüllt von seinem Glanze nicht gern die Ideen von Papstthum und Kaiserreich dagegen eingetauscht? Absichtlich wähle ich diese idealste Vorstellung unseres zukünftigen Schicksals, weil auch die Dante's vom Reiche des Kaisers so überschwänglich ideal ist. Er konnte nicht über diese Gränze hinaus. Ihm war Italien noch immer die Mitte der flachen von Nebelländern umkränzten Scheibe, die Vergangenheit ein Chaos ohne Weg und Steg, die Gegenwart ein allgemeiner Kampf und dessen Endziel persönliche Obergewalt. Fast unbewußt nur drängen sich jene Gedanken höherer Freiheit in seine Verse ein, und dennoch liegen sie so fest und tief darin, daß die Erklärung seiner Gedichte das Studium derer wurde seit Jahrhunderten, die sich mit Bewußtsein für die besten Söhne Italiens hielten, und daß, ohne Rücksicht auf das, was er plötzlich gewollt, die Begeisterung aller Parteien sich ihm zuwandte.

Sehr bald fühlte man im guelfischen Florenz selber, daß Dante's Ghibellinismus etwas Anderes, Höheres sei als die egoistisch haltlose Politik derjenigen, in deren Mitte die Verhältnisse ihn verstoßen hatten. Wie Dante die Sache auffaßte, für die er kämpfte, lag in ihr wirklich das Heil des Landes, und im Abfall von ihr dessen Untergang. Die Staatsform, die er gefunden, ist die Blüthe der romanischen Weltanschauung, über die bei den Romanen auch heute nichts hinausgehen würde, wäre nicht die germanische jetzt endlich durchgebrochen. Diese bedarf Papst und Kaiser nicht mehr als persönlicher Gewalten. Die öffentliche Meinung, das aus allgemeiner Kenntnis sich bildende Urtheil Aller ist heute der Monarch, der die Nationen überherrscht. Wie wir em-

pfinden, daß trotz der Trennung der Konfessionen dennoch eine allgemeine unsichtbare christliche Kirche die Mehrzahl der Menschen verbindet (das Surrogat für Papst und Katholizismus), so fühlen wir, wie in politischen Dingen dieselbe, im Urtheil der germanischen Völker sich hauptsächlich äußernde allgemeine Moralität waltet. Keine Macht kommt auf gegen sie. Unerbittlich richtet sie Fürsten und Völker, und weder Widerstand noch Täuschung machen sie irre oder dämpfen sie. Für Dante's Zeitalter war die Herrschaft eines bloßen Gefühles unfaßbar; als unentbehrliche Macht erschienen Papst und Kaiser mit geistlichem und weltlichem Schwerte. Dante faßte sie auf so rein und geistig als die Idee es selber zuläßt: er hätte mehr als ein Mensch sein müssen, wenn er damals sich höher hätte erheben wollen.

Hätte er unter uns gelebt, warum annehmen, er, der zu seiner Zeit Allen vorausging, sollte mit den Wenigen sich verbünden, die sich heute verschließen gegen das, was sonnenklar ist? Gegen die Guelfen kämpfte er an, weil ihre Trennung von der Sache des Kaisers ihm als ein Widerspruch gegen die Vernunft, als ein Ablenken in die völlige Verwirrung erschien. Sind die aber, welche heute den Fortschritt verneinen, nicht in derselben Lage wie jene Guelfen damals? Freilich steckt in der Idee des Guelfenthums (doch gewiß ahnte es keiner von seinen Anhängern allen) der Anfang dessen, was wir heute die Nationalitätsbewegung nennen, der erste Schritt zu der Völkerfreiheit der neuesten Tage, aber Dante's Guelfen dachten weder an Frieden noch an Bündnisse, Feindschaft war ihre Losung und ununterbrochene Kämpfe gingen aus der Auflösung der alten Formen hervor. Dante irrte darin, daß er das schon Verlorene wieder aufzubauen hoffte. Würde er deshalb heute aber die Bourbonen in Neapel und Frankreich haben zurückführen wollen? Gerade diese legitimsten Regierungen, die sich Jahrhunderte lang wie ein Spinnennetz über

Europa zogen, denen das Interesse der herrschenden Dynastie eins war mit dem Wohle des Volkes, sind die Frucht des Guelfenthums, diese zahlreichen Herrschaften, die sich um niederen Vortheil bekämpften, ohne daß eine höhere Gewalt über ihnen stand, die sie in Frieden hielt. Friedrich der Große war der erste unter den Fürsten, der sich gegen diese Auffassung der Dinge empörte, der erste König im Sinne der neuen Zeit. Was wir heute wollen, ist die völlige Durchführung seiner Prinzipien: daß Fürst und Volk ein Ganzes bilden, nicht wie Reiter und Pferd, sondern wie Thurm und Kirche, daß der König über dem Volke stehe, wie Dante's Kaiser über den Königen. Dante würde in der heute neueinbrechenden natürlichen Ordnung die Wiedergeburt seiner Idee begrüßt haben, die harmonische Auflösung dessen, was ihm selber als ein Räthsel erscheinen mußte. Denn zu Zeiten konnte er sich doch wohl nicht verhehlen, wie wenig seine Welt noch der Stoff war, aus dem sich sein Kaiserreich wiederherstellen ließe. —

Wenn er, zurückkehrend in das Leben, das jetzt in Europa waltet, die Verbindung der Länder sähe unter einander, den Flug der Gedanken über ganze Völker hin und die Einstimmigkeit von Tausenden in ihrem Verständnisse, wo früher kaum hier und da ein Einzelner sich um geistige Dinge kümmerte, wenn er die mauernlosen Städte erblickte, von deren einer zur anderen pfeilschnelle Straßen führen, das Verschwinden jener neidischen Feindseligkeit, mit der sie sonst einander überwachten, das Eindringen der Wissenschaft in Gefilde, die ihm noch unbekannte Wüsten bildeten, das einmüthige plötzliche Zusammenwirken von allen Seiten, wo es sich um große Zwecke handelt, den ungeheuren Einfluß Einzelner, deren überwiegender Geist zur allgemeinen Kenntnis kommt, wenn er sähe, wie sein Vaterland, zurückgehalten durch egoistische Tyrannei bis jetzt, theilzunehmen an diesen höchsten Gütern,

plötzlich seine Fesseln verliert: — er würde sich nicht abgeschlossen haben, um die lebendige Kraft seines Geistes dem Wiederaufbau jener Scheidewände zuzuwenden, die dieser Entwickelung hemmend im Wege standen.

Wie er zu der Zeit, in der er lebte, die gesammte Wissenschaft zu umfassen und in ihr seine Gesinnung zu bekräftigen suchte, würde er sich heute mit derselben Kraft zu derselben Höhe zu erheben gesucht haben. Aufgelöst hätte sich seine kindlich unklare Ansicht der Vergangenheit in lichtvollere Gedanken über das, was war und in reinere Ahnung dessen, was sein wird. Vertauscht hätte er den engherzigen Florentiner Patriotismus mit einem Gefühle für ganz Italien, wie es heute den ersten Männern seines Vaterlandes die Brust erfüllt.

Leicht denkbar wäre es, daß eine ungünstige Verwickelung der Dinge Italien auch jetzt und für immer um die eben aufdämmernde Hoffnung nationaler Selbständigkeit betröge, denn sicher ist freilich der allgemeine Fortschritt des Ganzen, der Sieg des Guten, Großen und Edeln, unsicher aber dennoch sind die Schicksale der Menschen und Völker, die wie große Ströme in Felsspalten stürzen können, um nie wieder ans Licht zu kommen. Möglich ist es, daß Italien an Frankreich oder Oesterreich fällt, je nachdem unvorhergesehene Mächte einem oder dem andern die Umstände zu Gunsten lenken, und daß das Volk von Neapel, das die Abwechselung mehr liebt als seine Freiheit, die neue Unterjochung mit Lustgeschrei begrüßt. Dennoch wird die Nachwelt in den heutigen Anstrengungen Italiens eine heroische Bewegung sehen, und wir Deutschen selbst, wenn wir in Gestalt Oesterreichs dann zu siegen schienen, müßten diese Siege bedauern, die einer besseren Herrschaft über Italien Eintrag thäten.

Denn Deutschland herrscht von einem höheren Throne als der eines politischen Monarchen ist, längst über Italien,

und diese Herrschaft erweitert sich von Tage zu Tage. Deutsche Wissenschaft hat auch dort Macht gewonnen über die Gemüther, wie sie es in anderen Ländern gethan, die uns politisch oft so weit überholen. Diese Herrschaft aber ist sicher und wiegt jede andere der Deutschen über fremde Nationen auf. Erschiene ein Mann von Dante's geistiger Kraft heute in Italien, von ihm würde sich in künftigen Jahrhunderten leichter beweisen lassen, daß er das Uebergewicht der Deutschen anerkannt und ihren herrschenden Einfluß auf sein Vaterland als eine heilsame Gabe des Himmels empfunden habe.

Ralph Waldo Emerson.

(1861.)

Bei einem mir befreundeten Amerikaner fand ich vor Jahren einen Theil der Essays von Emerson zufällig auf dem Tische liegen. Ich sah hinein, las eine Seite herunter und war erstaunt, eigentlich nichts verstanden zu haben, obgleich ich mir meines Englisch ziemlich bewußt war. Ich fragte nach dem Autor. Er sei der erste Schriftsteller Amerika's und sehr geistreich, aber manchmal etwas verrückt, und er könne sogar öfter seine eigenen Sätze nicht erklären. Aber niemand sei so angesehen als Charakter und Prosaist. — Kurz, dies Urtheil lautete so wunderbar, ich sah wieder in das Buch: einige Sätze sprangen mir so leuchtend in die Seele, daß ich eine Art Trieb empfand, es einzustecken und zu Hause genauer anzusehen. Ich finde, es ist schon sehr viel, wenn uns ein Buch so reizt, daß wir uns ohne Zwang entschließen, hinein zu sehen, heute, wo man aus einer Art Selbsterhaltungstrieb sich gegen Menschen und Bücher auf der äußersten Defensive halten muß wenn man Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren will.

Ich nahm Websters Dictionary und fing an zu lesen. Der Satzbau erschien mir ganz außergewöhnlich. Bald entdeckte ich das Geheimnis: es waren wirkliche Gedanken, war eine wirkliche Sprache, ein reeller Mensch, den ich vor

mir hatte, kein — ich brauche den Gegensatz nicht weiter auszuführen; ich kaufte mir das Buch. Ich habe seitdem nicht aufgehört in Emerson's Werken zu lesen, und jedesmal wo ich sie von neuem vornehme, scheint es mir als läse ich sie zum erstenmal.

Es ist nicht leicht zu sagen, was uns an einem Schriftsteller anzieht, am schwersten, wo man es mit einem mitlebenden zu thun hat. Man sagt meistens: er ist mir sympathisch. Mir ist es am natürlichsten, durch eine Vergleichung mit den Gesetzen des Druckes und der Schwere mein Gefühl darzustellen. Ich nehme an, daß auf der Seele eines jeden ausgewachsenen Menschen die Summe alles Erlebten, seiner Erinnerungen, Hoffnungen, Befürchtungen und der Verhältnisse, die ihn täglich umgeben und zu einer nothwendigen Thätigkeit zwingen, mit einer gewissen Schwere lastet, und daß er sein Glück danach bestimmt, in wie weit es ihm dann und wann gelingt, diesem Drucke zu entrinnen und sich frei zu fühlen. Deshalb beneidet man ja die Kinder und selbst das liebe Vieh bisweilen.

Das gewöhnlichste Mittel ist die tägliche Arbeit. Man vergißt sich selbst am einfachsten und natürlichsten über ihr. Ich kann deshalb, ganz nebenbei bemerkt, auch keineswegs der Ansicht mancher Nationalökonomen beistimmen, als sei die angestrengte Arbeit des armen Mannes die Frucht eines Opfers, das er der menschlichen Gesellschaft darbringt, und das ihm eine Art von Märtyrerheiligenschein verleiht, der andere Leute ohne Schwielen an den Händen mit heimlicher Scham erfüllen müsse.

Ein anderes Mittel sind betäubende Genüsse. Das edelste aber ist die Betrachtung der Natur und der schönen Künste.

Entweder ergibt man sich diesem Studium ganz, oder man läßt es in den Momenten eintreten, wo man, ermüdet von Geschäften, den hungrigen Geist anderweitig befriedigen

muß. Man beginnt zu wählen und sich dem zuzuwenden, was anspricht und seinen Zweck erfüllt. Der eine vertieft sich in Goethe, der andere in Shakespeare und Raphael, in Beethoven, in Händel, Plato. Andere, von geringerer Tiefe, ergreifen die Hand niedrigerer Geister, einige suchen mit Begier immer das Neueste auf, was Buchläden, Koncerte und Theater bringen; entgegengesetzte Neigung wirft sich auf das Seltene und Unbekannte, und der Geist eines Buches, Kupferstiches, Kunstwerks scheint darum an Gehalt zu gewinnen, weil sich niemand sonst in seinem Besitze befindet. Einem richtig gebauten Geist kann das aber nicht genügen. Er sieht sich die Erscheinungen unbefangen an zuerst; wo sich etwas an ihn anklettet, hält er still und betrachtet es. So lange es ihn fesselt, so lange verweilt er dabei. Er genießt. Die Frage, ob das, was ihm so den Sinn erfüllt, schön sei, ist die zweite Frage, die erste bleibt immer: hält es ihn wirklich fest, und wie lange? Ganz bescheiden schreitet er dann vom Genusse weiter zur Kenntnis, und voller Zurückhaltung denkt er an den vernichtenden Funken, der aus Psyche's voreiliger Lampe absprang.

Man weiß so selten in Wahrheit, wo das eigentlich steckt, was in dem Werke des Geistes uns festhält, wo das Wort steht, das uns zwingt und dem wir gehorchen. Der eine durchliest Plato wie ein angenehmes Lesebuch, dessen Deutsche Uebersetzung ihm genug gewährt, der andere klebt an jedem Worte, jeder Partikel, und Satz für Satz erfüllt ihn mit weithin greifendem Nachdenken. Der eine sagt: Goethe's Wahlverwandtschaften haben mich sehr interessirt; der zweite: sie haben mich tief ergriffen; der dritte: das Buch enthält furchtbare Geheimnisse. Jeder hat ein Recht, sich zu wählen was ihm wohlthut, es zu durchdringen so weit er kommt, wenn es ihm nur den geforderten Dienst leistet: ihn emporzuheben über den Jammer des Lebens und mit einem freien, kind-

lichen, hoffnungsreichen Strome zu durchschauern, als wären die Ideale des Lebens allein wirklich und der Gang des täglichen Lebens nur ein bleierner Traum der auf uns lastet. Am höchsten aber stehen diejenigen Künstler, deren Werke ein noch größeres Wunder vollbringen, die diese traurige Alltäglichkeit selbst mit festen Händen angreifen, und indem sie ihr beängstigendes Gewebe kunstreich aufdröseln, seine innere Schönheit zeigen, die uns nicht durch vorgespiegelte Träume ihm entreißen, sondern es uns ganz in der Nähe zeigen, als schön und als Gottes Schöpfung, uns die verborgene Glorie erblicken lassen, die jede irdische Erscheinung umwebt, und uns so nicht um unsern Kummer betrügen, sondern ihn verschwinden lassen als ein Gebilde der bedrückten Phantasie die uns gefangen hielt.

Raphael und Goethe besitzen diese Kraft am reichlichsten. Das was sie darstellen, überschreitet nicht um eine Linie das Maß des menschlich Natürlichen. Sie locken uns nirgends in wunderbare, unmögliche Gegenden, sie öffnen uns nur die Augen, und mit einemmal erscheint uns das gewohnte Dasein anders, schön und leuchtend, und jetzt erst in seinem wahren Lichte. Sie stehen im engsten Verhältnisse zur Natur. Sie halten uns kein Glas vor, das vergrößerte, verkleinerte, den Dingen einen künstlichen Rosenschimmer, Sonnenschein oder eine gemachte Düsterheit verliehe; sie zeigen uns die Dinge wie sie sind, das heißt, nicht wie sie ein verdrossener Blick an einem sonnenlosen Tage theilnahmlos ansieht, sondern wie sie dem unbefangenen Auge erscheinen müssen, während unsere Augen, durch falsche Erziehung mißhandelt und verdorben, aus eigener Gewalt den ursprünglichen Glanz der Natur nicht mehr zu erkennen vermögen.

Sie söhnen mich aus mit dem Leben. Was mich bedrängte erfreut mich nun, ich flüchte nicht mehr davor, ich fasse es an und es verwandelt sich in Schönheit unter meinen

Händen. Alles was sie berühren, ist Gold, ist schön, als wiese Gottes Finger darauf hin und eine geheime Stimme flüsterte: „sieh es nur an und erkenne es," und ich hätte Kraft es zu erkennen so lange sie es mir zeigen.

Dies Gefühl habe ich auch bei Emerson im reinsten Maße. „Sieh die Sterne an, wenn du allein sein willst," beginnt einer seiner Essays, „die Strahlen, die von diesen himmlischen Welten fließen, werden dich abtrennen von deiner Umgebung. Man möchte denken, die Atmosphäre sei nur deshalb so durchsichtig, um den Menschen im Anblick der Gestirne die unaufhörliche Gegenwart des göttlich Erhabenen zu gewähren. Aus den Straßen einer Stadt betrachtet, wie groß sind sie! Wenn die Sterne alle tausend Jahre nur einmal sichtbar würden, wie würden die Menschen sie verehren und durch Generationen hindurch das Andenken an diese eine Nacht bewahren, wo ihnen die Wohnung Gottes gezeigt ward! So aber kommen sie jeden Abend hervor, diese ausgesandten Diener der Schönheit, und leuchten hinunter in die Welt mit ihrem sanft ermahnenden Lächeln." Und so weiter, es ist der Eingang des Essays, welcher Nature überschrieben ist. Ich las es, und wie ich Satz für Satz weiter schritt, ward mir zu Muthe, als sei ich dem einfachsten, wahrsten Menschen begegnet und hörte ihm zu, wie er mit mir spräche.

Ich fragte nicht ob er geistreich sei, ob er etwas wolle, ob er den oder jenen Hintergedanken mit seinen Sätzen beweisen möchte, — ich las eine Seite nach der andern. Es ist möglich, daß das alles verworren und hart war, mir schien es nicht so, ich folgte den Gedanken Wort auf Wort: alles erschien mir alt und bekannt als hätte ich es tausendmal gedacht oder geahnt, alles neu als lernte ich es zum erstenmal. Hatte ich das Buch eine Zeitlang nicht in Händen gehabt, so revoltirte mein Unabhängigkeitssinn auf eigene Faust. Ich hielt es nicht für möglich, daß ich mich so gefangen gegeben

hätte, ich schien mir getäuscht und betrogen, ich sagte mir: dieser Mensch wird ein Mensch sein wie alle andern, wird ihre Fehler und zweifelhaften Tugenden haben, wird eitel, schmeichelbar und launisch sein — und wenn ich dann wieder seine Sätze las, flog die zauberische Luft über mein Herz von neuem, es erfrischte sich das alte abgearbeitete Getriebe der Welt, als hätte ich niemals so reine Luft gekostet. Ich hörte neulich von einem Amerikaner, der Emerson's Vorlesungen beigewohnt, es gebe nichts Ergreifenderes, als diesen Mann zu hören. Ich glaube das. Es geht nichts über die Stimme eines Menschen, der aus tiefster Seele das ausspricht, was er für wahr hält.

So kenne ich nur seine Schriften. Aber wenn man Jahre lang von einem Buche denselben reinen, ergreifenden Eindruck empfängt, mitten unter so vielem andern, das trotz aller Erfahrung zuerst den Schein des Aechten aufrecht hält, bald aber dennoch als todt abfällt, — dann lernt man daran glauben; hat man außerdem längst gelernt, daß das eigene Gefühl der einzige sichere Maßstab sei, auf den man sich verlassen könne, so weiß man, daß ein solcher Glaube an die Kraft eines Mannes ein Besitz sei, der nicht anzufechten ist; und sieht man, wie immer wieder das Aechte verkannt und das Leere pomphaft geglaubt und gepriesen wird, so stumpft man sich ab gegen das, was andere pro und contra zu Tage fördern.

Nun aber sieht man, wie die Welt sich unaufhörlich nach der wahren handfesten Natur eines Mannes sehnt, dem sie sich hingeben könnte; man fühlt sich glücklich in der Bekanntschaft mit einem Manne, der dem zu entsprechen scheint, und man fängt an, halb aus Freude die Entdeckung gemacht zu haben, halb von dem Drange bewegt, der jedes lebhafte Gefühl begleitet, sich mitzutheilen und als eine Wahrheit öffentlich aufzustellen, was man für eine Wahrheit halten muß.

Ich wandte mich zuerst an solche die ich genau kannte,

von denen ich außerdem wußte, daß ihnen das Englische vertraut sei. Ich brauchte das Buch nur hinzulegen und zu sagen: lies. Der erste Erfolg bestätigte mich in der Nützlichkeit meiner Bestrebung. Ich empfahl nun auf gut Glück Emerson's Werke, und jetzt begann ich böse Erfahrungen zu machen.

Emerson schreibt englisch. Viele können Englisch; sie lesen die geläufigen Schriften, wie sie Tauchnitz Band auf Band in die Welt schickt. Macaulay macht ihnen keine Schwierigkeit, selbst Carlyle ist ihnen verständlich, sie kommen durch die künstliche Unordnung seiner Perioden hindurch; — Emerson aber, da fängt die Chaussee an sich in einen bedenklichen Sandweg zu verwandeln. Er schreibt und denkt amerikanisch. Er schreibt nicht für Berlin, sondern für die Leute von Massachusets. Er nimmt jedes Wort im dortigen Tageskurs, wie es ihm im Momente paßt; ob es der Rest der Menschheit herausbekommt, ist ihm gleichgültig. Emerson hat es erlebt, dieser seiner Schriften wegen zuerst als ein Ungläubiger, Verrückter, Irrlehrer proscribirt zu werden, er kehrte sich nicht daran; jetzt tritt er auf, umgeben von einer bewundernden, lauschenden Menge — kann ihm da noch daran liegen, was über ihn gesagt werde? gar, was in Europa Leute über ihn reden, die seine Sprache zur Noth verstehen, oder nur dies und jenes flüchtig in Deutscher Uebersetzung lesen?

Ein zweites Hindernis: Emerson ist ein gebildeter Mann, und wenn er zu seinen Landsleuten und den Engländern spricht, hat er ein gebildetes Publikum vor sich, das heißt Leute, die das praktische Leben kennen und eine handgreifliche Idee von der Vergangenheit und Zukunft ihres Vaterlandes hegen. Bei uns ist da ein wunderlicher Gegensatz. Wir sind äußerst gelehrt, aber für unsere Examinatoren. Wir kennen das Leben sehr genau, aber dasjenige, welches man in verschiedenen Carrièren führt; unser allgemeines Gefühl jedoch erwacht erst und besiegt nur noch in kleinen Vorpostengefechten

den ausgebreiteten Partikularismus, dem wir politisch und im Privatleben ergeben sind. Unsere Geschichtsbücher enthalten sehr genau den Inhalt einzelner Fächer der Geschichte, aber ein Gefühl des großen allgemeinen Stromes entbehren sie. Können wir dies sogar bedeutenderen Naturen vorwerfen, was erst den gewöhnlichen! Ich glaube, nirgends ist so viel partielle Wissenschaft mit so viel universeller Unwissenheit zum Gesetz erhoben als bei uns. Jeder weiß was er wissen muß, und weiß es wie er es wissen muß. Die Menschen fahren durch die Wissenschaften durch, wie man in einem Kourierzuge jetzt Europa durchschneidet: wir haben die Reise hinter uns, sind da angelangt wohin wir wollten, haben aber nichts dazu gethan, nichts gehört, nichts gesehen, nur unsere Billets bezahlt, uns einen bequemen Platz bereitet und im Traume die Zeit hingebracht. Man kann heute von Petersburg nach Madrid fahren, ohne mehr zu thun als den Geldbeutel auf und zu zu machen. Und doch ist man endlich in Madrid. Man wollte sich ja nicht Deutschland und Frankreich besehen, sondern man wollte in Madrid ankommen, und diese Absicht erreichte man. So wir mit unserem Lernen. Wir haben die Kenntnisse im Kopfe, wir sind solvente Leute und jeden Augenblick bereit die geforderte Summe an Wissen baar auszuzahlen so hoch unsere Wechsel lauten, aber die Ehe dieser Gedanken mit dem Geiste der sie beherbergt, ist eine kühle Konvenienzheirath ohne Gemeinschaft und ohne Kinder. Wie scheut man Gespräche, in denen die Kenntnisse als Eigenschaften des Charakters verwerthet werden sollen! Man will nirgends Konsequenzen ziehen. Was über das Bereich des Positiven, durch Bücher zu Belegenden hinaus geht, sind bedenkliche Konjekturen. Nur das Unangreifbare wird frech geäußert und die Meinung mit bedenklichem Schweigen übergangen, die kein anderes Fundament hat, als das tiefe Gefühl dessen der sie aufstellte. Erst wenn sie zu imponiren anfängt,

spitzt man die Ohren, und wenn es endlich nothwendig wird, von ihr Notiz zu nehmen, lernt man sie in der Stille auswendig.

Darin liegt die Armuth und der Reichthum unserer Tage. Emerson, der bei Goethe so schön nachgewiesen hat, wie er dazu berufen war, das unendliche zusammenhangslose Wissen seiner Epoche in sich aufzunehmen und zur Ausbildung seiner Persönlichkeit zu verwerthen, wie den bloßen Mist, der auf den Acker gefahren wird, Emerson, der Goethe nicht aus Büchern die Andere über ihn verfertigten, sondern aus den eigenen Werken des größten Deutschen kennen lernte, stellt ihn als einen Mann dar, wie ihn kein anderes Volk besitzt, gleichsam die Blüthe des Deutschen Wesens, das in einem Einzigen symbolisch zur Erscheinung kam. Dadurch daß er ihn als den Schriftsteller par excellence, Shakespeare als den Dichter par excellence hinstellt, gibt er jedem sein Recht und seine historische Bedeutung der germanischen Race gegenüber, die sie nach zwei Richtungen hin repräsentiren. Was er über beide sagt, ist aus dem Wesen ihrer Charaktere geschöpft, zugleich so präzis und tiefsinnig, daß an manchen Stellen fast die einzelnen Wörter eines Kommentars bedürften. Man muß in der großen Welt gelebt haben, um große Charaktere zu begreifen. Emerson steht mit den ersten Männern seines Landes in Verbindung, eines Landes, das eine großartige Politik hat, während wir keine hatten bis auf diesen Tag, wie auch Goethe seiner Zeit mit den ersten Geistern der Nation verkehrte, und alle Männer dies thaten, die sich harmonisch durch und durch zu der Höhe erhoben, daß ein ganzes Volk ihre Oberhoheit anerkannte. Es bedarf nicht nur des Lichtes, um als Leuchtthurm weit in die Runde zu strahlen, sondern auch eines Thurmes dazu, von dessen Spitze es erst sichtbar wird.*)

---

*) Mirabeau sagt das irgendwo.

Die Blüthe eines Volkes tritt ein, wenn seine höchsten und niedrigsten Kräfte angespannt und in schaffender Wirksamkeit sind. Jeder hat dann so viel zu thun, daß er sich um den Andern kaum bekümmert. Offenherzigkeit herrscht; die großen Fehler und großen Tugenden zeigen sich nackt; Niemand ist so unbeschäftigt, um unnütze Künste moralischer Heimlichkeitskrämerei zu üben. Man lese Plato's Gastmahl, das wie ein reizendes Romankapitel Sokrates, Alcibiades und ihre Freunde beim Gelage darstellt. Da hätten Jupiter und der ganze Olymp mittrinken können. Welch ein funkelnder Geist, und daneben, welche kraftvoll politische, felsenfeste Unterlage! Nicht der gekünstelte Esprit der französischen Glanzperiode, oder die verdeckte Rohheit der Augusteischen Litteraturgeschichte (obgleich beide noch heroisch genug waren gegen manche Andere), sondern ein ächter Geschmack, Feinheit des Lebens, Muth, Uebermuth, Ueppigkeit, Tapferkeit: Ideale von Männern mit all ihren Schwächen und Fehlern, ungezierte, freie, schöne Menschen. Ein Schimmer der wunderbarsten Kultur liegt auf dem Gemälde. Wie Alcibiades betrunken auftritt und auf Sokrates eine Lobrede hält, wie sie dann tief in der Nacht einer nach dem andern umfallen und endlich nur Sokrates und wenige andere bis zum Morgen fortkneipen — warum beleidigt uns das nicht, sondern ernsthafte Männer lesen und lesen es mit Sorgfalt, und Niemand verdenkt es dem großen Plato, das geschrieben zu haben? Wenn heute ein Philosoph eine solche Novelle als Form wählen wollte, um aus dem Munde betrunkener Wüstlinge göttliche Worte ausströmen zu lassen, welch ein Geschrei von Berlin bis Basel sich da erheben würde! Es möchte vielleicht auch schlecht genug ausfallen. Warum wagen wir aber selbst kaum den Aristophanes anzuklagen, den Goethe schonend den ungezogenen Liebling der Grazien nennt? — weil die Bildung dieser seit zweitausend Jahren gestorbenen Grie-

chen wie eine unsterbliche Schutzwehr ihren Namen und ihre Werke umgibt und allen Tadel zurückwirft, der anderer Denkweise, andern Sitten, anderer Nationalität entspringen könnte.

Emerson wäre vielleicht im Stande, für sein Land, aber in seinem Sinne, eine solche Novelle zu dichten, wie Plato sie für die Athener schrieb. Seine wenigen Gedichte lassen indessen nicht errathen, ob er poetische Gestalten so hinzustellen vermöchte. Aber man lese, wie er in seinem Essay „über das Auftreten in der Gesellschaft" einen Gentleman beschreibt, ein kräftiges germanisches Gegenstück gegen den Platonischen Alcibiades, den übermüthigen Liebling der Geschichte. Ich kann mir kein vollkommeneres Ideal männlichen Charakters denken, als Emerson hier aufbaut. Es ist ein Genuß, das zu lesen, und manchem eine Beruhigung vielleicht, wie Emerson, der freie, republikanische Amerikaner, der sich vor nichts beugt als vor dem eigenen Wollen und der Glorie der germanischen Race, die Bedingungen aus einander legt, unter denen eine aristokratische Gesellschaft möglich, nöthig und schön sein kann; wie er die Freiheit des Auftretens in den glänzendsten Versammlungen als die nothwendige Begleiterin der höchsten Stellung im Leben ansieht. Er spricht nicht von dem, was comme il faut oder fashionable heißt, sondern von dem Wesen eines gebildeten Mannes im historischen Sinne, nicht von der künstlichen Klasse Menschen, die sich durch imaginäre Schranken von den andern abtrennen und besser dünken, sondern von denen, die durch die Ereignisse der Zeit offenkundig an die Spitze der Gesellschaft gestellt werden. Mag sie nun Geburt, Geld, Gewandtheit, Uebermuth des Geistes dahin erhoben haben: sie stehen da, und Keiner kann verneinen, daß sie die Aristokraten des Tages sind und ihren Platz in Wahrheit einnehmen.

Von dem Benehmen dieser Männer spricht er, von der

Aristokratie, die überall wo sie auftritt, als Aristokratie erscheint. Und so behandelt er alles im Bereiche menschlicher Erfahrung liegende; über Liebe, Freundschaft, Politik, Geschichte, Kunst, Dichtung, Klugheit, höheres Bewußtsein im gewöhnlichen Gange des Lebens, über geistige Gesetze, über den Kreislauf der Dinge — wo er hinblickt ordnen sich die Verhältnisse vor seinen Augen, und er sagt einfach was sich seinem Blicke bietet. Er sieht jede Erscheinung im Zusammenhange mit der höchsten Idee, den Dichter, den Propheten den Weltumwälzer nicht allein als einzige Werkzeuge der Vorsehung, sondern den Kohlenträger, Holzhacker, den Steinklopfer am Wege, den niedrigsten Arbeiter als den Inhaber einer nothwendigen Stelle, und die Größe und der Heroismus kleben nicht an dem Stoffe, sondern an der Art und Weise wie er gepackt wird, daran, wie jeder das vollbringt was er von den unzähligen Lebensgeschäften zu dem seinigen auserwählt. Seine Lehre enthält die wahre Lehre von der Zufriedenheit, die heute so ganz abhanden gekommen scheint, und die wir als eine kostbare Mitgift aller Zeiten rühmen. Heute, wo Alles sich aufzulösen scheint, wo sich alle die so lange bestandenen Formen als ungenügend erweisen, in welche ehedem die Lebensläufe der Einzelnen eingegossen wurden, so daß sie eine vorherbestimmte feste Gestalt erhielten, wo die Jüngeren mit verzagter Neugier, die Aelteren mit bedenklicher Unruhe nach dem Kerne umhersuchen, um den sich vielleicht die flüssige Masse wieder ansetzen könnte, nach dem Gesetze das die neuen Krystalle bildet, gibt Emerson dieses Gesetz. Er zeigt, daß die gewohnten Schranken fallen mußten, weil sie unsere Entwicklung nur beengten, und daß in der scheinbar ungebändigten Willkür das wahre Element gefunden ist, in dem sich die Charaktere der germanischen Race so entfalten werden, daß ihre ganze Kraft zu Tage kommt.

Ich hatte gedacht, man müsse das aus ihm heraus

lesen, seine Sätze müßten einschlagen wie die Kugel einer Pistole, die man dicht auf den Fleck hält, den man treffen will.

Die Unkenntnis der Sprache und der Mangel an innerer Freiheit waren jedoch nicht die beiden einzigen Gegner, die ich beobachtete. Es kam noch ein dritter hinzu.

Man erscheint immer im sonderbarsten Lichte, wenn man für etwas Feuer und Flamme ist, ganz allein, das die Andern nicht kennen und ohne Bewegung ansehen. Wenn eine große Sängerin ein Publikum zu losbrechendem Beifall hinreißt, da ist jeder recht auf seinem Platze, der wie die andern schreit und in die Hände klatscht. Aber wenn nur Einer da ist, der sie begreift, wenn alle Andern kalt und stumm bleiben und er sein noch so gerechtfertigtes Entzücken, das vielleicht vier Abende später Jedermann theilen wird, ohne Scheu zur Schau trägt, so macht er sich lächerlich vor den Leuten.

Ich sprach von Emerson wie von einem neu entdeckten Erdtheil. Man hörte es an und ward höchstens ein wenig neugierig auf die Bekanntschaft mit seinen Büchern. Es ist wunderbar, wie ruhig die Welt der Ankunft des wahrhaft Bedeutenden entgegen sieht und es an sich herankommen läßt; es ist als hätte sie ein Vorgefühl, daß es unvertilgbar sei und ihr doch nicht entgehen könne. Man thut nicht einen Schritt entgegen, während wir der leichten Waare, die der augenblickliche Geschmack des Tages allein werthvoll macht, so eilig nachlaufen, als hätten wir wiederum eine Vorahnung, dergleichen müsse rasch und frisch verschlungen werden, weil es sehr bald keinen Genuß mehr biete. Man kann den Leuten alles aufdrängen, sagt Goethe, nur nichts was eine Konsequenz hat. Meine ernsthafte Art, Emerson zu empfehlen, genügte um Bedenken zu erregen. Leute, die mir später offen eingestanden, daß sie ihn kaum angesehen, räsonnirten über

ihn, man refüsirte mir von vornherein sich mit ihm zu befassen: ich hätte mir von einem mittelmäßigen Manne imponiren lassen; überhaupt, warum ich nur von ihm spräche, der wohl ein gescheidter Autor sein möchte, aber für den ja gar keine offene Stelle vorhanden sei?

Ich ließ mich nicht irre machen. Ich forderte Männer, bei denen ich eine ruhige Empfänglichkeit für bedeutende praktische Gedanken voraussetzte, zu einer Lektüre Emerson's auf. Es gelang mir einen Bekannten dahin zu bringen, seine Essays mit wirklicher Aufmerksamkeit zu lesen. Er gab mir schriftlich Bericht über den empfangenen Eindruck. Ich hatte ihm gesagt, daß ich Emerson's Werke übersetzen wolle. „Mir, für meine Person, schrieb er mir, wird es, fürchte ich, für alle Zukunft gleichgültig sein, ob Sie den Emerson übersetzen oder nicht. Ich fühle, er ist ein Dichter, ein dichterischer Redner, aber er ist kein meiner Natur verwandtes Element, er ist ein Amerikaner; Deutsch ist er nicht und wird es nicht, auch wenn Sie ihn noch so gut ins Deutsche übertragen wollten. Ich verspreche übrigens, daß ich wiederholte Versuche machen will, ihn zu verdauen, glaube jedoch kaum, daß ich es weit darin bringen werde.“

Was sollte ich auf eine solche Sprache erwiedern? Es liegt hier keine Feindseligkeit vor, auch in der gelindesten Verdünnung nicht. Jeder hat das Recht, abzuwehren was ihm nicht behagt. Ich fühle mich nicht berufen, die Welt mit Feuer und Schwert auf Emerson zu bekehren. Das Aechte findet seinen Weg; laß ein verkupfertes Goldstück und eine vergoldete Kupfermünze einige Zeit kursiren, so werden sie allmählich ihre Rollen wechseln, es braucht niemand extra daran zu reiben und zu scheuern. So denke ich jetzt von Emerson. Wenn man ein Bedürfnis der eigenen Natur erfüllt sieht durch die Bekanntschaft mit einem Manne, so braucht er darum Andern nicht eben so ersehnt und begehrenswerth zu

erscheinen. Aber ich will noch einmal zu sagen versuchen, warum ich so viel Trost in seinen Schriften finde.

Trost drückt das Gefühl wirklich am besten aus. Was fehlt uns? wonach sehnen wir uns? Freiheit verlangen wir. Früher war das Wort Freiheit eine bedenkliche Parole, vor der die Fürsten und die Völker selbst eine heilige Scheu hatten; heute ist es ein ungefährlicher Ausdruck, der das Ideal einer gut proportionirten Staatsverfassung bezeichnet, zu deren Herstellung die Fürsten und die Parteien im Lande alle gleich willig sind. Aber wo liegt diese Mitte zwischen Gesetz und Willkür? Keiner weiß es. Wir empfinden das Provisorische all unserer Zustände, der innern des eigenen Landes wie der äußern um die ganze Weltkugel herum. Parteien möchten sich bilden, aber es sind keine rechten Parteien, es fließt noch alles durch einander; man spricht sich aus, aber man fühlt, es ist nicht die ganze Wahrheit, die man sagt und die man hört, und man weiß, es sei unmöglich diese volle Wahrheit öffentlich hinzustellen, und sich selbst daneben als den, der sie vertreten will. Diese Atmosphäre lastet auf dem Lande, und selbst die höchsten Berge ragen nicht darüber hinaus.

Wir streben einem andern Zustande entgegen. Jeder sehnt sich nach festerem Boden unter seinen Füßen, man möchte sich einfacher gegenüberstehen und sicherer wissen, was man bei Jedem stillschweigend vorauszusetzen habe. Uniformen und Titel und Abzeichen haben keinen durchgreifenden, geistigen Inhalt mehr; Katholizismus und Protestantismus, so scharf man sie letzter Zeit äußerlich gegeneinander zu stellen bemüht war, sind dennoch im Ganzen keine Gegensätze mehr, die den Menschen von oben bis unten durchdrängen; Adel und Bürgerstand treffen sich friedfertig als Optimaten, wo Geld und Geburt sich ruhig aufwiegen; wir ahnen, daß aus dem gespaltenen Dasein des Tages sich nicht eine der vorhandenen Parteien erheben und die andern besiegen werde, sondern daß

die Parteien in einander schmelzen und endlich nichts übrig bleiben müsse, als eine Kirche und eine Herrschaft. Was aber dann? Der Streit wird der sein, daß diese eine Herrschaft eine germanische sei, der sich Slaven, Romanen, Mongolen, und wie die andern Stämme alle heißen, unterordnen.

Diese einige Kirche und einige Herrschaft unserer Race ist nichts neues. Sie war in Papst und Kaiser repräsentirt. Sie steckt uns im Blute und ist unentbehrlich. Keine Restitution alter Zustände verlangt man, keine neuen Römerzüge, denn die Welt von heute hat gegen die ehemalige eine ungeheure Erweiterung erfahren, und Italien ist nicht mehr die Mitte der Erde; auch keine Durchführung theoretischer Konstruktionen ist unsere Arbeit: wir begnügen uns fürs erste damit, uns klar zu machen, was eigentlich unser Ziel sei; die Richtung ist gegeben, es wird eine Straße daraus werden. Jeder geht da für sich, und doch alle Einen Weg. Dieß verlangt unsere Eigenthümlichkeit heute: große Massen, aber einsame Menschen; rastloses Sammeln von Kenntnissen und Gütern, aber alles Wissen und aller Besitz niedriger als der richtige Blick eines Mannes, der einfach die Dinge anschaut rings um sich herum und ihnen Namen gibt wie ihm gut dünkt. Heute liegt da noch ein Stein auf dem Acker den keiner aufhebt als um ihn ärgerlich bei Seite zu werfen; morgen kommt der Mann, betrachtet ihn, sagt, in dir stecken Reichthümer, und nun nennt ihn alle Welt so und gräbt nach ihm. Wir geben keinen Pfennig mehr für Gelehrsamkeit, aber wir sagen, der Mann ist ein Gelehrter; wir fragen nichts nach der Dichtkunst, aber wir sagen, der Mann ist ein Dichter, der ein Arzt, der ein Maler, der ein Staatsmann, mögen sie studirt haben wo sie wollen, mögen sie ihre Kenntnisse erworben haben wie sie wollen, vorher Kaufleute, Bauern, Soldaten gewesen sein, stehen sie nur an ihrem Platze und

machen sich geltend. Wir fühlen, das Leben muß jetzt so betrachtet werden; wer überhaupt tauglich ist wird das schon finden wozu er besonders befähigt ist. Das ist die Freiheit. Wir sind noch nicht erzogen für sie, aber wir arbeiten ihr entgegen. Emerson ist der Mann, der auf ihrer Höhe steht.

Wir haben eine Art Schauder vor dem Leben in Amerika. Wir sehen ein ungeheures Haus, das jeder Luftzug ins Wanken bringt; die eingewurzelte Unruhe scheint eine stille naturgemäße Entfaltung des Charakters nicht zu erlauben; dem gemeinsten Bürger stehen die höchsten Ehren des Staates offen; eine Vergangenheit mit Gewohnheiten gibt es nicht; die Gesetze hängen ab vom Willen des Moments; die Sitte ist ohne eine feste Gesellschaft in der sie gehegt und zur Bedingung gemacht wird. Nur drei Gewalten gibt es: Geld, Thätigkeit und Charakter. Es ist wunderbar wie diese drei in einander greifen, und wie richtig jede der drei Mächte gestellt ist. Wer Charakter hat nimmt die erste Stelle .ein. Daß dem so sei, lehrt der Augenschein: eine Reihe energischer Leute mit den größten Geistesanlagen stehen überall an der Spitze der Angelegenheiten, wohin sie weder Geld noch rohe Kraft hätten gelangen lassen. Unter ihnen lebt eine Klasse von Bürgern, deren Thätigkeit in größerer oder geringerer Ausdehnung die Höhe bezeichnet, auf der sie stehen. Der Rest, ohne geistige Anlagen, wird nach den Mitteln beurtheilt, die er gerade in Händen hat. Diese Organisation in ihrer Einfachheit bildet eine Basis, auf der das amerikanische Leben unzerstörbar ist.

Auf ihr steht Emerson. Er betrachtet die Welt wie sie um ihn lebendig ist; was vor ihm geschah und gethan ward, ist nur eine Stufe zu der Höhe, auf die er sich gestellt hat. Die Lebenden haben das Vorrecht vor den Todten. Und wenn die Griechen noch so schön gedichtet, gemeißelt, gedacht, ge-

siegt, geherrscht haben: sie sind todt und wir leben. Hätte ich nie etwas von ihnen erfahren, ich lebte dennoch, und der Athem des Frühlings entzückte mich, und Liebe und Leidenschaften bewegten meine Seele. Soll ich verstummen vor dem was gesagt ward ehe ich geboren wurde? Was kümmert mich, ob ich der Epigone einer verschwindenden Epoche bin oder der Vorläufer einer kommenden? Schlußstein oder Fundament? letzter Funken in der todten Asche oder erster Funken erwachender künftiger Gluthen? Ist das Samenkorn der letzte Moment einer schwindenden Pflanze oder der erste einer neu beginnenden? Wozu soll ich meine Seele mit Kenntnissen beladen, die ich nie gebrauchen werde? oder über Dingen mich abarbeiten, deren Nutzen ich nicht einsehe? Viele sitzen da mit ihrer Gelehrsamkeit, wie die persischen Sklaven am Ufer und peitschen das Meer mit Ruthen: die Wellen fließen ihre alten Wege und die Arbeit ist umsonst gethan. Stein auf Stein lassen wir uns von Jugend an eine Last von Kenntnissen aufbürden, und wenn wir handeln sollen, müssen wir all das erst wieder los zu werden suchen, nur um ein paar Schritte vorwärts zu kommen. Statt wenige Dinge in der Schule zu lernen, diese aber gründlich, weil eine Sache gründlich zu wissen die Grundlage alles späteren Wissens bildet, lernen wir unzählige Dinge, die uns gewaltsam in die Seele gepfropft werden und mit denen wir einen unfruchtbaren Staat treiben, bis wir in späteren Jahren Gott danken wenn wir sie vergessen haben.

Es gibt eine Kunst, über dem zu stehen, was man gelernt hat. Kenntnisse sind nur die Leiter zu dem, was sich nicht erlernen und nicht auf erlernte Weise weiter mittheilen läßt. Bei den bedeutendsten Männern fand ich stets diese Freiheit. Sie legten nur ihre eigene Natur als Maßstab an, ihre Bemerkungen klangen, als hätte sie jeder Unstudirte eben so leicht machen können, mit ein wenig Menschenverstand einzig. Statt

sich über uns zu stellen, scheinen sie uns über sich zu stellen, und unbemerkt bemänteln sie unsere eigene Unwissenheit; man wird klüger mit ihnen und weiß nicht wie es kam, das Schwierige scheint leichte Arbeit und das Unklare, Verwickelte entwirrt sich unter ihrem Zuthun, als sei es stets so klar gewesen und erst durch Andere künstlich in Verwirrung gebracht worden.

Emerson besitzt diese edle Weise sich mitzutheilen.. Er erfüllt mich mit Muth und Vertrauen. Er hat gelesen, gesehen, aber er versteckt die Arbeit. Ich begegnete bei ihm vielen bekannten Thatsachen, doch benützt er sie nicht, um die alten abgenutzten Rechenexempel noch einmal mit ihnen zu konstruiren, sondern jede steht an einer neuen Stelle und dient zu neuen Kombinationen. Von jedem Dinge sieht er die direkte Linie ausgehen, die es mit dem Centrum des Lebens in Verbindung setzt.

Was ich kaum zu denken gewagt, weil es mir allzu kühn erschien, brachte er so ruhig vor, als wären es alltägliche Gedanken die sich von selbst verstehen. Er ist ein perfekter Schwimmer im Elemente des modernen Lebens. Er fürchtet sich nicht vor den Stürmen der Zukunft: weil er die Ruhe ahnt, die auf sie folgen wird; er haßt nicht, er widerspricht nicht, bekämpft nicht: weil sein Verständnis der Menschen und ihrer Fehler zu groß, seine Liebe zu ihnen mächtig in ihm ist; ich kann nicht anders als mit inniger Verehrung seinen Schritten folgen und ihn anstaunen, wie er das Chaos des heutigen Lebens sanft und ohne Leidenschaft in seine verschiedenen Provinzen abtheilt. Hätte ich auch nur einen Satz bei ihm gefunden, den ich ausnehmen müßte bei diesem Urtheil, das über alle seine Schriften gesagt wird, ich würde an allem Uebrigen zu zweifeln beginnen und kein Wort zu äußern wagen; aber lange Bekanntschaft hat mich sicher gemacht, und im Gedanken an diesen Mann fühle ich, daß es

vor Zeiten wirklich Lehrer geben konnte, mit denen ihre Schüler jedes Schicksal theilten, weil ihnen alles zweifelhaft und unlebendig erschien ohne den Geist des Mannes, dem sie folgten. Ich will nicht sagen, daß ich eine so blinde Hingebung in mir fühle. Emerson ist ein Amerikaner, die strenge Nationalität seines Volks wird langer Zeit bedürfen, ehe sie der unsrigen gleich kommt; wir stehen höher als die Amerikaner: was ihnen gut thut, kann nicht so unbedingt auch für uns zur Anwendung kommen. Emerson als Charakter erscheint mir bedeutender noch, als wenn ich nur den Schriftsteller in ihm betrachten wollte.

Es ist gewiß kein Unglück, daß in geistigen Dingen, wo der falsche Ruhm so wohlfeil ist, der ächte so schwer zu erwerben bleibt. Da helfen weder Geld noch gute Worte. Ehe man die überwiegende Kraft eines Autors anerkennt, wehrt man sich mit Händen und Füßen und sucht jede Ausflucht. Man kann sich nicht dazu entschließen; bei Todten wohl, bei Lebendigen um keinen Preis. Man will selbst sich nicht geringer dünken als alle Andern. Macht ein Schriftsteller auf nichts mehr Anspruch als auf die Fluth momentaner Anerkennung, die gewährt man rückhaltslos und überströmend, das heißt: man spricht, lobt, bewundert, und diejenigen, deren Urtheil eigentlich das wahre Urtheil ist das bleibt und haftet, lassen dem Dinge seinen Lauf oder stimmen sogar leichthin mit ein, halten sich jedoch stets die Hinterthüre frei, durch die sie sich mit dem Bewußtsein zurückziehen: zu entbehren wäre der Mann denn allenfalls doch, warten wir ab, was zurück bleibt wenn der Lärm ausgetobt hat. Will ihnen aber Jemand auch diesen Rückzug versperren, dann werden sie ernsthaft und lehnen sich auf. Man will seine Freiheit so leicht nicht aufgeben. Dort war man ein großer Herr, und das Lob das man spendete eine graziöse Wohlthat, hier aber wird man zum Almosenempfänger; der

Mann braucht unsern Dank gar nicht, unser Lob verschlägt ihm nichts, wir empfangen und genießen und schämen uns, nichts dafür geben zu können.

Emerson indessen hat uns bis jetzt kaum in diesen Zwiespalt gebracht, auch im entferntesten nicht. Er ist so gut wie unbekannt und erst wenigen nah auf den Leib gerückt. Die Uebersetzung seiner Werke ist eine Arbeit, die sobald nicht gethan werden wird; es hat mir noch nichts so viel Mühe gekostet als der Versuch, den ich machte, einiges aus seinen Werken wirklich Deutsch zu wiederholen. Er schreibt nicht, er scheint zu sprechen; zuerst sieht man keinen Plan, keine Ordnung und sucht verwundert nach dem inneren Zusammenhange dieser Sätze, die alle so abgerissen und fremd neben einander zu stehen scheinen und doch eine so fest in einander greifende Kette bilden. Bald entdeckt man die tiefe Gesetzmäßigkeit, mit der er diese Gedanken entwickelt, und die strenge Folge in ihnen, wo sie zuerst rechts und links vom geraden Wege ab tief im Felde zu stecken schienen. Es ist nicht die Gesetzmäßigkeit eines Spalierbaumes, bei dem der Gärtner die Aeste kommandirt wo sie wachsen sollen und wo fortbleiben, sondern die einer gesunden Buche, wo der Wuchs sich theilt und ausbreitet, regellos scheinbar, endlich aber ist die schönste Baumkuppel fertig und nicht der kleinste Zweig steht falsch und unnöthig an seinem Orte.

Vor einiger Zeit fand ich Emerson's Essays in den Händen einer Frau, der ich sie vorher vergebens aufzubringen suchte. Sie hatte tausend Ausflüchte das Buch zu lesen, sie bewies mir, daß wir in Goethe ja alles das bereits besäßen und viel mehr noch, als was Emerson meiner Ansicht nach uns gewähren solle; es sei also gar keine Nothwendigkeit für uns, selbst wenn er wirklich so wäre wie ich ihn darstellte. Ueberdies habe sie darin gelesen und ganz alltägliche Sachen gefunden, die sie selber längst gedacht und nur nicht

ausgesprochen hätte. Mit Goethe war sie nicht im Unrecht. Dieses Mannes Geist, der tausend Mühlen und Schöpfräder treiben könnte, existirt für die meisten nur in den Fontänen und Wasserfällen, an denen sie gelegentlich ihre Freude haben.

Kurz, Emerson blieb ungelesen. Jetzt fing sie mir plötzlich selbst von ihm an. Er sei doch sehr merkwürdig. Er mache manchmal ganz wunderbar einfache Bemerkungen, durch welche die verwickeltsten Gedanken eine Lösung erhielten. Ich hörte das ruhig an und ließ es dabei bewenden. Nicht lange darauf nahm sie mich ernsthaft ins Gebet und zu meinem Erstaunen theilte sie mir ihre Bewunderung für den Mann so voll und eindringlich mit, daß ich dasaß als wäre ich derjenige, der bekehrt werden sollte. Es machte sie ungeduldig, daß ich nicht mit einstimmte, und sie gab mir zu verstehen, daß sie ihn am Ende besser begriffen und tiefer fühlte als ich selber.

Diese Erfahrung hat sich wiederholt. Mit Vergnügen lasse ich mich bereits hier und da über Emerson's Werth belehren. Mit Erstaunen sehe ich, wie er auch Gegner gewinnt, und was die Vorwürfe sind, die ihm gemacht werden. Die alte Erfahrung bestätigt sich, daß man nur selten im Stande ist, einen Charakter als ein Ganzes aufzufassen und aus ihm heraus das Einzelne zu beurtheilen. Sie ergreifen nur die losgerissenen Züge hier und da; wenn sie viel thun, fassen sie *einige* vereinigt ins Auge; meistens aber nur ganz abgetrennt die Sätze, die sie wie einzelne Fische aus dem großen Netze losmachen, in dem sie unordentlich zu zappeln scheinen, und die sie erst nach ihrer Weise sortiren, um zu wissen, was sie besitzen. Da finden sich denn lauter Widersprüche, Falsches, Halbes, Schillerndes, Geziertes, seinsollend Geistreiches, längst Abgethanes, unnöthigerweise als wichtig Hingestelltes; überall ist Tadel in reichlichem Maße anzubringen. Aber trotzdem, ein Gefühl haben sie doch von der reinen Gesinnung

dieses Mannes, von der Abwesenheit aller Eitelkeit in seinem Auftreten, von dem Ernste seiner Ueberzeugung und, was immer doch das Größte ist, von der Liebe zum Menschengeschlecht, die seine Worte adelt und fruchtbar macht.

Ich zweifle nicht, daß dies Gefühl weiter um sich greifen wird und daß dem Verständnisse des Charakters langsam das Verständnis und Bedürfnis seiner Werke folgen werde.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.



